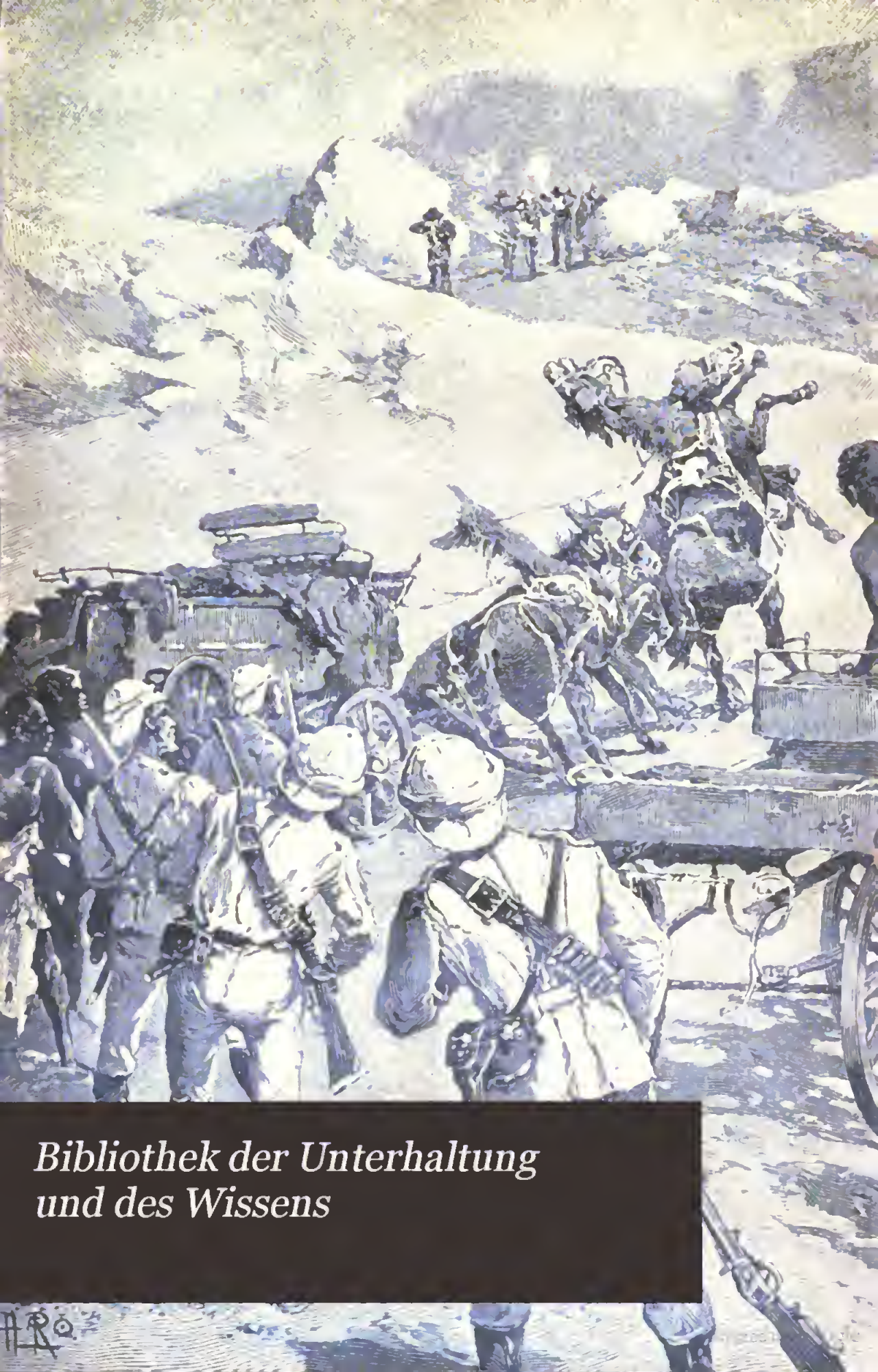
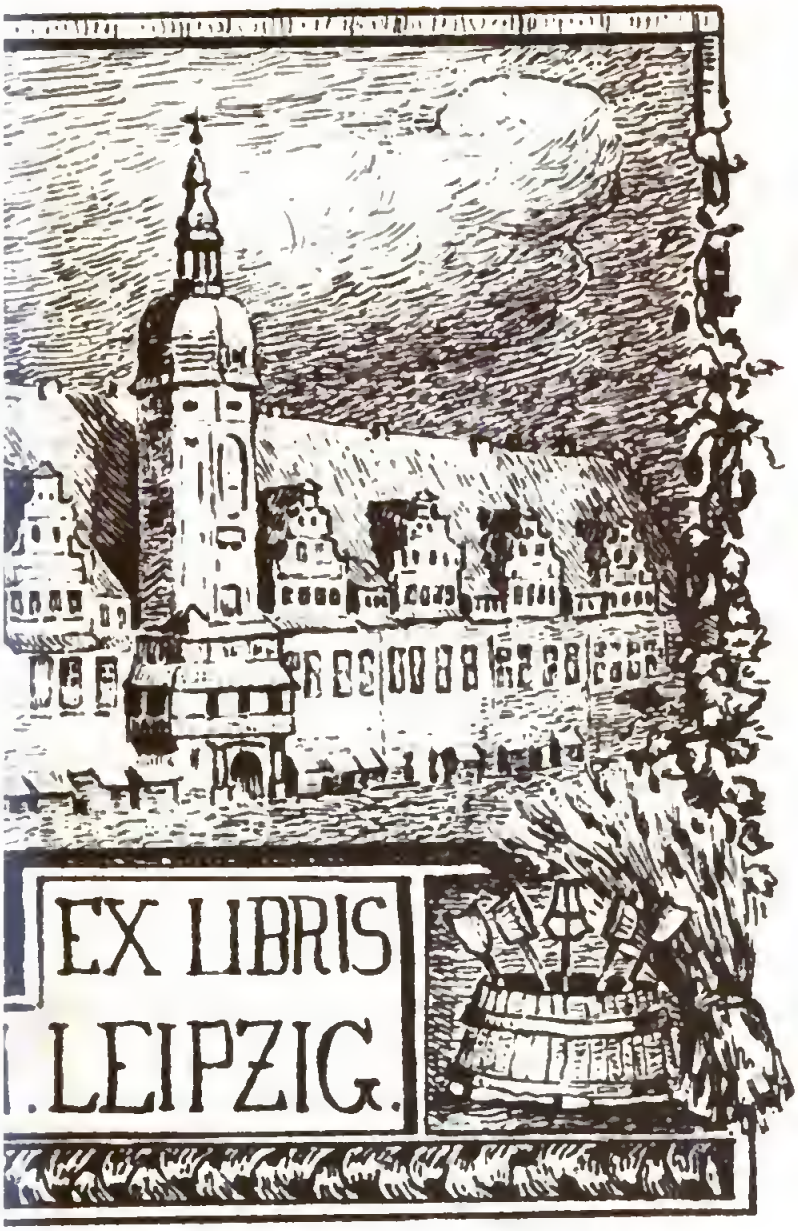


Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

MAX BÜR

Soeben beginnt zu erscheinen:

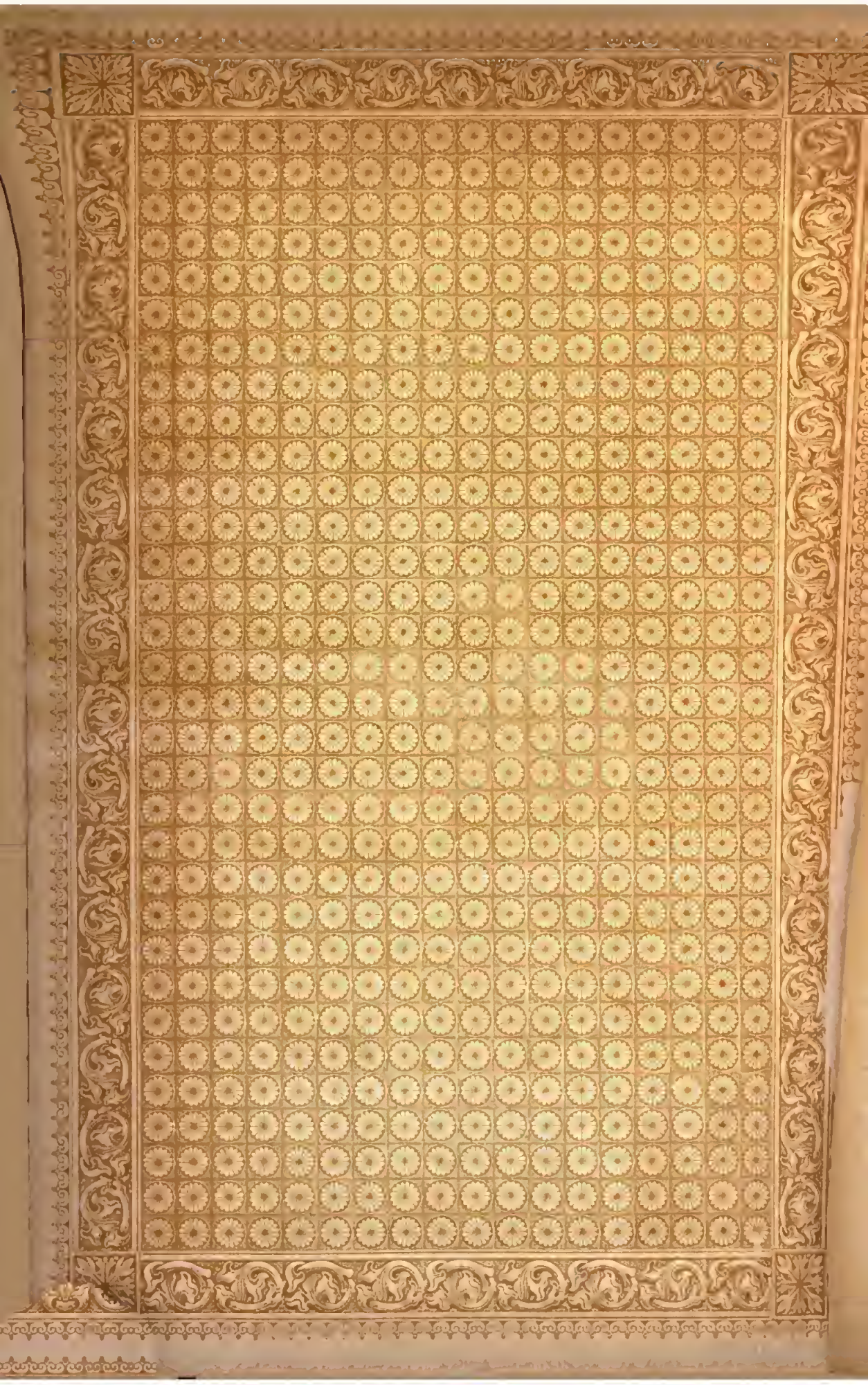


Etwa 280 Seiten Text mit über
200 Textillustrationen
und circa 40 Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Erzählung „In den Kupferminen von Ooliep“ von Gerhard ten Boer.
Originalzeichnung von Albert Richter. (S. 135)

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1894.

Siebenter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Printed in Germany

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
275408A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die Hofdame der Kaiserin. Roman von A. Oskar Klaußmann (Fortsetzung u. Schluß) 7

Getilgte Schuld. Roman von Johannes Emmer . . 37

In den Kupferminen von Dokiep. Erzählung aus Südafrika. Von Gerhard ten Boer 87

Mit Illustrationen von Albert Richter.

Aus der vierten Dimension. Novelle von Lothar v. Brenckendorf 137

Die Petroleumindustrie der Gegenwart. Beitrag zur Geschichte des Welthandels. Von Fr. Berg . . 171

Mit 16 Illustrationen.

Ein Besuch beim Zahnarzt. Heilwissenschaftliche Skizze von Dr. Fr. Parkner 191

Nordamerika's Birk- und Haselwild. Natur- und Jagdbilder von H. Gerstner 203

Mit 15 Illustrationen.

Die Rechte und die Linke. Eine alte Streitfrage. Von Gottfried Pfeuffer 224

Mannigfaltiges:

Elterntreue bei Vögeln 235

Ein Napoleonsbewunderer 236

Seite

Leuchtendes Fleisch 237
Käseverbrauch der Welt 237
Ein Geschenk der Rachel 238
Von den amerikanischen Eisenbahnpostbeamten . . . 238
Der Koch als Musiker 239
Das älteste Gasthaus 240
Eine unterbrochene Vorlesung 240

Die Hofdame der Kaiserin.

Roman

von

A. Oskar Klaußmann.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

12.

Es war am Freitag früh, kurz nach sieben Uhr, als Katharina in der Nähe der Kaserne des Ismailowschen Regiments anlangte. Begleitet von Orlow, Maria Talizin und der Daschkow, betrat sie das Revier der beiden Kompagnien, welche Gregor Orlow ihr bereits hatte Treue schwören lassen. Man hatte den Soldaten Branntwein gegeben, und die Offiziere, die mit im Komplott waren, hatten es verstanden, die Leute aufzuregen und zu begeistern.

Als die Kaiserin vor die Soldaten trat, im Glanze ihrer Schönheit, mit aufgelöstem Haar, bemächtigte sich der Soldaten eine Begeisterung, die an Raserei grenzte. Mit furchtbarem Geschrei stürzten sie auf Katharina zu, warfen sich vor ihr auf die Kniee, und bedeckten den Saum ihres Kleides und ihre Hände mit Küssen.

Die Kaiserin erhob ihre Hände, zum Zeichen, daß sie sprechen wolle. Ihre Stimme zitterte zuerst vor Aufregung, aber das entflammte die Soldaten gerade noch mehr, denn sie glaubten, dieses Zittern entspränge der Angst und Ver-

zweiflung: „Der Zar hat Befehl gegeben, mich und meinen Sohn in dieser Nacht zu ermorden! Nur die Flucht hat mich vor dem Tode gerettet. Zu euch bin ich geflüchtet, ihr seid mein letzter Schutz! Schützet mich, schützet meinen armen Sohn!“

Die Kaiserin streckte flehend ihre gefalteten Hände den Soldaten entgegen, und ein hundertstimmiges Geschrei antwortete ihr: „Wir wollen sterben für unser geliebtes Mütterchen, für unsere Kaiserin! Es lebe die Kaiserin Katharina!“

So tönte es durcheinander. Das Geschrei der Mannschaften der beiden Kompagnien, welches den Anfang der beginnenden Thronrevolution bildete, hätte Todte erwecken müssen. Die ganze Kaserne gerieth in Aufregung und immer mehr Soldaten stürmten herbei und betheiligten sich an dem Hochrufen auf die Kaiserin, ohne zu wissen, um was es sich handelte.

Die kluge Daschkow, noch immer in Männerkleidung, hatte wieder den besten Einfall. Sie hatte einen Popen mit dem Kruzifix holen lassen. Während die Soldaten noch die Kaiserin umjubelten, welche fast betäubt von dem Geschrei dastand, hörte man plötzlich die gellende Stimme der Daschkow, welche rief: „Hinunter in den Kasernenhof, um auf das Kruzifix der Kaiserin den Eid der Treue zu leisten.“

Mit Mühe und Noth wurde verhindert, daß die Kaiserin aufgehoben und nach dem Hofe hinabgetragen wurde. Mit ihrem Gefolge begab sich die Kaiserin in den Hof, der in wenigen Augenblicken von den Soldaten des Ismailow'schen Regiments angefüllt war.

Gregor Orlow trat vor und schrie: „Es lebe unsere gute Mutter, die Selbstherrscherin aller Reußen, die Kaiserin Katharina II.!“

Dann hob der Pope das Kruzifix und forderte in be-

geisterter Rede die Mannschaften auf, der regierenden Kaiserin den Eid der Treue zu leisten. Obgleich die meisten der Soldaten, die nicht von den Orlows und Genossen in die Verschwörung eingeweiht waren, gar nicht wußten, um was es sich handelte, leisteten sie dennoch den Treuschwur mit aufgehobenen Händen, während der Pope das Kruzifix emporhielt.

Während noch der Schwur geleistet wurde, erschienen die Offiziere des Regiments, und obwohl nur wenige von ihnen eingeweiht waren, hielten sie es für das Beste, der Kaiserin zu huldigen. Sie knieten vor ihr nieder und leisteten ihr den Treuschwur.

Damit war das ganze Regiment gewonnen. Ein Major, Namens Tschapalow, und ein Lieutenant Puschkin weigerten sich, im Kasernenhofe zu erscheinen, und wurden durch die Orlows sofort verhaftet.

Kaum war der Treuschwur gethan, als die Mannschaften des Ismailow'schen Regiments zu schreien begannen: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Sie eilten in die Kaserne, um ihre Waffen zu holen. Die Kaiserin stand bleich auf dem Kasernenhofe, umgeben von ihren Getreuen. Ein Gefühl der Schwäche schien sie einen Augenblick anzuwandeln; sie rief Maria Talizin heran und stützte sich einen Moment auf ihre Schultern. Dann zog sie das junge Mädchen an sich und küßte sie lange auf die Lippen.

„Wenn wir sterben," sagte sie, „sterben wir Alle zusammen! Ich werde nie vergessen, was Du um meinetwillen gethan hast, Maria!"

Waffenklirren tönte von der Straße her; man hörte das Geräusch von Pferdehufen. Eine laute Stimme befahl, das Kasernenthor zu öffnen. Ein fürchterlicher Schreck bemächtigte sich aller im Kasernenhofe Eingeschlossenen. Wer stand da draußen: der Freund oder der Feind? War die Verschwörung schon entdeckt? Erst wenige bewaffnete

Mannschaften waren auf dem Hof versammelt. Orlow stürzte in die Kaserne und schrie mit der Stimme eines Berserkers, die Kaiserin sei in Gefahr. Hals über Kopf stürzten die Ismailow'schen Grenadiere bewaffnet in den Hof und begannen sich zu rangiren. Die Offiziere stellten einige Kompagnien schußfertig dem Thore gegenüber auf; dann wurde dasselbe geöffnet.

Eine gewaltige Reiterschaar stand draußen, deren Führer in den Hof hineinjagte.

„Hoch Kaiserin Katharina II.!" schallte es ihm entgegen und „Hoch Kaiserin Katharina II.!" antwortete Rasumowski, der Hetman der Kosaken, der mit 3000 Gardekosaken draußen auf der Straße stand.

In der Nähe der Kaiserin angekommen, sprang er vom Pferd, warf sich ihr zu Füßen und rief: „Dreitausend treue Kosaken wollen für ihre Mutter Katharina sterben!"

Die Kaiserin athmete tief auf. Ein Alp des Schreckens und der Beunruhigung fiel von der Brust der anwesenden Verschworenen. Die Kaiserin eilte bis an das Kasernenthor, um sich den Kosaken zu zeigen, die, ihre Säbel schwingend, in ein infernalisches Geschrei ausbrachen.

Orlow vertheilte unter die Kosaken und die Ismailowschen Grenadiere Geld. Die Kaiserin beförderte sofort eine Anzahl von Offizieren und Mannschaften; dann zog sie sich auf einen Augenblick zurück. Begleitet von Maria Talizin und der Fürstin Daschkow trat sie in das Zimmer Orlow's, der ihr sagte: „Majestät, ich habe Ihnen einen Rock der Ismailow'schen Grenadiere besorgt, der Ihnen passen wird. Ich habe ihn angeblich für einen Junker bestellt, er ist auf die Figur Eurer Majestät berechnet. Wenn die Soldaten Eure Majestät in diesem Anzuge sehen, wird ihre Begeisterung keine Grenze kennen. Wir müssen nach der Kasan'schen Kathedrale marschiren. Der Bischof von Nowgorod ist dorthin bestellt, um die Weihe Eurer Majestät

zur regierenden Kaiserin vorzunehmen. Es gilt noch das Preobraschenskische und Simonowskische Garderegiment zu gewinnen; ebenso die Artillerie. Die Garnison von Petersburg ist dann in den Händen Eurer Majestät."

Die Kaiserin nickte stumm mit dem Kopfe. Orlow eilte hinaus, und mit Hilfe der Fürstin Daschkow und Maria Talizin's kleidete sich die Kaiserin um und zog den Rock des Ismailow'schen Garderegiments an, der ihr in der That ganz vorzüglich paßte. In diesem Militärrock mit dem aufgelösten Haar, mit dem bleichen, schönen Gesicht, sah die Kaiserin imponirender als je aus.

An der Spitze des Ismailow'schen Regiments und der Kosaken rückte die Kaiserin aus der Kaserne, nachdem sie das Pferd Rasumowski's bestiegen hatte. Während sie nach dem Platz vor der Kathedrale von Kasan ritt, schlossen sich ihr noch die Generäle Wolkonski, Stroganow und Bruce an.

Auf dem Platz vor der Kathedrale der Mutter Gottes von Kasan standen in langen Fronten die beiden Garderegimenter, das Preobraschenskische und das Simonowskische, aufmarschirt. Sämmtliche Offiziere standen an ihren Plätzen; die Soldaten standen mit Gewehr bei Fuß, und kein Zuruf wurde laut.

Katharina setzte ihr Pferd in Galop und sprengte auf die Aufstellung der beiden Garderegimenter zu. Der Anblick der schönen Frau in der sonderbaren Kleidung wirkte begeisternd und berauschend auf die Truppen. Mit jedem Galopsprung des Pferdes vermehrte sich das furchtbare Geschrei der Soldaten, und ohne ein Wort zu sprechen, nur durch ihre wunderbare Erscheinung hatte die Kaiserin binnen wenigen Minuten auch diese beiden Garderegimenter für sich gewonnen. Kommandoworte erschallten, und die Truppen präsentirten zum ersten Mal vor ihrer neuen Kaiserin. Das Ismailow'sche Regiment und die Kosaken

besetzten die beiden anderen Seiten des Platzes. Die Glocken läuteten, und in feierlichem Zuge erschien, aus dem Portal der Kirche heraustretend, der Bischof von Nowgorod an der Spitze der Geistlichkeit.

Mit jugendlicher Leichtigkeit und Anmuth sprang die Kaiserin aus dem Sattel, eilte auf den Bischof von Nowgorod zu und küßte ihm die Hand.

Diese Demonstration, durch welche mit einem Schlag die Kaiserin alle Rechte der Kirche und der Geistlichkeit anerkannte und sich in schroffen Widerspruch zu ihrem Gatten setzte, der den Bischof von Nowgorod angefeindet und eingekerkert hatte, verursachte einen neuen Ausbruch des Beifalls bei Offizieren und Soldaten. Von den Stufen der Kathedrale aus hielt der Bischof von Nowgorod eine Ansprache an die Truppen, während die Kaiserin ihm zur Seite stand.

Plötzlich erschien neben ihr Alexei Orlow, der sich schon seit einer halben Stunde entfernt hatte, und flüsterte der Kaiserin in's Ohr: „Euer Majestät, die Artillerie verweigert es, sich der Bewegung anzuschließen. Der Kommandeur der Artillerie, Villebois, beruft sich auf den Eid, den er dem Zaren Peter geleistet hat. Er hat gedroht, mich zu verhaften, obgleich ich ihm wiederholt den Befehl Eurer Majestät gebracht habe, sich hier einzufinden."

Die Kaiserin wendete sich zu Gregor Orlow, und dieser sagte achselzuckend: „Es wird nichts übrig bleiben, als den Narren gewaltsam zu beseitigen und, wenn es sein muß, die Artillerie sofort anzugreifen, bevor die Mannschaften zur Besinnung gekommen sind. Jede Minute der Verzögerung stellt Alles in Frage. Hier heißt es: Alles wagen oder Alles verlieren."

In diesem Augenblick machte sich eine Bewegung in den Reihen des Ismailow'schen Regimentes bemerkbar; dann öffneten sie sich und ließen den General der Artillerie

Villebois durch, der, gefolgt von ſeinen Offizieren, auf dem Platze erſchien.

Erſtaunt und erſchreckt blieb der General einen Augenblick ſtehen. Er ſah die Kaiſerin, er ſah neben ihr den Biſchof von Nowgorod und hörte deſſen begeiſterten Worte, er ſah die Regimenter, und im nächſten Augenblick trat ihm Orlow entgegen und erklärte: „General, die Artillerie iſt die einzige Truppe, welche zögert, unſerer erhabenen Mutter Katharina II. den Eid der Treue zu leiſten. Man behauptet, Sie trügen die Schuld an dieſer Verzögerung. Sie ſehen hier nur Freunde der Kaiſerin. Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun; ich gebe Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit.“

Der General Villebois muſterte verächtlich den einfachen Lieutenant, der es wagte, ihm hier Befehle zu ertheilen. Aber er ſchien ſich darauf zu beſinnen, daß er mit ſeiner Artillerie in der Minderzahl ſei. Er näherte ſich Katharina und grüßte ſie ehrerbietig.

„Was bringen Sie?“ fragte die Kaiſerin.

„Majeſtät,“ entgegnete Villebois, „ich höre mit Erſtaunen von einer Revolution in der Reichshauptſtadt. Iſt Seine Majeſtät der Kaiſer geſtorben, oder was iſt geſchehen? Ich erfahre, daß Eure Majeſtät zur regierenden Kaiſerin ausgerufen ſind. Ich gebe Eurer Majeſtät zu bedenken, daß wir dem Zaren den Eid der Treue geſchworen haben.“

Stolz unterbrach die Kaiſerin den General: „Ich habe Sie nicht rufen laſſen, um Ihre Rathſchläge zu hören, ſondern um Sie zu fragen, ob Sie mir den Eid der Treue leiſten wollen oder nicht?“

Die impoſante Haltung der Kaiſerin, ihre wunderbare Ruhe, ihr ganzes majeſtätiſches Auftreten brachten dem General die Ueberzeugung bei, daß die Sache der Kaiſerin bereits geſiegt habe, und daß es Narrheit ſei, ſich noch weiter zu widerſetzen.

„Ich bin gekommen," sagte er demüthig, „um im Namen der Artillerie und in meinem Namen unserer neuen Kaiserin den Eid der Treue zu leisten."

„Ich danke Ihnen," sagte die Kaiserin; „ich erhebe Sie zum Feldmarschall und verleihe jedem der Offiziere den nächst höheren Rang, als er jetzt besitzt. Führen Sie mir die Artillerie zu!"

— — — — — — — — — — — —

Es war zehn Uhr Vormittags, als die gesammte Garnison von Petersburg der Kaiserin gehuldigt hatte und ein bewaffneter Widerstand innerhalb der Stadt nirgendwo mehr zu befürchten war. Geleitet von den Kommandeuren und den nachdrängenden Soldaten, von denen so viele in die Kathedrale kamen, als überhaupt Platz darin finden konnten, begab sich Katharina an die Stufen des Altars, und hier weihte sie der Bischof von Nowgorod zur Zarin. Er erklärte sie für die Kaiserin von Rußland und ihren Sohn Paul Petrowitsch zum Nachfolger. Die Wölbung der Kathedrale hallte wider von dem Rufe: „Es lebe die Kaiserin Katharina!" Dieser Ruf pflanzte sich auf den Platz vor der Kathedrale weiter fort und drang bis in die Straßen der Stadt bis zur Civilbevölkerung, welche bis jetzt von den ganzen Vorgängen nichts wußte — er verkündete, daß Rußland einen neuen Herrscher habe.

Bestürzt über den Vorgang waren Wolkonski, der unterdeß herbeigeeilte Panin und selbst Rasumowski. In ihrer Absicht hatte es gelegen, Katharina nur zur Regentin an Stelle des unmündigen Thronfolgers auszurufen und eigentlich diesem selbst zu huldigen. Die Ereignisse hatten sich aber mächtiger erwiesen, als die Pläne dieser vornehmen Verschworenen. Die Kaiserin war Selbstherrscherin aller Reußen geworden, uns es gab keine Möglichkeit mehr, sich dieser Thatsache zu widersetzen.

Die Klänge des Tedeums waren in der Kasan'schen

Kathedrale verhallte; die Kaiserin setzte sich an die Spitze der gesammten Garnison und marschirte, von dieser begleitet, nach dem Neuen Palast. Da es wegen der Lage des Palastes nicht möglich war, ihn völlig mit Truppen zu umstellen, verlangten die Soldaten, daß die Kaiserin sich an einen sichereren Ort begebe. Sie leistete dem Wunsche der Mannschaften Folge und ging nach dem alten Winterpalast. Um diesen formirten die Truppen einen doppelten Kreis und mit schußfertiger Waffe waren Infanterie und Artillerie bereit, die selbsternannte neue Kaiserin gegen alle Angriffe zu schützen.

„In Petersburg herrschte bis gegen zehn Uhr Vormittags eine allgemeine Stille, wie sie oft großen Katastrophen voran zu gehen pflegt," schreibt ein Augenzeuge jener Thronrevolution, „dann aber wurde es in der Stadt lebendig, und mit Windeseile verbreitete sich die Nachricht von der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina. Die Thore des Winterpalais wurden geöffnet, und das Volk drängte sich mehrere Stunden lang hinzu, um vor der Kaiserin sich zur Erde zu werfen und den Eid der Treue zu leisten. Die Vornehmeren hatten auch nichts Eiligeres zu thun, nachdem sie beim Erwachen von der neuen Wendung der Dinge gehört hatten, als herbeizukommen und Katharina ihre Dienste anzubieten. Peter III. schien bereits vergessen. Absichtlich ausgebreitete Gerüchte ließen ihn auf der Jagd mit dem Pferde gestürzt und verunglückt sein. Als Katharina den auf ihren Befehl zu ihr gebrachten Großfürsten Paul Petrowitsch vom Balkon aus den Soldaten und dem versammelten Volke zeigte, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Einen seltsamen Anblick gewährten die langen Prozessionen von Beamten, von Herren und Damen des Hofes, welche in Galakleidern auf Befehl und von selbst sich herbeidrängten, um der ‚neuen Sonne' zu hul-

digen und zu Fuß über den Platz zu kommen suchen mußten, weil der Volksmenge wegen kein Wagen an denselben heranfahren konnte.

Während man bei Hofe mit der Huldigung beschäftigt war, sorgten die Führer der Empörung für militärische Sicherung des Besitzes der Residenz. Es wurden zahlreiche Wachen errichtet, Kanonen auf den Kreuzwegen und öffentlichen Plätzen aufgefahren, obgleich sich kein Widerstand von irgend einer Seite her zeigte. Mehrere für gefährlich betrachtete Personen wurden verhaftet, was für die Soldaten und den Pöbel zugleich das Signal war, deren Wohnungen zu plündern. Das Letztere geschah nach gut russischem Herkommen bei solchen Gelegenheiten auch mit den Bäcker-, Bier- und Branntweinhäusern, aus denen der Pöbel sich Muth holte, auf allen Gassen die Drohung auszustoßen, daß alle Deutschen ermordet werden sollten.

In Petersburg machte eigentlich kein anderer Mensch Miene, sich der Sache Peter's III. anzunehmen, als sein Oheim Prinz Georg Ludwig von Holstein, der Kommandeur des Gardekorps. Dieser war einige Tage vorher mit seiner Familie in die Stadt gekommen, um noch einige Vorbereitungen zu einer Reise nach Deutschland zu treffen. Sobald die Kunde von dem Aufruhr zu ihm drang, war er sogleich zu Pferde gestiegen und hatte sich, nur von seinem Leibhusaren gefolgt, auf den Weg nach den Kasernen begeben. Sehr bald wurde er jedoch von einem Trupp der berittenen Garde angehalten und, da er sich nicht ohne Weiteres ergeben wollte, rücksichtslos vom Pferde gerissen, in den ersten besten Wagen geworfen, der des Weges kam, und so nach dem Winterpalais transportirt. Hier wurde er aber nicht eingelassen, sondern Befehl gegeben, daß man ihn wieder nach Hause bringen und dort bis auf weitere Ordre bewachen sollte. Als er wieder nach Hause kam, war schon ein Haufen Soldaten und Gesindel beim Plün-

dern. Bediente und andere Hausbewohner waren schmählich gemißhandelt und in einen Keller gesperrt, alle Gemächer und Behältnisse erbrochen und ausgeleert worden. Den jungen Prinzen hatte man die Uhren und Geldbeutel aus der Tasche geraubt und die goldenen Schnüre von den Uniformen gerissen. Nur das Schlafzimmer der Prinzessin war durch einen russischen Unteroffizier vor dem Gesindel geschützt worden.

Beim Anblick des Zustandes, in welchem Prinz Georg sein Haus und die Seinigen wiederfand, kannte sein Zorn keine Grenzen. Den Degen hatte man ihm abgenommen, so versetzte er denn dem Ersten, der ihm in den Weg kam, einem Soldaten, der beutebeladen das Haus verlassen wollte, einen derartigen Fußtritt, daß der Plünderer rückwärts zu Boden stürzte und nicht gleich wieder auf die Beine kommen konnte. Seine Kameraden fielen nun aber über den Prinzen her, schlugen unbarmherzig auf ihn los, und der ihn begleitende Offizier mußte den Degen gebrauchen, um ihn derb zerbläut aus den Fäusten der Soldaten zu retten. Er konnte noch von Glück sagen, daß die Soldaten, um bequemer plündern zu können, ihre Waffen abgelegt hatten, sonst wäre er schwerlich mit dem Leben davongekommen.

Als ihn Katharina an einem der nächsten Tage durch einen Offizier über die ihm widerfahrenen Unannehmlichkeiten ihr Bedauern ausdrücken und dabei ihre Wohlgewogenheit versichern ließ, war seine Entrüstung noch immer so groß, daß er diesem Offizier zur Antwort gab: ‚Mein Herr, wer sich unter die wilden Schweine wagt, muß darauf gefaßt sein, daß es ihm ergeht, wie es mir ergangen ist.‘“

— — — — — — — — — — — —

Katharina Iwanowna, die Kammerfrau der Kaiserin, wahrte das Geheimniß der Flucht ihrer Herrin bis in die Morgenstunden. Sie sagte den Hofdamen, die zum Dienst

antraten, und der Dienerschaft, die Kaiserin habe eine sehr schlechte Nacht gehabt und würde etwas länger ruhen als gewöhnlich; sie möchten sich still verhalten und warten, bis die Kaiserin Jemand rufe oder klingle. Dann hatte sie den Juwelenkasten der Kaiserin in eine Tasche gepackt und war unbemerkt über eine Hintertreppe nach dem Park hinunter und bis an den Meeresstrand gegangen. Hier lag die Yacht, welche die Kaiserin seit ihrem Aufenthalt in Peterhof bereit hielt, angeblich für Spazierfahrten, in Wirklichkeit, um im äußersten Nothfall auf dem Wasserwege entfliehen zu können.

Die Kammerfrau rief den Führer der Yacht, der mit den Leuten der Bemannung zur Stelle war, an und sagte ihm, er solle sie ein wenig in die See hinaus, auf Petersburg zu fahren; der Morgen sei so schön, sie fühle sich nicht ganz wohl und wolle sich ein wenig durch den Aufenthalt auf dem Wasser erfrischen. Der Führer der Yacht kannte die einflußreiche Kammerfrau und zögerte nicht, ihrem Wunsche zu willfahren. Sie veranlaßte ihn dann unterwegs, den Kurs mehr und mehr nach Osten zu richten, bis sie ihn schließlich aufforderte, sie in Petersburg abzusetzen.

Erst gegen Mittag kam Katharina Iwanowna hier an und hörte, daß die Revolution geglückt sei. Noch bevor die Kaiserin von Petersburg gegen ihren Gatten abmarschirte, empfing sie ihre getreue Kammerfrau und war nicht wenig erfreut, die alte Vertraute nun auch bei sich und in Sicherheit zu wissen. —

In Peterhof wartete die Dienerschaft geduldig auf den Augenblick, bis die Kaiserin Jemand rufen würde; es wurde indeß immer später, ohne daß aus ihrem Zimmer ein Laut gedrungen wäre.

Gegen elf Uhr Vormittags kam ein Bote aus Oranienbaum, welcher meldete, daß der Kaiser Nachmittags zur

Feier des Peter- und Paulsfestes in Peterhof einzutreffen gedenke. Von dieser Absicht des Kaisers mußte die Kaiserin verständigt werden, und eine der Hofdamen übernahm es daher, sie zu wecken. Natürlich hatte ihr Klopfen an der Thür des Schlafzimmers gar keinen Erfolg, so sehr man auch das Klopfen verstärkte.

Endlich öffnete die Hofdame die Thür und fand das Bett der Kaiserin leer.

Eine Viertelstunde später befand sich ganz Peterhof in fieberhafter Aufregung, die Kaiserin war verschwunden. Man entdeckte auch das Fehlen der Katharina Iwanowna, man suchte das ganze Schloß und den Park ab und erfuhr, daß Katharina Iwanowna eine Lustfahrt mit der Segelyacht angetreten hätte, von der Kaiserin aber zeigte sich keine Spur. Es wurde auch der Wachtposten vernommen, und einer derselben theilte mit, Katharina Iwanowna wäre in der Nacht nach Petersburg gefahren. Er war bereit, seine Aussagen zu beschwören, und wußte alle Details der Abfahrt zu Wagen anzugeben. Umgekehrt waren Zeugen vorhanden, welche wußten, daß Katharina Iwanowna mit der Lustyacht davongefahren war.

In Oranienbaum ahnte man von den Vorgängen in Petersburg nichts. Es steht fest, daß an dem verhängnißvollen Morgen des 9. Juli 1762 der Kaiser Peter III. lustiger und fröhlicher war als sonst. In den frühesten Morgenstuuden war ein Kurier eingetroffen, welcher eine Depesche brachte, die man indeß in Oranienbaum nicht verstand. Sie theilte mit, daß Passek keine Geständnisse mache, daß man trotzdem Besorgnisse hege, und der Inhalt der zweiten Depesche bezog sich immer wieder auf die erste Depesche, welche durch die Vorsicht Orlow's nicht in die Hände des Kaisers gekommen war. Peter las die Depesche durch und schüttelte den Kopf. Auch Gudowitsch las die Depesche, aber sie war ihm unverständlich; trotzdem

fragte er den Kaiser, ob irgendwelche Nachfrage in Petersburg gehalten werden sollte.

Peter erklärte, es sei nicht nöthig; in bester Laune bestieg er in der zwölften Stunde in Oranienbaum zur Fahrt nach Peterhof einen Wagen, in welchem noch die Gräfin Woronzow, Graf Hordt, Gudowitsch und einige Damen Platz nahmen. Mehrere Wagen mit übermüthig lachenden und scherzenden männlichen und weiblichen Mitgliedern des kaiserlichen Hofes folgten dem ersten Wagen.

Kurz vor zwei Uhr Nachmittags näherte man sich Peterhof. Der kaiserliche Wagen begegnete hier einem Diener zu Pferde, welcher einen Brief an den Adjutanten des Kaisers, an Gudowitsch, hatte. Der erste Kammerherr von Peterhof, der gleichzeitig das Amt eines Schloßhauptmanns führte, machte in dem Briefe dem Adjutanten von dem Verschwinden der Kaiserin Mittheilung und bat ihn, vorsichtig dem Kaiser die Nachricht beizubringen.

Gudowitsch las den Brief und erschrak; er reichte ihn dem Kaiser, der ihn ebenfalls las und erblaßte. Dann stiegen plötzlich Gudowitsch und der Kaiser aus dem Wagen und gingen zu Fuß nach Peterhof, eifrig miteinander sprechend. Die Heiterkeit bei den Insassen der Wagen verschwand, denn man sah den Kaiser und seinen Adjutanten bestürzt und erschreckt. Bald war Peterhof erreicht. Noch immer herrschte hier Verwirrung und Schrecken über das Verschwinden der Kaiserin, und aus Petersburg waren keine Nachrichten eingetroffen. Peter befahl der Hofgesellschaft, auf den Wagen zu bleiben, bis er selbst im Schloß einige Anordnungen getroffen habe. Er erhielt widersprechende Nachrichten; nur soviel stand fest, die Kaiserin war verschwunden. Peter III. ging selbst zu den Wagen hinaus und sagte zu dem Grafen Hordt und der Woronzow: „Habe ich es nicht gesagt? Sie ist zu Allem fähig! Die Kaiserin ist fort, sie ist geflohen!“

Ein furchtbarer Schreck bemächtigte sich der vorhin noch so lustigen Gesellschaft, man ahnte, daß etwas sehr Schlimmes im Gange war. Man sah es auch dem Kaiser an, daß er rathlos war und nicht wußte, was er zu thun hatte.

Gudowitsch rieth, sofort nach Oranienbaum zurückzukehren, Hordt war dafür, in Peterhof zu bleiben, weil man hier näher an Petersburg sei. Graf Hordt kam auch auf den Gedanken, die Schloßtruppen sofort die Straße absperren zu lassen, die von Petersburg über Peterhof nach Oranienbaum führte, und Niemand passiren zu lassen, um sich so in den Besitz von Nachrichten zu setzen.

Diese Maßregel des Grafen Hordt erwies sich als außerordentlich praktisch, schon eine halbe Stunde später wurde ein Wagen angehalten, in dem sich ein französischer Friseur befand, der von Petersburg kam und nach Oranienbaum wollte. Er wurde vor den Kaiser geführt, und dieser fragte ihn, wie es in Petersburg stehe. Der Friseur war schon um zehn Uhr Morgens aus der Stadt gefahren, als man in der Civilbevölkerung noch gar nicht wußte, was eigentlich geschah; treuherzig antwortete er dem Kaiser: „In Petersburg steht es sehr gut. Ihre Majestät die Kaiserin ist da und feiert das Peter- und Paulsfest unter kolossalem Jubel der Soldaten, mit denen sie vor die Kasan'sche Kathedrale gezogen ist."

Der Kaiser antwortete dem nichtsahnenden Friseur mit einem wilden Fluch und befahl, ihn hinauszuwerfen.

Nun war das Geheimniß gelöst, der Kaiser sowohl wie sein näheres Gefolge wußte jetzt, daß die Würfel gefallen waren. Die Kaiserin inmitten der Truppen, umjubelt von diesen, das war die Revolution!

Es dauerte zwei Stunden, bis wieder ein Wagen von Petersburg kam, auf dem ein harmloses Bäuerlein saß. Der Bauer wurde angehalten und gefragt, wohin er wolle.

Er erklärte, er wolle zum Kaiser nach Oranienbaum mit einer wichtigen Nachricht, und als er erfuhr, daß der Kaiser in Peterhof sei, bat er, sofort zu ihm geführt zu werden. Als der Bauer vor dem Kaiser stand, verbeugte er sich tief und erklärte: „Ich bin der Diener des Staatsraths und Präsidenten des Manufakturkollegiums Bressan und bringe einen Brief von meinem Herrn, den ich Eurer Majestät allein zu übergeben habe. Ich mußte die Verkleidung eines Bauern wählen, um aus Petersburg herauszukommen."

Bressan war ein früherer Kammerdiener Peter's III., ein Italiener von Geburt; Peter hatte ihn zum Staatsrath und Präsidenten gemacht, und der Kammerdiener war der Einzige, der seinem kaiserlichen Herrn treu blieb und ihm, unmittelbar bevor durch Truppen das nach Oranienbaum führende Thor gesperrt war, durch den verkleideten Diener Nachricht zukommen ließ. Der Brief, den Peter erhielt, war sehr kurz, aber inhaltschwer; er lautete:

„Die Garden haben sich empört und die Kaiserin befindet sich an ihrer Spitze. Es schlägt soeben neun Uhr und sie wird in der Kasan'schen Kirche zur Selbstherrscherin aller Russen ausgerufen. Alles scheint die Bewegung zu theilen, und von den getreuen Unterthanen Eurer Majestät läßt sich Niemand sehen."

Der Kaiser las den Brief mehrmals durch, dann ließ er die Hände, mit denen er den Brief hielt, kraftlos sinken und erklärte: „Sie ist mir zuvorgekommen."

Unmittelbar darauf befahl er, daß sämmtliche Damen der Hofgesellschaft sich nach Oranienbaum begeben sollten. Er blieb mit den Männern allein und ließ von Oranienbaum noch diejenigen Getreuen kommen, mit denen er einen Kriegsrath halten wollte.

Was sollte geschehen? Die erste Hauptsache wäre entschlossenes Handeln gewesen, aber Peter III. war nie vorher in seinem Leben so unentschlossen, so muthlos gewesen, wie an

dem wichtigsten Tage, an dem es sich um seinen Thron und, wie es sich bald herausstellte, um sein Leben handelte. Er setzte sich hin und schrieb einen kurzen Brief, in dem er der Kaiserin befahl, sofort nach Peterhof zurückzukehren. — Wer sollte den Brief befördern? Gudowitsch gedachte es zu übernehmen, der Kaiser wollte ihn jedoch nicht von seiner Seite lassen. Die anderen Höflinge erklärten Gudowitsch unter der Hand, sie wünschten mit dem Auftrag verschont zu bleiben. Der Ueberbringer des Briefes war gefährdet; dann kam er auch unwillkürlich zwischen zwei Feuer, man wußte ja noch nicht, ob der Kaiser oder die Kaiserin siegen würde, und wenn sich der Ueberbringer des Briefes nicht der richtigen Partei anschloß, war er verloren.

Graf Hordt erbot sich schließlich, den Brief zu bestellen.

Der Kaiser schien sehr erfreut, er reichte dem Grafen die Hand und bemerkte: „Ich sehe, daß Sie mein Freund sind, Herr Graf. Nehmen Sie den Brief, geben Sie ihn meiner Gemahlin und fordern Sie sie persönlich auf, sofort nach Peterhof zurückzukehren! Nehmen Sie meinen Wagen und fahren Sie damit nach Petersburg! Bringen Sie mir so schleunig als möglich Nachricht!"

13.

In Petersburg standen die Sachen für die Kaiserin sehr günstig.

Einige Kavallerieregimenter, die außerhalb der Stadt lagen, erklärten sich von selbst für die Kaiserin, und gegen Mittag verfügte sie über fünfzehntausend Mann der besten Truppen. Die Stadt war in Belagerungszustand, aber sehr ruhig. Die Revolution hatte sich mit einer Leichtigkeit vollzogen, an welche keiner der Verschworenen geglaubt hatte. Die Berathung der vornehmsten Theilnehmer der Revolution und der ihr seit den letzten Stunden beigetretenen Offiziere lief daher auf den Beschluß hinaus,

daß man so schleunig wie möglich mit den enthusiasmirten Truppen gegen den Zaren marschiren müsse.

Mittags wurde ein von Odar vorbereitetes Manifest vertheilt. Es war darin von der allen wahren Söhnen Rußlands einleuchtenden Gefahr die Rede, welche dem Reiche drohe, indem nicht nur die rechtgläubige Kirche gestürzt und eine neue Religion eingeführt werden solle, sondern auch der mit so viel Opfern auf den höchsten Gipfel gebrachte Ruhm der russischen Waffen durch den neulich mit dem Erbfeinde, mit Preußen, geschlossenen Frieden gänzlich preisgegeben sei. Die ganze innere Ordnung des Reiches, auf welcher das Glück der Unterthanen beruhe, sei freventlich gestört worden, und von diesen gebietenden Beweggründen durchdrungen, habe die Kaiserin sich zu Gott gewendet, seine Barmherzigkeit angefleht und den Entschluß gefaßt, sich dem Wunsche aller Unterthanen gemäß auf den souveränen Thron aller Reußen zu erheben und die feierliche Eidesleistung empfangen.

Während der Publikation dieses Manifestes ritt die Kaiserin in der Gardeuniform, begleitet von ihren Hofdamen Maria Talizin und der Fürstin Daschkow, sowie vielen ihrer Vertrauten durch die Reihen der vor dem Palais aufgestellten Truppen. Sie gab sich den Anschein, als wolle sie sich selbst an die Spitze der Truppen stellen und sie gegen den entthronten Peter führen, und ihr zuversichtliches Benehmen flößte Allen, die sie sahen, dieselbe Sicherheit ein, in welcher sie sich zu bewegen schien. Nach dieser Art von Revue kehrte sie in den Palast zurück und speiste an einem geöffneten, nach dem Platze gehenden Fenster, so daß sie von den defilirenden Truppen gesehen werden konnte, die unterdeß aus der Stadt rückten.

Um sechs Uhr Abends stieg die Kaiserin wieder zu Pferde. Sie trug jetzt einen Kranz von Eichenlaub im Haar, hatte den Degen gezogen und eilte in Begleitung

der beiden obengenannten Hofdamen, des Hetman Rasumowski, Iwan Schuwalow's und vieler Großen und Offiziere, sowie einer Abtheilung berittener Garde den in der Richtung von Peterhof abmarschirten Truppen nach, wo sie in Krasnaja Kabak, einem Wirthshause an der Straße, Halt machte.

— — — — — — — — — — — —

Hier traf Nachmittags Graf Hordt ein, wurde indeß von der Kaiserin nicht empfangen. Man ließ ihn nicht einmal in das Haus, in dem die Kaiserin war, so daß er weder diese noch ihr näheres Gefolge sah.

Graf Panin kam zu dem auf der Straße harrenden, noch immer im Wagen sitzenden Grafen und erklärte ihm: „Ihre Majestät hat den Brief des Kaisers gelesen und behält sich die Antwort vor. Sie, Herr Graf, sind unser Gefangener. Ihre Majestät die Kaiserin läßt Ihnen im Interesse Ihrer eigenen Sicherheit befehlen, sich sofort nach der preußischen Gesandschaft in Petersburg zu begeben und dieselbe ohne Befehl nicht zu verlassen. — Heda, Lieutenant Bibikow, eskortiren Sie mit einem Zug Kosaken diesen Herrn nach Petersburg. Auf Wiedersehen, Herr Graf!"

Graf Hordt war Gefangener und sollte den Kaiser Peter III. nicht mehr wiedersehen. . . .

Unmittelbar nach der Abfahrt des Grafen Hordt bemächtigte sich des Kaisers wieder tiefe Niedergeschlagenheit und eine Unentschlossenheit, die verhängnißvoll für ihn wurde. Der oben erwähnte Augenzeuge dieser wichtigen Vorgänge schreibt:

„Alle Maßregeln, zu welchen Peter III. sich endlich ermannte, waren abwehrender Art, während ihn nur entschlossenes Angreifen retten konnte. Er ließ seine Holsteiner von Oranienbaum kommen, wollte sein in Petersburg stehendes Regiment an sich ziehen, diktirte wüthende Manifeste gegen die Empörer und ließ die Bauern aufbieten.

Die Ankunft des alten Feldmarschalls Münnich schien ihm jedoch eine thatkräftigere Haltung zu geben. Dieser rieth, mit den verfügbaren Truppen sogleich nach der Residenz aufzubrechen. Das Volk und die Truppen wären dort jedenfalls schmählich getäuscht worden, und des Kaisers persönliches Erscheinen werde allem Vermuthen nach hinreichen, um sie zur Pflicht zurückzuführen.

Peter III. machte in der That Anstalten, als wollte er diesem Rathe folgen. Die Nachricht, daß Katharina mit zwanzigtausend Mann auf Peterhof anrücke, änderte aber wieder Alles. Die Losung war Rückzug nach Oranienbaum.

Münnich stellte jedoch das Zwecklose eines solchen Entschlusses vor und nannte Kronstadt als den Ort, wo Sicherheit und Mittel zur Bewältigung der Empörung zu finden wären. Die Besatzung und die gegen Dänemark ausgerüstete, dort vor Anker liegende Flotte werde hinreichen, um Petersburg wieder zu unterwerfen. Wirklich sandte Peter III. sogleich den General Lieven ab, um den Befehl in der Festung zu übernehmen, und ließ zwei Yachten in Stand setzen, um ihm nach Kronstadt zu folgen. Diese Festung liegt gegenüber von Oranienbaum in der Mündung der Newa auf einer Insel. Es war damals nur die dem kaiserlichen Lustschlosse zugewandte Seite stark befestigt, weil hier auch der Kriegshafen sich befand. Der ohnedies gefährlich zu befahrende Arm des Stromes an der anderen Seite war durch hineingestürzte mächtige Felsblöcke völlig unschiffbar gemacht worden.

Die Anstalten zu Peter's III. Abfahrt nach Kronstadt waren gerade beendigt, als von dort ein Adjutant mit der Meldung eintraf, daß die Besatzung nur seiner Befehle wie seiner Ankunft gewärtig sei. Das war wieder eine tröstliche Nachricht. Anstatt aber sogleich nach Kronstadt aufzubrechen, verlor Peter jetzt kostbare Stunden, indem

er die von Oranienbaum angelangten Holsteiner bei Peterhof in Schlachtordnung aufstellte. Keine Vorstellung dagegen fand Gehör bei ihm. Er schalt Alle Hasenfüße und sagte: ‚Wir werden doch nicht eher fliehen, als wir den Feind gesehen haben?‘

Allein gerade das geschah; denn als gegen Abend die Nachricht von Katharina's Anmarsch auf Peterhof sich bestätigte, gab Peter plötzlich zur eiligsten Einschiffung das Zeichen, und seine Ungeduld, nach Kronstadt zu kommen, kannte keine Grenze.

Allein er kam nun zu spät. —

Es war keine Stunde her, daß der Admiral Talizin dort ganz allein mit geheimen Aufträgen von Petersburg ankam. Zwar konnte er nicht ohne Wissen des neuen Festungskommandanten landen, der jedoch dem Vorgeben des Admirals Glauben beimaß: er komme von seinem Landhause, und da er von Unruhen in Petersburg gehört habe, so wolle er nicht versäumen, an seinem Platze auf der Flotte zu sein. — Sobald er am Lande war, machte er jedoch den Festungskommandanten mit den Vorgängen in Petersburg bekannt und verlangte, er solle sich mit der Besatzung der Kaiserin anschließen. Dieser Antrag machte den Kommandanten so bestürzt, daß er darüber versäumte, seine Schuldigkeit zu thun und den Ueberbringer desselben augenblicklich festnehmen zu lassen. Dieser benutzte diese Unentschlossenheit, um sich schnell der Mitwirkung einiger ihm bekannter Offiziere, sowie eines Theiles der Besatzung zu versichern, und ließ nun von ihnen den Kommandanten in Haft nehmen, indem er ihm boshaft genug in's Gesicht sagte: ‚Ich habe Sie gefangen genommen, weil Sie nicht den Muth hatten, mich gefangen nehmen zu lassen‘.

Talizin versammelte alsbald die Besatzung und begegnete keiner Weigerung, als er ihr den Eid für Katharina ab-

nahm. In gleichem Sinne wurden nun die bisherigen Anordnungen verändert, und als in der Nacht die kaiserliche Yacht der Festung sich näherte, wurde sie von den Wachen angehalten und, trotzdem daß Peter III. sich zu erkennen gab, barsch und mit der Drohung abgewiesen, daß auf die Fahrzeuge gefeuert werden würde, wenn sie sich nicht wieder entfernten.

Vergebens drangen Gudowitsch und Münnich in Peter III., sich daran nicht zu kehren, sondern rasch an's Land zu gehen, da Niemand auf ihn zu feuern wagen werde. Peter gab seine Sache selbst auf und flüchtete in die Kajüte. Auf wiederholte Weisung, sich zu entfernen, ruderten die kaiserlichen Yachten davon, und von den Wällen schallte ihnen ein donnerndes Hurrah für Katharina II. nach, zu dem Peter III. nichts zu sagen wußte, als: ‚Ich habe diesem Verrath vom ersten Tage meiner Regierung an entgegengesehen.'

Kronstadt war also durch unverzeihliche Säumniß verloren, und Münnich sollte nun von Neuem Rath und Hilfe schaffen. Er rieth, nach Reval zu gehen, wo eine zweite Abtheilung der ausgerüsteten Kriegsflotte lag, von da mit einem Kriegsschiffe nach Preußen zur Armee zu eilen, an deren Spitze zu treten und so mit sechzigtausend Mann nach Rußland zurückkehren, das ihm in wenig Wochen wieder gehorchen werde. Allein so ruhig das Wetter, so spiegelglatt das Meer war, die Höflinge widerstrebten dem kühnen Zuge und wendeten namentlich ein, daß den Ruderern zu solcher Reise die Kräfte fehlen würden.

‚Wir wollen ihnen Alle helfen,' sagte Münnich.

Allein Peter III. ließ sich zu der Rückkehr nach Oranienbaum bestimmen, wo man am Sonnabend in der Frühe ankam. Die ganze Meuterei könne keinen anderen Zweck, als eine Versöhnung mit seiner Gemahlin haben — redete man ihm ein — und es werde daher besser sein, mit ihr

zu unterhandeln, als sie zu bekriegen, was allerdings den persönlich muthlosen Kaiser auch besser ansprach."

In Oranienbaum dauerte die vollständige Rathlosigkeit weiter fort. Als Graf Hordt nicht zurückkehrte, als die Nachricht kam, daß die Kaiserin mit den Truppen gegen Oranienbaum im Anmarsch sei, entschloß sich Peter zu dem demüthigenden Schritte, eine Bittschrift an seine Frau zu richten, in welcher er ihr erklärte, er sei bereit, auf den Thron zu verzichten, wenn sie ihm freien Abzug nach Holstein gewähren wolle. Sechzigtausend treuer Soldaten, die außerhalb des Reiches standen, hatte Peter zur Verfügung; dazu kam wahrscheinlich doch die Hilfe des Preußenkönigs, auf die er bei der Wiedereroberung seines Thrones rechnen konnte, dazu eine wohlausgerüstete Flotte, und dennoch entschloß sich Peter zu dem demüthigenden, ihn für immer entehrenden Brief, den er durch den Kammerherrn Ismailow an die Kaiserin schickte.

Ismailow sah, wie die Sachen standen, er kannte die verzweifelten Verhältnisse in Oranienbaum und warf sich bei Ueberreichung des Briefes der Kaiserin zu Füßen, um ihr zu erklären, daß er ihr ergebener Diener sei und nur in ihrem Interesse handeln wolle. Zwei Stunden nach Uebergabe des Briefes befand sich Ismailow in Begleitung von Alexei Orlow schon wieder auf dem Rückwege nach Oranienbaum, um den Kaiser zu einem schriftlichen Verzicht auf den Thron und die Regierung zu veranlassen und ihn zu bewegen, daß er sich auf Gnade und Ungnade der Kaiserin ergab. Alexei ließ sich vor dem Kaiser nicht sehen, aber Ismailow wußte den kopflosen Beherrscher aller Reußen so zu bearbeiten, daß dieser sich hinsetzte und folgenden Verzicht eigenhändig niederschrieb:

„Während der kurzen Zeit meiner souveränen Beherrschung des russischen Reiches habe ich in der That erfahren, daß meine Kräfte für eine solche Last und Beschwerde nicht

hinreichend sind, und daß ich nicht im Stande bin, es sei auf welche Weise es wolle, und noch viel weniger mit unumschränkter Gewalt, das russische Reich zu beherrschen. Ich habe auch selbst die Zerrüttung des inneren Zustandes desselben bemerkt, welche den Umsturz des Reiches nach sich gezogen und mir folglich zur ewigen Schande gereicht haben würde. Nachdem ich es also bei mir wohl überlegt, so deklarire ich hiermit ungezwungen vor dem ganzen russischen Reiche und der ganzen Welt auf das Feierlichste, daß ich der Regierung des ganzen russischen Reiches auf meine ganze Lebenszeit entsage und weder mit unumschränkter Gewalt, noch sonst auf einige Weise in meinem Leben über das russische Reich zu herrschen begehren, auch niemals durch einigen Beistand darnach trachten werde, welches mit reinem Herzen, ohne Heuchelei, vor Gott und der ganzen Welt ich mit einem Eidschwure bekräftige. Diese Entsagung habe ich ganz mit eigener Hand geschrieben und unterzeichnet den

29. Jun. (9. Jul.) 1762. Peter."

Nachdem dieses Dokument in Orlow's Hände gelangt war, bestieg Peter mit der Gräfin Woronzow, mit Gudowitsch und Ismailow einen Wagen und fuhr nach Peterhof. Wuth und Verachtung erfüllte die wenigen entschlossenen Männer, die er in Oranienbaum zurückließ, als er sich so leichtsinnig der Gewalt seiner Feinde gänzlich überlieferte. Er kam auf seinem Wege durch alle vor Peterhof aufgestellten Truppen, zuerst durch Rasumowski's dreitausend Kosaken, die ihn nie zu sehen bekommen hatten und schweigend anstarrten, als er durch ihre Reihen dahinfuhr. Bei den Garderegimentern empfing ihn der donnernde Ruf: „Es lebe unsere Mutter, die Kaiserin Katharina II.!"

Bei der Ankunft in Peterhof wurde Peter von seinen Begleitern getrennt. Er mußte sich vor Aller Augen der

Zeichen ſeiner Würde und ſeiner Uniform entledigen, in deren Taſchen man viele Diamanten und andere werthvolle Juwelen fand. In einen alten Schlafrock gekleidet, führte man ihn dann in ein kleines Zimmer und bald darauf nach dem von Petersburg ſechs Meilen entfernten alten Schloſſe Robſcha. Es durfte ihn aber kein einziger von ſeinen Bedienten dahin begleiten, und ein getreuer Kammerdiener, der ſich hinten auf den Wagen geſtellt hatte und ſo doch mit nach Robſcha gekommen war, wurde ſogleich nach Petersburg zurückgeſchickt.

Man hatte Peter III. verſprochen, ihn nach kurzer Gefangenſchaft nach Holſtein zu entlaſſen. Indeſſen wurden ihm die wenigen Tage in ſeiner Einſamkeit zu Robſcha lang genug, und er hatte bereits um Zuſendung ſeiner Violine, ſeines Mohren und Hofnarren und eines Lieblingshundes gebeten. Er bekam aber nichts von Allem. Am ſechsten Tage erſchienen dagegen Graf Alexei Orlow, der Schauſpieler Wolkow, ein Freund Orlow's, und der Kammerherr Teplow, der ehemalige Hofmeiſter Raſumowski's, bei Peter III. Sie gaben vor, daß ſie ihm ſeine nahe Entlaſſung anzukündigen hätten, und erbaten ſich dann die Ehre, mit ihm ſpeiſen zu dürfen. Nach Landesſitte wurde vor dem Eſſen Branntwein vorgeſetzt, und während Teplow die Aufmerkſamkeit Peter's abzulenken ſuchte, ſchenkte Orlow ein und warf in das Glas des unglücklichen Kaiſers eine dazu mitgebrachte Doſis Gift.

Peter III. hatte nichts gemerkt und trank ohne Argwohn, bekam aber nach ſehr kurzer Zeit heftige Schmerzen. Orlow wollte ihn bewegen, zur Stillung derſelben mehr zu trinken, was aber Peter laut abwies, ihn Giftmiſcher und Mörder ſchalt und nach Milch und anderer Hilfe rief. Da Beide ihm nun gewaltſam mehr Gift einflößen wollten, Peter aber ſich wie raſend dagegen ſträubte, entſtand ein gewaltiger Lärm.

Alexei Orlow hatte zuerst Hand an den Unglücklichen gelegt. Er kniete dem zu Boden Geworfenen auf der Brust und suchte ihm mit Teplow die Gurgel zuzuschnüren, als der die Wache kommandirende junge Fürst Baratinsky hinzukam. Dieser wußte schnell Rath, er machte aus einer Serviette eine laufende Schlinge und warf sie mit Teplow dem bejammernswerthen Opfer um den Hals. Er wurde dabei von Peter noch so im Gesicht verletzt, daß er die Spuren davon lange wie ein Brandmal zur Schau trug. Orlow floh vor den Vorwürfen Peter's auf die Terrasse, während die anderen Zwei das von ihm begonnene Werk vollendeten.

Sobald der Mord vollbracht war, ritt Orlow mit verhängtem Zügel nach Petersburg zurück und überbrachte die Nachricht davon der Kaiserin, die gerade Cour hielt und die Botschaft mit der größten Ruhe hinnahm. Sie blieb so heiter wie zuvor, und auf Panin's Rath wurde die Bekanntmachung vom Hintritte des abgesetzten Zaren für den kommenden Tag vorbehalten. An diesem wurde ein Manifest publizirt, in welchem als Ursache von dem plötzlichen Tod des Kaisers eine Hämorrhoidalkolik angegeben war. Außerdem stellte das bestochene und eingeschüchterte medizinische Kollegium auf Grund der vorgenommenen Oeffnung der Leiche des Kaisers ein Gutachten aus, daß er bei dem vorgefundenen schlechten Zustande seiner Eingeweide höchstens noch sechs Monate zu leben gehabt hätte.

14.

Am dritten Tage seiner Gefangenschaft erhielt Graf Hordt einen Brief der Fürstin Daschkow, in welchem sie ihm mittheilte, daß ihn die Kaiserin zu sprechen wünsche.

In einem geschlossenen Wagen wurde der Graf von der preußischen Gesandschaft nach dem Winterpalais gebracht. Die Daschkow empfing ihn mit ihrem liebenswürdigsten

Lächeln. Trotzdem lag etwas Elegiſches über ihrem ganzen Weſen.

Sie reichte Hordt beide Hände und erklärte ihm: „Wir haben geſiegt. Ueberraſchend ſchnell iſt die Entſcheidung gekommen. Sie waren unſer Freund, Herr Graf, und nun iſt es an mir, meine Verſprechungen Ihnen gegenüber einzulöſen. Wenn Sie auch nicht dazu gekommen ſind, uns zu warnen, ſo hatten Sie doch den guten Willen, und dann will ich nicht vergeſſen, daß wir einmal nahe daran waren, Liebesleute zu werden. Ihre Majeſtät unſere erhabene Kaiſerin will Sie empfangen, allerdings nur heimlich. Ich bin aber in der Lage, Ihnen im Auftrage Ihrer Majeſtät jetzt ſchon Dinge zu ſagen, die zu Ihrer Information dienen ſollen. Die Kaiſerin iſt gezwungen, das Bündniß mit König Friedrich ſofort aufzulöſen. Es iſt ſo unpopulär, daß es für die Befeſtigung der Kaiſerin auf dem Throne unumgänglich nothwendig iſt, ſich von dem Preußenkönig loszuſagen. Die allgemeine Stimmung im Lande verlangt ſogar, daß ſich die Kaiſerin gegen Ihren Herrn feindſelig zeigt. Ich bin beauftragt, Ihnen mitzutheilen, und autoriſire Sie, dies an König Friedrich zu melden, daß dieſe Gegnerſchaft der Kaiſerin gegen ihn nur äußerlich iſt, und daß die Kaiſerin nie vergeſſen wird, wie König Friedrich ſich alle Mühe gegeben hat, das Verhältniß zwiſchen Peter III. und ſeiner Gemahlin zu verbeſſern. Allerdings, Tſchernyſchew wird ſofort abberufen werden; aber König Friedrich braucht nicht zu fürchten, daß die Ruſſen wieder gegen ihn Front machen. Ihnen, Herr Graf, wird es freigeſtellt werden, hier zu bleiben, oder ſich nach Preußen zu begeben; Sie ſind frei und können gehen, wohin Sie wollen. Die Herren aus der Umgebung des verſtorbenen Kaiſers ſollen auf Wunſch der Kaiſerin in keiner Weiſe beläſtigt werden. Auch der Adjutant des verſtorbenen Kaiſers, Gudowitſch, erfreut ſich des Wohlwollens

und der Gnade Ihrer Majestät der Kaiserin. Doch nun zu etwas Anderem, zu etwas Privatem. Sie erinnern sich des Abends, an dem ich zu Ihnen kam, um Ihnen betreffs meiner Freundin Maria Talizin und deren Verheirathung mit Orlow Mittheilung zu machen. Theils im Interesse unseres Geheimplanes, theils aus sehr egoistischen Motiven habe ich Sie damals belogen. Meine Strafe soll es sein, Ihnen jetzt die volle Wahrheit zu sagen."

Mit raschen Worten erzählte jetzt die Fürstin dem aufhorchenden Grafen Hordt, wie ihn Maria Talizin immer geliebt habe, und daß die Ehe mit Orlow nur zum Schein geschlossen worden sei. Sie erzählte ihm von dem Betrug, der mit dem angeblichen Tode Maria's gespielt worden war; dann eilte sie hinaus, um im nächsten Augenblick mit Maria Talizin zurückzukehren, die mit thränenüberströmtem Gesicht und doch glückselig lächelnd Hordt ihre Arme entgegenstreckte.

Einen Freudenschrei stieß Graf Hordt aus, dann riß er die todtgeglaubte Geliebte in seine Arme und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen.

Einen Augenblick blieb die Fürstin Daschkow stehen und betrachtete mit wehmüthiger Miene die beiden Liebenden; dann eilte sie hinaus und begab sich zur Kaiserin, bei der sie unbedingten Zutritt hatte. Katharina hatte wohl eingesehen, was ihr die Fürstin war, und sie behandelte sie seit dem Augenblick der Entscheidung wie eine Freundin.

„Was bringst Du, meine Liebe?" fragte sie; „Du siehst erregt aus."

„Nichts, Majestät," antwortete die Fürstin Daschkow, „nichts von Belang. Ich komme mit einer Bitte, aber nicht für mich. Geben Sie die Genehmigung, daß Maria Talizin die Gattin des Grafen Hordt wird."

Die Kaiserin schien erstaunt. „Wie?" sagte sie, „Graf Hordt ist der Mann, den Maria Talizin liebt? Das hätte

ich nicht erwartet. Und natürlich haſt Du auch in dieſem Falle die Hände im Spiel?"

Die Fürſtin Daſchkow nickte. „Ja," beſtätigte ſie, halb launig und halb ernſt, „auch hier hatte ich meine Hände im Spiel, vielleicht ein wenig zu viel. Da drüben in meinem Zimmer ſind zwei glückliche Menſchen, Graf Hordt und Maria Talizin. Darf ich ſie hierher bringen, damit ſie aus dem Munde unſerer gnädigen Kaiſerin erfahren, daß dieſe den Herzensbund der Beiden billigt?"

„Laß ſie kommen!" ſagte die Kaiſerin. „Aber ich kenne Dich nicht wieder, meine Liebe. Aus der tollen Fürſtin Daſchkow wird eine ſentimentale Schwärmerin, deren Hauptberuf es ſcheint, Ehen zu ſtiften und glückliche Menſchen zu machen. Was man doch an ſeinen beſten Freunden erlebt! Führe ſie zu mir; ich bin in der Laune, heute Menſchen glücklich zu machen."

— — — — — — — — — — — —

Wenige Tage, nachdem die Kaiſerin Katharina II. Maria Talizin für die verlobte Braut des Grafen Hordt erklärt hatte, während gleichzeitig die Scheinehe mit Orlow für ungiltig erklärt worden war, reiste Graf Hordt nach Deutſchland zu König Friedrich zurück. Maria Talizin blieb an der Seite der Kaiſerin, überhäuft mit Geſchenken, Ehren und Würden.

Den Grafen Hordt trieb es zu ſeinem Könige, dem wieder ſchwere Verlegenheiten durch den Tod Peter's III. drohten. Das Genie Friedrich's des Großen wußte ſich aber auch über dieſe Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Tſchernyſchew erhielt allerdings Befehl von der Kaiſerin, ſofort nach Rußland zurückzukehren; aber Friedrich der Große verſtand es, den ruſſiſchen General, der wohl auch heimliche Informationen von der Kaiſerin beſaß, zu veranlaſſen, daß er in der letzten entſcheidenden Schlacht gegen die Oeſterreicher unthätig auf dem Schlachtfelde ſtehen blieb

und so die Oesterreicher zu dem Glauben veranlaßte, die Russen seien noch die Bundesgenossen der Preußen.

Bald darauf kam der Friedensschluß, und für König Friedrich die Zeit, in der er endlich die Wunden heilen konnte, welche der furchtbare sieben Jahre lang dauernde Krieg seinen zerrütteten Staaten geschlagen hatte.

Rußland ging einer neuen Epoche der Blüthe entgegen unter der Kaiserin, der man den Namen der „nordischen Semiramis" gegeben hat, und welche trotz der tiefen Schatten, welche auf ihrem Charakterbilde ruhen, doch als Regentin zu den bedeutendsten Frauen gehört, die jemals auf einem Throne gesessen haben.

Unmittelbar nach dem Friedensschluß kehrte Graf Hordt nach Petersburg zurück, um Maria Talizin zu heirathen. Der König hatte ihm den Generalsrang und den Schwarzen Adlerorden verliehen und ließ ihn in einer Stellung in Petersburg als seinen Vertrauten und direkten Attaché bei der Person der Kaiserin.

Die Fürstin Daschkow blieb die Freundin der Kaiserin; sie brachte es sogar bis zur Präsidentin der Akademie der Wissenschaften, welche Katharina für Rußland gründete. Sie blieb bis zum letzten Augenblick auch die aufrichtige Freundin von Maria Talizin und Graf Hordt, dem einzigen Manne, der es fertig bekommen hatte, das wilde Herz der Fürstin zu rühren.

Ende.

Getilgte Schuld.

Roman

von

Johannes Emmer.

(Nachdruck verboten.)

Erſtes Kapitel.

Jede Stadt hat irgend etwas, worauf ſie beſonders ſtolz iſt, und in jeder Stadt findet ſich etwas Geheimnißvolles, von dem alle Leute ſprechen und das die Wenigſten kennen. Jenes iſt oft nur ein kleines Wahrzeichen, gering an Werth, vielleicht nur durch eine Sage bedeutungsvoll geworden; und das Andere irgend eine dunkle Geſchichte oder ein ſpukhaftes Haus, das ein phantaſievoller Menſch in's Gerede brachte.

In W. iſt beides in einem Ding vereinigt. Das Geheimnißvolle bildet zugleich den Stolz der Stadt, d. h. in dem Sinne, daß Jedermann davon wie von einer beſonderen Merkwürdigkeit ſpricht. Der Wahrheit gemäß muß aber geſagt werden, daß ſehr Viele recht abfällig über dieſe Merkwürdigkeit urtheilen und es am liebſten ſehen würden, wenn die Polizei derſelben ein Ende machen wollte. Dieſe vielbeſprochene Beſonderheit iſt der Klub der Dreizehn.

W. hätte auf andere Dinge ſtolz ſein können, auf ſeine glanzvolle geſchichtliche Vergangenheit als ehemalige Reichsſtadt, auf ſeine herrliche Lage in einer geſegneten Land-

ſchaft mit mächtigen Wäldern, köſtlichen Gärten und fruchtbaren Saatfeldern, auf den Reichthum ſeines Bodens, den man nach „ſchwarzen Diamanten" durchwühlte, und auf den Reichthum ſeiner Bewohner. Es hätte ſtolz ſein können auf die prächtigen Villen, welche außerhalb des Weichbildes der alten Stadt entſtanden waren; auf die gewaltigen Gewerkſchaftsanlagen, welche nach der anderen Seite hin, längs des Fluſſes lagen; es hätte ſich auch rühmen können ſeiner Lebensluſt, welche die Stadt zu gewiſſen Zeiten zum Sammelplatz der Landherren aus der Umgebung machte, auch dieſer und jener großſtädtiſchen Einrichtung. Doch all' dies war für einen Bewohner von W. etwas Gewöhnliches, er ſah es tagtäglich mit eigenen Augen und darum hatte es keinen Reiz.

Der Klub der Dreizehn aber — ja, das war etwas Anderes. Das war das Geheimnißvolle, von dem man nichts Genaues wußte und daher ſich ungeheuerliche Vorſtellungen machen konnte. In W. zu leben, ſtand Jedem frei; hier reich zu werden, dazu bedurfte man nur Thatkraft und ein wenig Glück, doch in den Klub der Dreizehn aufgenommen zu werden, war faſt etwas Unerreichbares.

Mit dem Geheimniß war es eigentlich nicht ſo ſchlimm beſtellt, die Klubräume waren zu gewiſſen Zeiten auch für Nichtmitglieder geöffnet, es wurden in denſelben kleine Feſte veranſtaltet, an welchen die beſte Geſellſchaft theilnahm. Man kannte den Vorſtand des Klubs, nur wußte man nicht genau, wie viele und welche andere Perſönlichkeiten noch „wirkliche" Mitglieder ſeien. Es gab Manche, die von dem Anſehen des Klubs der Dreizehn für ſich Nutzen ziehen wollten und mit halben Andeutungen und geheimnißvollen Anſpielungen den Glauben an ihre Mitgliedſchaft zu erwecken bemüht waren. Es war ſelbſtverſtändlich, daß dem Klub nur Herren aus der guten Geſellſchaft angehören konnten, die auch reich waren; und ebenſo

ſelbſtverſtändlich, daß die abenteuerlichſten Geſchichten von dem Treiben im Klub erzählt wurden. Je toller dieſe Geſchichten waren, deſto eher fanden ſie Glauben.

Am 15. Januar 187* war „geheime Sitzung" im Klub der Dreizehn. Der Präſident verkündete den Gegenſtand der Tagesordnung.

„Es handelt ſich um die Aufnahme eines neuen Mitgliedes, welches wir, ich und meine beiden Herren Kollegen vom Vorſtand, Ihnen vorſchlagen."

Eine Stimme unterbrach den Präſidenten: „Das wievielte Mitglied?"

„Der Vorgeſchlagene wäre der Fünfunddreißigſte, erhält alſo die Rangnummer IX. c."

Es gab nämlich im Klub der Dreizehn allerdings nur dreizehn Nummern, jede Nummer aber konnte mehrere Inhaber zählen, die zuſammen jedoch nur eine Stimme hatten.

Der Präſident fuhr fort: „Der Herr, welchen wir Ihnen zur Aufnahme empfehlen, iſt der Premierlieutenant v. Liebenſtein. Ich ſetze voraus, daß der Vorgeſchlagene den Herren bekannt iſt und ſchreite zur Ballotage."

„Nicht nöthig, Akklamation!" rief man.

„Es iſt Wahl durch Akklamation vorgeſchlagen; wird Widerſpruch dagegen erhoben?"

„Nein! nein! Angenommen!"

„Ich erkläre ſomit Herrn Premierlieutenant v. Liebenſtein als Mitglied des Klubs der Dreizehn und werde mir geſtatten, den Herrn zu unſerer nächſten Zuſammenkunft einzuladen."

Damit war die Tagesordnung der geheimen Sitzung erſchöpft. Allerdings verließen die Herren den Klub erſt mehrere Stunden ſpäter, da ja noch ein Mahl, ein kleines Spielchen und einige andere Amüſements auf dem Programme der zweiten, nicht geheimen, Abtheilung ſtanden. — —

Premierlieutenant v. Liebenſtein war aus der Kaſerne heimgekommen, etwas müde und durchkältet, und wollte daher bis zum Speiſen ein wenig ausruhen. Er hatte es ſich eben kaum etwas bequem gemacht, als es klopfte, und ehe er noch ein unwirſches: „Herein!“ gebrummt hatte, war ſchon die Thüre geöffnet worden.

„Ah, Herr Fenelon! Was verſchafft mir das Vergnügen, Sie bei mir zu ſehen?“

„Bleiben Sie nur liegen, Herr v. Liebenſtein,“ erwiederte der Beſucher, da der Premierlieutenant aufſprang, „geſtatten Sie nur, daß ich den Pelz ablege — ſo! Und eine Cigarette darf ich wohl auch nehmen?“

Herr Fenelon hatte den Pelz auf einen Stuhl geworfen, einen andern für ſich herangerückt und aus einer Kaſſette auf dem Tiſche eine Cigarette genommen, die er ſich anſteckte.

„Ich ſah,“ begann er, „beim Vorüberfahren Ihren Burſchen unten und erkundigte mich nach Ihnen. Da er ſagte, Sie ſeien eben nach Hauſe gekommen, ſo ging ich denn gleich mit herauf. Ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß Sie geſtern in den Klub der Dreizehn aufgenommen wurden.“

„In den Klub der Dreizehn?!“ Der Premierlieutenant fuhr aus ſeiner behaglichen Lage auf. „Nach Allem, was ich über den Klub gehört habe, iſt das ja eine beſonders große Ehre!“

Herr Fenelon lächelte. „Nun ja; wir ſind etwas zurückhaltend in den Aufnahmen. Ich habe mir erlaubt, Sie vorzuſchlagen, und man hat Sie mit Akklamation zum Mitglied erwählt. Ein Beweis, welcher Sympathien Sie bereits genießen!“

„Sehr ſchmeichelhaft in der That! Daß Sie aber mich gar nicht darauf vorbereiteten —“

„Klubſatzung, mein lieber Herr v. Liebenſtein! Wir

theilen immer erſt die vollendete Thatſache mit. Geſchieht aus Vorſicht; es könnte doch einmal Einer, der vorgeſchlagen wird, in der Ballotage durchfallen, und der wäre natürlich ſehr gekränkt, wenn er dies erführe. Das wollen wir vermeiden."

„Wenn nun aber ein Aufgenommener ablehnen würde?"

„Kommt nicht vor! Die Mitgliedſchaft des Klubs lehnt Keiner ab! Natürlich wählen wir auch nur Perſönlichkeiten, die für uns geeignet ſind."

„Welchem Umſtande verdanke ich dieſe Auszeichnung?"

„Eigentlich verdanken Sie es Ihrem Oberſten!"

„Nicht möglich! Meinem Oberſten? Iſt der auch Mitglied?"

Herr Fenelon mußte wieder laut auflachen. „Gott bewahre! Aber er hat Sie beſtens empfohlen, noch ehe Sie hierherkamen."

„Das verſtehe ich nicht."

„Es iſt in der That ſo. Sie waren, wie geſagt, noch nicht hier, da ſprach Ihr Herr Oberſt in einer intimen Geſellſchaft von Ihnen, beiläufig ſo: ‚Da hat man mich wieder von einer netten Beſcheerung verſtändigt. Man verſetzt wieder einmal einen Menſchen zu meinem Regimente, der nichts als tolle Streiche im Kopfe hat. Na, hier iſt erſt der rechte Boden dazu, meine Herren ſind ohnehin lebensluſtig genug, und wenn dann noch Einer dazu kommt, der den Teufel im Leibe hat, wie dieſer tolle Liebenſtein, dann kann man ſich auf ſchöne Geſchichten gefaßt machen.'"

Jetzt lachte auch der Premierlieutenant. „Das war allerdings ſehr empfehlend!"

„Im vollen Ernſt, das hat Sie empfohlen. In den paar Wochen, welche Sie nun ſchon in W. verlebt haben, wird Ihnen wohl klar geworden ſein, daß man hier Leute wie Sie zu ſchätzen weiß. Sie haben durchaus die Er-

wartungen gerechtfertigt, die man auf Sie ſetzte. Der Klub der Dreizehn mußte unter ſolchen Umſtänden natürlich auf einen Mann aufmerkſam werden —"

„Den man als den tollen Liebenſtein vorgeſtellt hatte!" fiel lachend der Premierlieutenant ein. „In Ihrem Klub ſoll es ja auch, wie man ſich erzählt, toll hergehen."

„Erwarten Sie nichts Außerordentliches. Wir ſind einfach Leute, welche fröhlich ſein und das Leben genießen wollen. Wer Witz, gute Laune, vielleicht auch etwas Uebermuth mitbringt, iſt uns willkommen."

„Na, jedenfalls iſt es für mich eine Ehre und ein Vergnügen —"

„In erſter Linie ſoll es ein Vergnügen ſein!" warf Fenelon ein.

„Ich danke Ihnen herzlich für dieſen Beweis Ihrer Zuneigung."

„Uebermorgen werde ich Sie einführen, paßt es Ihnen?"

„Gewiß! Ich ſtehe zur Verfügung."

„Alſo abgemacht, und verzeihen Sie, daß ich Sie ſtörte." Herr Fenelon warf ſeinen Pelz über. „Noch Eins: haben Sie den heutigen Abend frei?"

„Leider nicht, ich bin eingeladen, ſoll wieder einmal in einer Familie vorgeſtellt werden, bei Herrn v. Löling."

„Ah, bei Löllings! Vornehmes, feines Haus! Dort brauchen Sie gerade nicht zu erwähnen, daß Sie dem Klub der Dreizehn angehören."

Der Lieutenant lächelte. „Das kann ich mir wohl denken. Sind Sie auch in der Familie eingeführt?"

„Nein! Vor dieſen Kreiſen ſteht der Engel mit dem Flammenſchwerte, welcher ſolch' ſündige Menſchenkinder, wie ich eines bin, nicht einläßt. Sie werden es übrigens dort ganz behaglich finden, ab und zu mag es ja ganz wohl thun, im Paradieſe der frommen Sitte zu wandeln, mit geſcheidten Leuten geſcheidt zu reden, zarte Frauen zu

ehren und die ritterliche Galanterie der alten Schule zu üben."

„Soll das Alles vielleicht eine Umschreibung für Langeweile sein?"

„Bewahre! Ein geistreicher Mann wird überall angenehme Unterhaltung finden. Klares frisches Wasser ist auch ein köstliches Getränke, besonders wenn man viel Sekt im Leibe hat. Beides schmeckt zur rechten Zeit. — Doch jetzt muß ich fort. Adieu!"

Der Premierlieutenant streckte sich wieder auf seinem Ruhebette aus, nachdem er sich eine frische Cigarette angesteckt hatte, und dachte nach.

„Klares Wasser! Hm! Eigentlich hat er Recht, es thut wohl, ab und zu in reine Luft zu kommen. — Wenn nur das lustige Leben nicht gar so reizend wäre. Freilich — einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinsinkt, und der ganze tolle Spuk ein Ende nimmt. — Na, warten wir es ab, vielleicht bringe ich es dann fertig, auch ein ernster Mensch, braver Gatte, zärtlicher Familienvater und so weiter zu werden. — Na, was gibt es schon wieder?"

Die letzten Worte waren an den Burschen gerichtet, der die Thüre geöffnet hatte und durch den Spalt den Kopf hereinsteckte. „Herr Baron Prettau läßt fragen, ob er eintreten darf."

„Natürlich! Sehr willkommen!"

Der Premierlieutenant sprang auf und ging selbst zur Thüre, um den Besucher hereinzuholen.

Baron Prettau war weder eine auffallende, noch imponirende Erscheinung, sein Wesen hatte jedoch etwas Angenehmes, ein gewisser melancholischer Ausdruck nahm für ihn ein, man fühlte, daß man es mit einem Manne zu thun habe, der redlichen Charakter und jenes Wohlwollen besitzt, welches mehr Rücksicht auf die Anderen, als

auf die eigenen Intereſſen nimmt. Kenntnißreich war er, durch viele Reiſen mit den Verhältniſſen fremder Länder vertraut; bei aller vornehmen Zurückhaltung doch gefällig und entgegenkommend, aber auch, wenn es ſein mußte, im Stande, eine ungeahnte Energie zu entwickeln. Solche Perſönlichkeiten werden geſchätzt, aber auch zurückgeſetzt; die Rückſichtsloſen verdrängen ſie, die Schlauen nützen ſie aus, und die Frauen ſpielen mit ihnen.

„Nun, mein lieber Baron, Sie machen ein ſo ernſtes Geſicht! Haben Sie unangenehme Nachrichten erhalten?" fragte Herr v. Liebenſtein.

Der Baron nickte. „Iſt es Ihnen noch nicht bekannt?"

„Was denn?"

„Käthe Sendling hat ſich verlobt."

Der Premierlieutenant bezwang ſich, um nicht zu lächeln, nur ein mitleidiger Blick ſtreifte den Baron. „Ah! Die! Ich habe die Verlobungskarte noch nicht erhalten. Ihnen hat man wohl die allererſte geſendet?"

„Es ſcheint in der That ſo, Keiner der Bekannten hat noch eine in Händen. Es ſcheint faſt, als ob man ſich nur einen Scherz mit mir machen wollte."

„Eine kleine Bosheit! Weiter nichts!" bemerkte im ernſten Tone Liebenſtein. „Ich hatte Sie aber doch gleich gewarnt, kaum daß ich die Dame kennen gelernt hatte; Sie wollten mir jedoch nicht glauben."

Der Baron zuckte die Achſeln. „Sie irren, wenn Sie glauben, daß mir die Sache ſehr nahe gehe. Mir wäre es ja gar nicht eingefallen, mich heranzudrängen —"

„Weiß es; ich konnte ja die ganze Geſchichte beobachten. Sie wurden herangelockt, Fräulein Käthe that ſo, als ob ſie ihr Herz Ihnen geſchenkt hätte, und Sie gaben ſich aus reiner Gutmüthigkeit zu dem Spiele her."

„Wozu aber ein ſolches Spiel? Ich begreife wahrhaftig den Zweck nicht."

„Zweck? Ich hatte es Ihnen doch schon einmal gesagt, Verehrtester. Sie mußten eben ‚Mauer machen‘.“

„Mauer machen? Was heißt das?“

„Das ist so ein Ausdruck aus dem Rothwelsch. Wenn Zwei stehlen gehen, dann muß der Eine die Aufmerksamkeit ablenken, damit der Andere seinen Diebstahl ausführen kann. — Sie waren die Mauer, hinter welcher Fräulein Käthe mit dem jungen Regierungsrath — mit dem hat sie sich ja verlobt, nicht wahr?“

„Ganz richtig,“ bestätigte der Baron.

„Nun also! Ich weiß zufällig, daß der Regierungsrath den Eltern gar nicht sympathisch war, und es wird nicht leicht gewesen sein, die Zustimmung zur Verlobung zu erhalten. Dazu muß irgendwie ein Hochdruck ausgeübt worden sein. Jedenfalls wußte Fräulein Käthe, daß sie sehr vorsichtig sein müsse, sonst wäre die Familie vielleicht gleich anfangs energisch eingeschritten. Um nun jeden Verdacht abzulenken, mußten Sie als Deckung dienen. Sie waren, wie gesagt, die Mauer. Ich hatte Sie auf diesen Regierungsrath ja aufmerksam gemacht, da ich so halb und halb das Geheimniß durchschaute. — Trösten Sie sich, verehrtester Freund, damit, daß Käthe Sendling diesen Mann verdient. Der rücksichtslose, glatte und kalte Streber paßt für diese junge Dame, welche Alles besitzen mag, nur kein Herz.“

„Das war eigentlich nicht hübsch,“ sagte der Baron nachdenklich.

„Nein, hübsch war es nicht. Sie sind — nehmen Sie mir den Ausdruck nicht übel, Verehrtester — eben einmal hereingefallen.“

„Wieder einmal, wollten Sie wohl sagen. Nicht wahr?“ Ein melancholisches Lächeln begleitete die Frage. „Ich muß doch versuchen, mir dieses ‚Hineinfallen‘ abzugewöhnen.“

„Das ſollten Sie in der That," erwiederte lebhaft der Premierlieutenant. „Sie ſind ja doch älter, als ich. Fünf Jahre Erfahrungen mehr — das will etwas bedeuten. Ich habe auch mit heißem Bemühen die Frauen ſtudirt und das Eine gelernt: Vorſicht! Vorſicht! Vorſicht!"

„Und ich ſoll wohl Einſicht lernen?"

„Braucht man auch," ſagte der Lieutenant in trockenem Tone, „man kommt zu derſelben aber meiſt erſt dann, wenn man nicht vorſichtig genug geweſen iſt."

„Es iſt für mich ein peinlicher Gedanke, mißtrauiſch werden zu ſollen. Mißtrauen wirkt wie eine Art Stickluft, es tödtet alles Leben, alle Freudigkeit und Freundlichkeit. Sie haben jedoch Recht, man muß Mißtrauen hegen."

„Haben Sie noch ein wenig Geduld, lieber Baron; warten Sie ruhig zu, es wird doch noch die Rechte kommen, der Sie ſorglos vertrauen können."

„Das ſollte aber bald geſchehen, ſonſt wird es zu ſpät."

„Das Glück kommt nie zu ſpät."

Der Premierlieutenant ſuchte das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand zu lenken, da er wünſchte, den Freund ſeiner trüben Stimmung zu entreißen. „Wollen wir zuſammen ſpeiſen?" fuhr er daher fort. „Wenn Sie nichts Anderes vorhaben, wäre es mir angenehm, Ihre Geſellſchaft zu genießen."

„Mit Vergnügen, Sie kommen meinen Wünſchen entgegen, Herr v. Liebenſtein."

Der Premierlieutenant ſtand auf, um ſich anzukleiden. „Für den Abend kann ich mich allerdings Ihnen nicht zur Verfügung ſtellen; ich bin eingeladen."

„Auch ich muß in eine Geſellſchaft gehen; zu Löllings."

„Das trifft ſich ja herrlich, eben dorthin gehe ich auch. Ich bin etwas neugierig auf dieſes Haus; man hat mir viel davon geſprochen. Was iſt Ihr aufrichtiges Urtheil, Herr Baron?"

„Das ist mit wenigen Worten gesagt: es ist mir das liebste Haus, und ich habe mich nirgends wohler gefühlt, als dort."

„Sie sind also dort noch niemals — 'reingefallen?"

Das muthwillige Scherzwort war dem Premierlieutenant halb unwillkürlich entfahren, und er bereute es, kaum daß es gesprochen war.

Doch Baron Prettau nahm es nicht übel, er lächelte vielmehr darüber, zur großen Beruhigung Liebenstein's, der den Freund um keinen Preis hätte verletzen mögen.

„Nein! Vielleicht ist mir deshalb eben die Familie so lieb. Auch Sie werden dieselbe liebgewinnen, dessen bin ich gewiß. Der Vater: ein Kavalier alter Schule, von einer Feinheit und Vornehmheit, die echt sind; ein Charakter, fest und doch milde. Die Mutter: das Urbild einer edlen Frau, ein Herz überreich an Güte und Liebe."

„Nun weiter! Die Söhne und Töchter?" forschte der Premierlieutenant, als der Baron schwieg.

„Die beiden Söhne sind außer dem Hause, der eine steht bei der Garde, der Jüngere ist Finanzrath, Beide tüchtig wie der Vater und hochgeschätzt. Von den Töchtern sind die beiden älteren hier in W. vermählt. Nur die Jüngste, Melanie, lebt noch bei den Eltern. — Sie müssen aber doch die Damen schon kennen gelernt haben?"

„Allerdings," erwiederte lächelnd Liebenstein. „Ich wollte aber gern Ihr Urtheil hören."

Der Premierlieutenant war inzwischen fertig geworden, und die Herren machten sich auf den Weg nach dem Speisehause. Auf der Straße schien dem Baron ein Gedanke gekommen zu sein, dem er sofort Ausdruck gab durch die Frage: „Weshalb legten Sie so großen Werth auf mein Urtheil über die Familie Lölling? Sie wünschten wohl vor Allem mehr zu erfahren über Fräulein Melanie?"

Der Lieutenant lachte. „O, Sie wollen mir jetzt be-

weiſen, daß Sie meine guten Lehren beherzigt haben und mißtrauiſch werden! Sie ſehen mich auch wahrhaftig in dieſem Augenblick ſo eigenthümlich an, Verehrteſter!"

„Von Mißtrauen kann keine Rede ſein; im Gegentheil, wenn ich Ihnen nützlich ſein könnte —"

„Nützlich? Sie glauben alſo doch, daß ich vielleicht ſo einen kleinen Hintergedanken habe!"

„Offen geſtanden, es würde mich nicht wundern, wenn auch Sie die Zahl der Bewerber um Fräulein Melanie vermehren würden."

„Dieſe Zahl iſt wohl ziemlich groß?"

„Nicht klein, das können Sie ſich wohl denken, nach all' dem, was ich Ihnen geſagt habe. Es ſind aber nicht Viele, die verdienen würden, mit Melanie's Hand beglückt zu werden."

„Mich würden Sie für würdig halten?"

„Ich habe keine Urſache, das Gegentheil zu glauben."

„Vorſichtig geſprochen!" ſcherzte der Lieutenant; „ſehr vorſichtig! Sie machen entſchieden Fortſchritte."

Der Baron mußte lächeln. „Sie werden ohnehin genug verwöhnt und gehätſchelt, wenn auch Ihre Freunde Ihnen noch ſchmeicheln wollten, müßten Sie zu übermüthig werden."

„Ich danke Ihnen, Baron, daß Sie mein Freund ſind. Ich habe deren nicht viele, das weiß ich nur zu gut, trotz all' meiner Beliebtheit, auf welche Sie anſpielten. Dem Freunde will ich nun offen geſtehen, daß ich kaum die Zahl der Bewerber vermehren werde. Ich habe Melanie Löling neulich in einer Geſellſchaft getroffen, ſie hat aber keinen ſonderlichen Eindruck auf mich gemacht. Ihre Art iſt nicht die meine, das heißt diejenige, welche mich hinreißen könnte. Eigentlich könnte man ſagen, wir ſeien von gleicher Art. Sie hat etwas Kühles an ſich, und ich bin ſehr kalt."

„Sie kalt?"

„Gewiß, Verehrteſter, ſehr kalt, ſo paradox Ihnen dies auch ſcheinen mag. Solch' eine echte und rechte Herzensgluth habe ich noch nicht verſpürt. Daß ich Liebhaberrollen geſpielt habe, will ich gern bekennen, aber nur geſpielt! Ich bin überhaupt eine komiſche Natur und fürchte faſt, ich werde niemals kennen lernen, was wahre Liebe iſt."

„Das wäre traurig!"

„Der ‚traurige Hanswurſt' iſt vielleicht auch eine Rolle, die ich einſt werde ſpielen müſſen," erwiederte lächelnd Herr v. Liebenſtein, fuhr aber dann in übermüthigem Tone fort: „Na, vorläufig bleiben wir bei den luſtigen Rollen und für heute laſſen wir das Philoſophiren. Es kommt nichts Geſcheidtes heraus dabei."

Zweites Kapitel.

Melanie v. Lölling und Premierlieutenant v. Liebenſtein ſtanden neben dem Flügel.

„Stellen Sie ſich hierher, da!" bat Melanie.

„Hierher? — Iſt's ſo recht?"

„Ja, noch ein wenig mehr nach rechts, und machen Sie ſich breit."

„Darf ich fragen —?"

„Sie ſollen einfach den Anderen den Zugang verſperren; ich möchte ein wenig Ruhe haben."

„Ah! Alſo eine Art Wandſchirm ſoll ich vorſtellen?"

Melanie lächelte. „Jedoch einen, mit dem man ſich unterhalten kann."

„Sehr liebenswürdig! Ich will verſuchen —"

„Halt! Zuerſt müſſen Sie mir eine Frage beantworten. Ich hörte Sie vorhin zu meiner Schweſter ſagen, daß man die jetzige Entwickelung unſerer Kunſt zwar nicht billigen, aber begreifen könne."

„Das ist meine Ueberzeugung."

„Das überrascht mich. Es stimmt nicht mit Ihren sonstigen Grundsätzen."

„Man hat Ihnen also von mir erzählt. Sie haben sich darnach ein Bild von mir gemacht — ich kann mir wohl denken, daß dieses nicht nach Ihrem Sinne war."

„Sie wissen also, was man von Ihnen erzählt?"

„Mein gnädiges Fräulein, ich darf sagen: ich bin besser als mein Ruf. Ich bin nicht schlimm, mein Wort darauf! Es ist Alles nur Komödie!"

„Warum spielen Sie diese Komödie?"

„Zu meinem Vergnügen und zu dem Anderer. Die Welt bietet so viel Trauriges, Unangenehmes, daß sich Jeder ein Verdienst damit erwerben kann, wenn er ein bischen zur Erheiterung beiträgt; und da ich sonst mich nicht recht nützlich machen konnte, so wählte ich diesen Beruf."

„Können Sie sich wirklich nicht auf andere Weise nützlich machen?"

„Ich habe es bisher noch nicht versucht."

„Dafür verdienen Sie Tadel."

Liebenstein neigte lächelnd sein Haupt: „Ich gelobe Besserung."

„Wenn man Ihnen nur glauben dürfte! Sie spielen ja zu gerne Komödie! Man müßte Sie unter strenge Aufsicht stellen, sonst würden Sie nur zu bald allen guten Vorsätzen untreu."

„Wollen Sie diese Aufsicht führen?"

„Für den heutigen Abend — ja!" erwiederte die junge Dame mit schalkhaftem Lächeln.

Der Premierlieutenant lächelte ebenfalls, verneigte sich sehr ehrerbietig und reichte dem Fräulein den Arm, um sie zu Tische zu führen.

„Wie soll ich mich benehmen, edle Dame?" fragte er leise, als er neben ihr Platz nahm. „Sehr ernst sein?"

„Nein, fröhlich! Ich möchte Sie von Ihrer beſten Seite kennen lernen.“

„Sie meinen alſo, daß meine ernſte Seite keine ſonderlich gute ſei, oder daß ich überhaupt nicht ernſt zu nehmen wäre?“

Ein flüchtiger Seitenblick ſtreifte ihn. „Mein Vater behauptet, Diejenigen ſeien am glücklichſten, welche Dinge und Menſchen nicht ernſt nehmen.“

„Ein Lehrſatz, dem ich vollſtändig beiſtimme,“ erwiederte er kurz.

Die Unterhaltung wurde durch Zwiſchenfragen von Anderen unterbrochen, und die beiden jungen Leute ſahen ſich bald in das allgemeine Geſpräch verwickelt. Die Auszeichnung, welche der Premierlieutenant genoß, daß er neben Melanie ſitzen durfte, trug ihm natürlich einigen Neid ein. Mehrere Herren beobachteten mit eiferſüchtigen Blicken den neuen Gaſt, in welchem ſie einen Nebenbuhler vermuthen mußten, und ſahen mit Mißvergnügen, daß er heute in der That die Hauptrolle ſpielte. Herr und Frau v. Löling fanden dieſen Gaſt auch unzweifelhaft ſympathiſch und beſchäftigten ſich mit ihm. Es mochte was immer für ein Thema angeſchlagen werden, ſo wurde Liebenſtein veranlaßt, ſich zu äußern, und erwies ſich ſtets als geiſtreich und gewandt, ſo daß er allmälig in der That die ganze Unterhaltung beherrſchte. Der Eine oder Andere hatte zwar verſucht, das Geſpräch auf Dinge zu lenken, von denen man annehmen konnte, daß ſie einem Lieutenant ferne lägen, er war aber zum Verdruſſe der Anreger nicht mundtodt zu machen.

Man ſprach von Reiſen; von Indien, Afrika, vom Nordpol, zuletzt natürlich auch von dem unvermeidlichen Italien. Mehr oder minder banale Aeußerungen wurden laut; man ſtritt über die Eindrücke, welche der Beſuch dieſes Landes hinterlaſſe. Herr v. Liebenſtein war ſelbſt-

verſtändlich auch dort geweſen; wie er darüber denke, wurde er gefragt. Er antwortete mit einigen Verſen:

„Hüte dich! Der ſchöne Süden
Iſt gefährlich für den Gaſt;
Iſt gefährlich für den müden
Vogel, der dort hält die Raſt;
Iſt gefährlich für den Wand'rer,
Der dort fahndet nach dem Glück,
Mancher kam ſchon als ein And'rer,
Sehnſuchtskrank, von dort zurück."

„Von wem ſind dieſe Verſe?" fragte Melanie.

„Aus einem halbverſchollenen Almanach, in welchem Jugendgedichte, für empfindſame Seelen geſammelt, niedergelegt wurden," bemerkte ein Profeſſor, als Herr v. Liebenſtein nicht ſofort antwortete.

„Aus einem Almanach?" fragte verwundert der Lieutenant.

„Ich werde mich kaum irren," erwiederte etwas ſchroff der Profeſſor.

„Ah, das iſt wirklich intereſſant! Ich ſchrieb dieſe Zeilen in mein Tagebuch, als ich in Verona den letzten Blick auf die Orangengärten warf, um wieder durch die Berge heimzukehren. Beſtimmt weiß ich, daß ich die Verſe vorher nicht geleſen hatte, und ich glaubte daher, ſie wären mir ſelbſt eingefallen. Sie würden mich in der That ſehr verbinden, wenn Sie dieſen halbverſchollenen Almanach zum Vorſchein brächten. Es intereſſirt mich natürlich, den Mann kennen zu lernen, welcher mein Tagebuch mir vorgedichtet hat."

Man lächelte, ein ganz leiſes Kichern klang von der anderen Ecke der Tafel her.

„Ich werde nachſehen," war die verlegene Antwort des Profeſſors.

Baron Prettau glaubte jetzt auch den Zeitpunkt ge-

kommen, um ſeinen Freund der Geſellſchaft von einer neuen Seite zu zeigen.

„Haben Sie dieſe Verſe vielleicht auch in Muſik geſetzt?“ fragte er.

Neues Staunen, Murmeln, Zwiſchenrufe: „Nicht nur Dichter, auch Komponiſt?!“

Herr v. Liebenſtein wehrte lachend ab. „Bewahre! Weder Dichter, noch Komponiſt! Ein paar Verſe zum Hausgebrauch; was will das ſagen? Schließlich iſt ja auch nicht viel dabei, wenn man einige Akkorde zuſammenſtellen kann. Derlei bringt heute ein halbwegs Gebildeter leicht fertig. Die Meiſten thun freilich verſchämt, weil ſie heimlich doch glauben, ſie wären Poeten, und ſich vor der Kritik fürchten. Ich ſchäme mich meiner Reimereien nicht, weil ich nicht ſtolz darauf bin. Ich dilettire eben überall herum.“

„Sie ſind ungehorſam,“ bemerkte Melanie. „Sie ſollten heiter ſein und zeigen uns Ihre ernſten Seiten.“

„Es war wirklich nicht meine Abſicht, mich zu zeigen, mein gnädiges Fräulein. Ich habe nur die leidige Gewohnheit, auf alle Anzapfungen — verzeihen Sie dies Wort — einzugehen. Ehrlich ſage ich, was ich weiß; mache aber auch kein Hehl aus meiner Unwiſſenheit, wenn ich etwas nicht verſtehe.“

„Ich bin ja nicht böſe darüber; Sie haben wenigſtens Ihr Recht erwieſen, auch luſtig ſein zu dürfen.“

„Und damit Anſpruch erwirkt auf ein mildes Urtheil?“

Wieder ſtreifte ihn ein Seitenblick, wie vorhin; er wußte nicht, weshalb er dabei ein unbeſtimmtes Gefühl — halb Unbehagen, halb Befriedigung — empfand.

„Legen Sie Werth darauf?“ lautete die Gegenfrage.

„Kann es mir gleichgiltig ſein, wenn Sie mich für einen Unhold halten?“

Melanie lachte fröhlich, und jetzt fiel ihm der helle,

ſympathiſche Klang ihres Lachens auf. „Die Unholde ſind intereſſant! Als ich noch Kind war, gefielen mir die Märchen am beſten, in denen ſolche vorkamen.“

„Da dürften es doch wohl die Ritter geweſen ſein, welche die Unholde beſiegen und tödten, die das Intereſſe erweckten.“

„Die Ritter ſind verſchwunden, man findet ſie nicht mehr,“ gab ſie zurück.

Sie ſah ihn jetzt voll an, und nun ſagte er lebhaft, mit einer Wärme, die er bisher nicht gezeigt hatte: „Sie irren, mein gnädiges Fräulein, es gibt noch Ritter und — auch Märchenprinzeſſinnen für Diejenigen, welche noch einen kindlichen Glauben haben.“

Langſam ſenkten ſich die Wimpern, und dann wandte ſich Melanie ab zu dem Nachbar auf ihrer anderen Seite.

— — — — — — — — — — — —

Liebenſtein mußte ſeine Beſuche im Hauſe Löling wiederholen; immer öfter kam er, denn er wurde immer dringender zum Wiederkommen eingeladen. Er konnte dabei bemerken, daß dafür Andere immer ſeltener erſchienen und mehr oder weniger deutlich zu verſtehen gaben, daß ſie von ihm ſich verdrängt fühlten. Es war ihm peinlich genug, doch wie ſollte er es ändern? Wohl hatte er mehrmals ſchon ſich vorgenommen, allmälig und unauffällig ſich zurückzuziehen, doch den Vorſatz auszuführen, wurde ihm unmöglich gemacht durch die Liebenswürdigkeit des Herrn v. Löling. Er befand ſich in einer peinlichen Lage. Zum Spiele war Melanie zu gut, und Liebe fühlte er nicht für ſie.

Da kam der Geburtstag Melanie's heran. Im Hauſe Löling herrſchte die Gepflogenheit, daß an den Vorabenden ſolcher Familienfeſte die vertrauten Freunde eingeladen wurden, welche bei dieſer Gelegenheit ihre Glückwünſche darbrachten. Liebenſtein hatte natürlich auch eine Ein-

ladung erhalten. Sie lautete auf einen Tag, an welchem ihn Inſpektionsdienſt in der Kaſerne traf. Er war beinahe froh darüber und beeilte ſich, ſeine Entſchuldigung bekannt zu geben. Zu ſeinem Erſtaunen aber ließ ihn der Oberſt am Morgen jenes Tages rufen und theilte ihm mit, daß er Dienſttauſch veranlaßt habe.

„Herr v. Löling hat mir zufällig davon geſprochen, daß er Ihre Verhinderung bedaure, und ich will meinem alten Freunde gerne den Gefallen erweiſen — wohl auch Ihnen, nicht wahr? — und Sie für heute freigeben. Amüſiren Sie ſich gut und überbringen Sie auch meine herzlichſten Glückwünſche.“

„Das Schickſal will es,“ dachte der Premierlieutenant, als er die Mittheilung empfing.

Jetzt hatte er natürlich keine Ausrede, er mußte hingehen und dem Geburtstagskinde perſönlich ſein Geſchenk überreichen. Er hatte nämlich einmal erwähnt, daß er während der Manöver verſchiedene Skizzen aus dem Feld- und Lagerleben in ſein Tagebuch gezeichnet habe. Melanie hatte darauf den Wunſch ausgeſprochen, dieſelben zu ſehen, und auf ſeinen Einwand, daß es nur ganz flüchtige, jetzt wahrſcheinlich ſchon halb verwiſchte Zeichnungen ſeien, lachend erwiedert: „Dann zeichnen Sie die ſchönſten fein ſäuberlich ab und ſchenken mir die Blätter zu meinem Geburtstage.“ Das hatte er nun gethan, auch ein kleines Album anfertigen laſſen, und überbrachte jetzt daſſelbe.

Melanie nahm mit lebhafter Freude das Geſchenk entgegen und dankte ihm in herzlichſter Weiſe. Sie erſchien ihm diesmal reizender als je, eine gewiſſe Erregung über die liebevollen Aufmerkſamkeiten und Huldigungen, deren Mittelpunkt ſie an dieſem Abende war, leuchtete aus ihrem Antlitz, das fein geröthet war; ſie hatte etwas ſo Liebliches, wenn ſie von Einem zum Anderm ging und Jedem ihren Dank ausſprach. Es entging dem Lieutenant auch nicht,

daß, ſo oft ihr Blick ihn traf, ſie ihm zulächelte. Er beobachtete ſie, und fand ein Vergnügen daran; er fing an zu träumen, und die Träume waren angenehm.

Auf einmal ſtand ſie vor ihm. „Sie haben mir eine große Freude gemacht, daß Sie meinen thörichten Wunſch nicht vergaßen."

„Die Blätter ſind wahrhaftig keine Kunſtwerke, und ich bitte, zeigen Sie die Dinger nicht zu viel herum," erwiederte er ſcherzend.

„Kunſtwerke ſind ſie nicht," ſagte ſie ernſthaft, „aber für mich eine liebe Erinnerung."

„Sie wollen alſo meiner gedenken?"

„Wünſchen Sie, daß ich Sie vergeſſe?" Sie ſah ihn an und er bemerkte einen feuchten Schimmer in ihren blauen Augen, auch ihre Stimme hatte ein wenig gezittert.

„Verdiene ich denn, daß Sie an mich denken? Ich habe ſo viele Fehler, viele Schwächen —"

„Man verzeiht gerne, wenn —" Sie vollendete nicht, ſondern wandte ſich halb zur Seite und brach ein Blättchen von einem blühenden Strauche, der auf einem Tiſchchen in der Nähe ſtand. Wie Morgenroth lag es auf ihrer Stirne.

Liebenſtein ergriff ihre Hand; er fühlte ſich ſeltſam bewegt, ein unbeſtimmtes Gefühl von Rührung, Mitleid und Verlangen gewann die Herrſchaft über ihn.

„Melanie! Vollenden Sie. Wenn —?"

Sie ſchüttelte nur leicht den Kopf.

Aber er verſpürte einen ſanften Druck der Hand, welche er in der ſeinen hielt, er fühlte ein leiſes Beben, ein raſcheres Pulſiren ihres Blutes. Raſch warf er einen Blick um ſich. Die Anderen waren Alle in den Nebenzimmern, man hatte das Paar allein gelaſſen. Er führte ihre Hand an die Lippen und küßte die ſchlanken Finger.

„Wenn man liebt?" flüſterte er leiſe.

Melanie ſchloß die Augen und neigte ein wenig den Kopf vor. Er zog ſie näher an ſich und drückte einen Kuß auf die Stirne und dann auf ihren Mund. „Melanie, ich will Dich verdienen.“

Er ſah, wie langſam zwei klare Tropfen unter den langen, weichen Wimpern hervorquollen, und es wurde ihm warm in der Bruſt.

Frau v. Löling trat in das Gemach.

„Wo ſteckt denn das Geburtstagskind?“

Melanie flog auf ſie zu, legte ihren Arm um den Nacken der Mutter und raunte ihr, ſelig und fröhlich wie ein Kind am Weihnachtstage, in's Ohr: „Ich habe noch ein Geſchenk erhalten, das ſchönſte!“

Liebenſtein war auch näher getreten, Frau v. Löling ſtreckte ihm die Hand entgegen: „Machen Sie mein liebes Kind glücklich! Sie verdient es.“

Der Premierlieutenant beugte ſich über die Hand der Dame, er vermochte in dieſem Augenblick kein Wort zu ſprechen. —

Bei dem Mahle verkündete Herr v. Löling die Verlobung. Es gab neuerliche Glückwünſche, Hochrufe auf das Brautpaar und fröhlichen Umtrunk, wie das ſo Sitte iſt. Ueberraſchung und Erſtaunen verrieth Niemand. Herr v. Liebenſtein hörte vielmehr aus allen Glückwünſchen nur heraus: „Alſo endlich! Wir haben es ja vorausgeſehen.“

Später nahm Herr v. Löling den Eidam vertraulich zur Seite und ſagte: „Sie hatten es unſerem Neſthäkchen von Anfang an angethan, das merkte ich ſofort nach Ihrem erſten Beſuche. Es muß doch etwas Wahres daran ſein, daß die Liebe kommt, unbewußt und ungerufen; ſie iſt auf einmal da, man weiß nicht woher und warum. — Na, Sie haben mir auch gefallen und ich denke, daß in dem ‚tollen‘ Liebenſtein ein ernſter Ehrenmann ſteckt. — Auf euer Glück, mein Sohn!“

Sie ſtießen an und es gab einen guten Klang.

— — — — — — — — — — — — —

Baron Prettau begleitete den Freund nach Hauſe. Sie waren eine Weile ſchweigend nebeneinander hergegangen, bis endlich Liebenſtein fragte: „Na, was werden Sie jetzt von mir denken?“

Der Baron drückte ihm die Hand. „Das Beſte! Das Glück hat ſich Ihnen dargeboten, und Sie haben zugegriffen. Sie werden es auch feſtzuhalten wiſſen dadurch, daß Sie es verdienen.“

Erſt nach einiger Zeit kam die zögernde Antwort: „Ich hoffe, daß die Zukunft Ihnen Recht gibt.“

Drittes Kapitel.

„Hans, hier iſt ſie! — Mein Bräutigam, Hans v. Liebenſtein — meine liebe Freundin, Elſe v. Steinberg! — So, vorgeſtellt ſeid ihr, jetzt reicht euch die Hände und haltet gute Freundſchaft!“

Melanie hatte in ihrer ſchelmiſchen Weiſe dies geſprochen und freute ſich über das Erſtaunen, welches die Beiden zur Schau trugen, als ſie ſich prüfend maßen.

„Meine liebe Melanie hat ſo viel von Ihnen geſchwärmt, harrte ſo ungeduldig Ihres Erſcheinens, mein gnädiges Fräulein, daß ich mich bereits erbieten wollte, Sie zu holen,“ begann der Lieutenant.

„Und ich beeilte mich, zu kommen, um Melanie in Ihrem bräutlichen Glück zu ſehen,“ erhielt er zur Antwort.

„Elſe bleibt bis zu unſerer Hochzeit hier, ſie hat es mir verſprochen,“ warf Melanie ein.

„Richtiger geſagt, ich habe es verſprechen müſſen, Melanie gab nicht eher nach. Sie wollte mir nicht zugeſtehen, daß für ein Brautpaar jede dritte Perſon nur immer ſtörend ſei.“

Herr v. Liebenſtein zog es vor, nichts zu erwiedern, denn ſonſt hätte er ſagen müſſen, daß er für ſeine Perſon dies unumwunden zugeſtehe.

Seit längerer Zeit hatte Melanie von ihrer „theuren" Freundin Elſe Steinberg geſprochen, und zwar in einer Weiſe, welche die lebhafte Neugierde des Premierlieutenants erregen mußte. Nun ſtand dieſe Freundin leibhaftig vor ihm und erweckte in der That ſein Intereſſe. Elſe v. Steinberg war faſt in allen Stücken ganz anders, als Melanie, verſchieden in Geſtalt und Haltung, verſchieden im Weſen. Hochgewachſen und ſchlank, mit einem ſcharf gezeichneten Antlitz. Dunkelhaarig und mit tiefliegenden, funkelnden Augen, machte Elſe den Eindruck einer energiſchen, ſtarknervigen Natur; ſie verrieth Selbſtbewußtſein, Klugheit und Stolz, vielleicht auch ein wenig Rückſichtsloſigkeit und Selbſtſucht; während Melanie in jeder Hinſicht zarter organiſirt war. Liebenſtein begriff, daß Elſe einen ſtarken Einfluß auf ihre Freundin ausüben konnte.

Fräulein v. Steinberg kam ihm in einer Weiſe entgegen, welche das Beſtreben verrieth, ſeine Sympathien zu gewinnen, und er freute ſich darüber, da er dies dahin deutete, daß Elſe ſeiner Braut zu Liebe mit ihm auf gutem Fuß zu ſtehen wünſche. Jedenfalls erſchien ihm dies beſſer, als wenn er ihr mißfallen hätte, und er dann einen feindlichen Einfluß hätte bekämpfen müſſen. Er ließ es daher auch ſeinerſeits an nichts fehlen, um ſich der Freundin im beſtem Lichte zu zeigen, war aufmerkſam, galant und liebenswürdig, wofür ihm Melanie aufrichtig Dank wußte.

Liebenſtein war ſchließlich gar nicht ungehalten darüber, daß Elſe nicht von Melanie's Seite wich, und die Beiden förmlich unzertrennlich erſchienen; er fühlte kein ſo ſtarkes Bedürfniß mehr, mit Melanie allein zu ſein, um zärtliche Zwieſprache zu halten; und wenn ſeine Braut mit der „Dritten im Bunde" einverſtanden war, ſo konnte es ihm

auch recht ſein. Es fiel ihm bald auch gar nicht mehr auf, daß in der Unterhaltung eigentlich Elſe das Wort führte, und Melanie mehr zuhörend ſich verhielt. Sie machte ja dabei ein ſo glückliches Geſicht, lachte ſo fröhlich und heiter bei den ſcherzhaften Wortkämpfen, welche Liebenſtein und Elſe ausfochten, daß er keinen Anlaß hatte, ſein Benehmen zu ändern.

Anfänglich hatte der Lieutenant eine gewiſſe Zurückhaltung beobachtet, als kluger Mann geſtattete er nicht leicht Jemand Einblick in ſein Denken und Fühlen, allmälig aber gewann Elſe ſein volles Vertrauen derart, daß er ſorglos wurde, obwohl er ganz richtig den Scharfblick und die Beobachtungsgabe des Fräuleins v. Steinberg erkannt hatte.

Einmal — Melanie hatte ſich auf kurze Zeit entfernt — überraſchte ihn Elſe mit der Bemerkung: „Es ſcheint, daß Melanie Sie erobert hat, und nicht umgekehrt, Sie Melanie."

Liebenſtein lachte. „Es iſt ſelbſt für den größten Helden keine Schande, in die Gefangenſchaft ſchöner Frauen zu gerathen."

„Ich habe alſo Recht?" fragte Elſe.

„Vielleicht. Ich kann es nicht mehr genau ſagen. Geliebt werden, ruft Liebe hervor, wie Mißtrauen wieder Mißtrauen erzeugt, oder um ein ganz modernes Bild zu gebrauchen, der Magnet weckt den elektriſchen Strom."

„Sie mußten alſo erſt elektriſirt werden?"

„Beinahe möchte ich es ſelbſt glauben. — Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, das Leben, welches ich führte, war gewiß heiter und vergnüglich, manchmal kam es mir aber doch recht ſchal vor. Immer nur an ſich denken zu müſſen, wird auf die Dauer langweilig. Nun ſoll es anders werden. Ich werde nicht mehr blos mit meinem eigenen Selbſt mich zu beſchäftigen haben, es werden mir

neue Pflichten erstehen, deren Erfüllung auch neue Befriedigung bietet, und schließlich die Hauptsache: es wird recht behaglich werden."

„Eine sehr kühle Auffassung," erwiederte Else in einem Tone, welcher den Lieutenant befremdete. Er bereute in diesem Augenblicke, daß er so offen gesprochen habe, und beeilte sich jetzt, den Eindruck seiner Worte abzuschwächen.

„Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß auch der Verstand keine Einwendung gegen die Entscheidung des Herzens erheben konnte," sagte er.

Melanie erschien wieder und das Gespräch hatte ein Ende. Der Lieutenant dachte bald auch nicht mehr daran, und sein Verkehr mit Else blieb unbefangen und vertraulich wie zuvor.

Einem schien aber dies nicht zu gefallen, und dies war Baron Prettau. Der Premierlieutenant bemerkte plötzlich, daß der sonst so treue und anhängliche Freund merklich kühler wurde und sich zurückzog, manchmal auch herbe und scharfe Aeußerungen fallen ließ, welche mit seinem Wesen gar nicht im Einklang standen.

Liebenstein grübelte nicht erst lange darüber nach, was die Ursache dieser Veränderung sein könne, sondern ging geradewegs auf das Ziel los, indem er den Baron einfach fragte, weshalb er so verstimmt sei.

Auf die offene Frage erfolgte auch eine offene Antwort. „Sie sind verlobt und tändeln mit Fräulein v. Steinberg in einer Weise, als ob diese erst Ihre Braut werden sollte."

Der Premierlieutenant machte zuerst ein verblüfftes Gesicht, dann lachte er hell auf. „Sie sind ja ein furchtbarer Tugendbold! Nicht einmal Melanie ist eifersüchtig und Sie —." Er stockte und sah den Baron scharf an. Ein überraschender Gedanke war ihm durch den Kopf gegangen, als er das Wort „eifersüchtig" ausgesprochen hatte.

Baron Prettau vermied es, dem forschenden Blick des

Freundes zu begegnen. „Fräulein Melanie ist zu unerfahren —" begann er in etwas unsicherem Tone. Doch Liebenstein ließ ihn nicht weiter reden, sondern legte die Hand auf den Arm des Freundes und sagte kurz und bestimmt: „Sie sind eifersüchtig! Widersprechen Sie nicht, leugnen Sie nicht! Ich sehe jetzt ganz deutlich, wie es mit Ihnen steht. Verzeihen Sie, daß ich daran gar nicht gedacht hatte, sonst hätte ich sicher Alles vermieden, was Ihnen unangenehm sein konnte. Von nun an sollen Sie sich nicht über mich zu beklagen haben."

Der Baron schien unschlüssig zu sein, was er darauf erwiedern solle. „Nun denn — ja!" sagte er endlich, „das Fräulein v. Steinberg interessirt mich ein wenig. Wie aber soll ich ankommen, wenn Sie mir im Wege stehen! Sie mit Ihren gesellschaftlichen Talenten und sonstigen Eigenschaften stellen mich so in den Schatten, daß kein Blick auf mich fällt. Ich würde ja nichts sagen, wenn Sie frei wären, so aber sind Sie versorgt — verlobt wollte ich sagen — und könnten daher wohl außer Konkurrenz treten."

Liebenstein, halb gerührt, halb belustigt, erklärte feierlich, daß er darauf verzichten wolle, „unversorgten" Liebebedürftigen Konkurrenz zu machen.

Der Baron fand dies auch nur recht und billig, zumal ja Liebenstein eigentlich schuld sei, daß er, der Baron, sich für Else v. Steinberg interessire.

Wie das gekommen sei, fragte der Lieutenant neugierig.

„Fräulein v. Steinberg ließ sich von mir erzählen, was ich von ihnen wußte. Sie wollte offenbar Gewißheit haben, daß ihre geliebte Freundin einen echten und rechten Mann sich erwählt habe. Nun, ich habe das Meinige gethan, ihr diese Gewißheit zu geben —"

„Ich kann mir denken, wie Sie mein Lob gesungen haben," sagte der Lieutenant und drückte dem Freunde warm die Hand.

„Wir sprachen dann oft von Ihnen, das Fräulein äußerte sich auch sehr sympathisch über Sie, und das that mir wohl. So schwärmten wir Beide von Ihnen und dabei lernte ich Fräulein Else genauer kennen —"

„Und so weiter! Ich verstehe Alles, mein lieber Baron, und ich will mit Freude die Gelegenheit ergreifen, mich dankbar zu erweisen. Sie *sangen* mein Lob, ich will das Ihre dem Fräulein v. Steinberg in die Ohren *posaunen*. Else soll schwärmen für Sie und Ihr Herz."

„Lassen Sie die Scherze," bat der Baron. „Sie wissen ja, wie wenig mir das Glück hold ist."

„Wir werden ihm ein wenig nachhelfen, Melanie und ich, vertrauen Sie uns!" —

Was Liebenstein versprach, das wurde auch gewissenhaft ausgeführt. Mit bewundernswerther Gewandtheit vollzog er den „Frontwechsel"; ganz unauffällig für Andere, für Else v. Steinberg allerdings nicht. Er verstand es so einzurichten, daß Melanie sich mehr an der Unterhaltung betheiligen mußte, daß sie Beide mehr als bisher allein sein konnten, und die „Dritte im Bunde" nicht mehr die erste Rolle spielte. Bei jeder passenden Gelegenheit sprach er von dem Baron, und wußte Melanie — ohne daß sie seine Absicht merkte — auf den Gedanken hinzulenken, dieser wäre so recht geeignet für Else. Sein Hauptmanöver aber war, daß er den Baron, so oft es nur schicklicherweise anging, mitbrachte, das Weitere ergab sich dann von selbst. Else v. Steinberg war gezwungen, sich mit Prettau zu unterhalten, und Melanie hatte nicht den Vorwurf zu fürchten, daß sie die Freundin allein lasse.

Liebenstein hatte vorausgesetzt, daß auch das Fräulein v. Steinberg sich nicht allzuschwer in die veränderten Verhältnisse fügen werde, da ja Alles vermieden worden war, was sie hätte verletzen können. In der That schien sie bald mit der neuen Sachlage sich befreundet zu haben; an-

fangs freilich hatte ſie ſich etwas verſtimmt gezeigt, und ab und zu war auch eine ſpitze Bemerkung gefallen.

Eines Tages wollte der Premierlieutenant ſeine Braut zu einem Spaziergange abholen. Er traf ſie nicht zu Hauſe, ſie war mit der Mutter zu einer ihrer Schweſtern gegangen, erhielt aber den Beſcheid, daß er warten möge, die Damen würden bald zurückkehren.

Liebenſtein betrat den Salon und fand hier Elſe. Er mochte ſeine Ueberraſchung nicht gut genug verhehlt haben, denn ſie bemerkte: „Es ſcheint Ihnen ſehr unangenehm zu ſein, mit meiner Geſellſchaft ſich begnügen zu müſſen. Wenn Sie es wünſchen, will ich Sie allein laſſen.“

Natürlich mußte er ſich lebhaft gegen eine ſolche Annahme verwahren und betheuern, daß er ſich glücklich ſchätze, wieder einmal mit der Freundin ſeiner Braut plaudern zu dürfen.

„Auf dieſes Glück ſcheinen Sie ſehr wenig Werth zu legen,“ bekam er zur Antwort.

„Sie thun mir Unrecht, gnädiges Fräulein! Ich weiß jedoch, daß Jemand dieſes Glück ſo hoch anſchlägt, daß derſelbe eiferſüchtig wird, wenn mir auch etwas davon zu Theil wird.“

„Sie meinen den Baron Prettau?“

„Eben dieſen. Sie ſollten ihn nicht ſo kühl behandeln —“

„Ich verſtehe, Sie verfolgen gewiſſe Abſichten.“

Liebenſtein lachte fröhlich. „Haben Sie etwas gemerkt? Und finden Sie dieſe Abſichten ſo ſträflich?“

„Ja!“ erwiederte ſie rauh. „Es iſt — es iſt kränkend!“

Ihre Stimme bebte wie im verhaltenen Zorn.

„Um des Himmels willen, mein gnädiges Fräulein; was könnte darin Kränkendes liegen? Der Baron —“

„Sprechen Sie nicht von ihm! Ich laſſe mir keinen Erſatzmann aufdrängen.“

Der Premierlieutenant machte zuerſt eine ſehr erſtaunte

Miene, dann wurde er ernst. „Ich wüßte nicht, inwiefern Baron Prettau ein — Ersatzmann sein sollte."

Else preßte die Lippen zusammen und sah weg; Liebenstein schaute nach der Uhr und dann nach der Thür; er hegte den innigen Wunsch, Melanie möchte in diesem Augenblicke eintreten. Er hatte das unbehagliche Gefühl, als werde etwas Unangenehmes geschehen, dem er vorbeugen müsse. Wenigstens wollte er den Versuch machen, das Gespräch auf ein gleichgiltiges Thema hinzulenken.

Nichts aber ist thörichter, als zu glauben, man könne den Ausbruch eines Gewitters verhüten, indem man einen Blitzableiter aufstellt, oder durch eine gleichgiltige Zwischenfrage ein Weib hindern, das auszusprechen, was es auf dem Herzen hat.

Das sollte Liebenstein sogleich erkennen.

„Die Damen waren gestern im Theater?" fragte er ablenkend. „Ich war leider dienstlich verhindert, zu erscheinen, obwohl es mich sehr interessirt hätte, den berühmten Gast zu sehen. Die Mannstedt soll sehr gefallen haben."

„Sie hat die Prinzessin Eboli meisterhaft gespielt. Ich mußte dabei an mich denken."

Das war ein Wetterleuchten!

Herr v. Liebenstein versuchte eine scherzhafte Wendung. „Sie werden doch nicht sich mit einer Eboli vergleichen wollen?"

„Nicht in allen Stücken, aber in einem Punkte. Die Fürstin Eboli wird verschmäht und geht an ihrer Liebe zu Grunde, doch keinen Segen bringt es denen, die daran Schuld tragen."

„An ihrem Schicksal trägt Niemand Schuld, als nur sie selbst," versetzte Liebenstein die Stirn runzelnd.

„Nein!" rief Else. „Kann man dafür, wenn es wie Feuer vom Himmel uns auf das Herz fällt und es versengt? Warum mußte ich Sie sehen?"

Liebenſtein erhob ſich. Er hatte den Ausbruch des Gewitters nicht verhindern können, er mußte jetzt trachten, weiteres Unheil zu verhindern.

„Ich beklage es tief, mein Fräulein, daß unſere Wege ſich kreuzten," ſagte er. „Doch jetzt bitte ich mir zu geſtatten, daß ich gehe — um Ihrer ſelbſt willen, mein Fräulein!"

„Sie haben kein anderes Wort für mich?"

Elſe machte ein paar haſtige Schritte auf ihn zu.

„Ich wünſche, daß Sie die Beſinnung und damit den Frieden wieder finden, der Ihnen verloren ging, wenn Sie wollen: durch meine Schuld, doch ohne mein Wiſſen und Willen."

Liebenſtein verbeugte ſich förmlich und verließ den Salon.

Elſe v. Steinberg grub die Finger beider Hände in das Haar. Ein ſeltſamer Ausdruck lag in ihren Augen, und der Athem ging ſtoßweiſe.

„Wie kam das? War ich denn raſend? Jetzt iſt Alles vorbei! Alles!"

Sie lächelte wie eine Irre, als ſie mit langſamen, ſchleifenden Schritten nach ihrem Zimmer ging. Wie ein verheerender Bergſtrom, aus tiefen, verborgenen Schlünden war es losgebrochen und hatte alle Schutzwehren: Vernunft, Berechnung, weibliche Zurückhaltung niedergeriſſen, und jetzt lag Alles in Trümmern. Wider Willen war es ſo gekommen; die unbändige Leidenſchaft hatte die Feſſeln geſprengt und ohnmächtig hatte ſich die Ueberlegung erwieſen.

— — — — — — — — — — — —

Der Premierlieutenant nahm ſeinen Weg durch Seitengaſſen, in welchen er ſicher war, ſeiner Braut nicht zu begegnen. Er war aufgeregt, verſtimmt und erſchüttert zugleich.

„Es iſt zum Tollwerden!" ſagte er zu ſich. „Dieſes Weib iſt einfach unzurechnungsfähig. Ich gäbe etwas darum, wenn ich dieſer verwünſchten Anziehungskraft, mit

der ich, wie es scheint, gesegnet bin, los und ledig wäre. Der Baron ist zu beneiden, daß ihn die Frauen links liegen lassen. Das hat gerade noch gefehlt, daß auch diese Steinberg sich in den Kopf setzt, mich lieben zu wollen. Das kann noch eine nette Geschichte werden. Hoffentlich hat sie wenigstens so viel Verstand, um schleunigst abzureisen!" —

Es gelang ihm, ohne Jemandem begegnet zu sein, seine Wohnung zu erreichen, und er war froh, daß am nächsten Tage ein Uebungsritt stattfand, und er daher einen Grund hatte, nicht im Hause der Braut erscheinen zu müssen. Er fühlte das Bedürfniß, erst zu überlegen, ob er den Vorfall geheim halten oder seiner Braut und dem Baron davon Mittheilung machen solle. Nach langem Schwanken kam er endlich zu dem Entschlusse, zu schweigen. Melanie sollte nicht betrübt werden durch eine Enthüllung, welche sie schmerzlich berühren mußte, jedenfalls hätte sie den Glauben an die Freundin verloren, und wer konnte wissen, ob nicht später einmal ein eifersüchtiger Verdacht in ihr rege werden würde. Frauen sind unberechenbar, Mißtrauen und Vorsicht daher immer gut. Den Baron in's Vertrauen zu ziehen, däuchte ihm fast wie Grausamkeit, der Gute hatte ja ohnehin so viele Enttäuschungen schon erlebt, daß er ihm nicht noch eine neue bereiten wollte. War es denn nicht auch möglich, daß Else v. Steinberg sich am Ende doch noch besänne, und mit dem „Ersatzmann" vorlieb nähme? Warum sollte er diese Möglichkeit zerstören? Kurz, das Ergebniß aller Erwägungen war: zu schweigen und zu hoffen, daß Else verschwinden würde. — —

Fräulein v. Steinberg verschwand aber nicht. Als der Lieutenant am dritten Tage wieder bei seiner Braut vorsprach, war auch Else zugegen. Sie benahm sich ihm gegenüber ruhig, gemessen, und nichts verrieth, welche Begegnung zwischen den Beiden stattgefunden hatte. Liebenstein fragte

heimlich ſeine Braut, ob Elſe nicht die Abſicht geäußert hätte, heimzukehren.

„Wie kommſt Du nur auf dieſen Gedanken?“ erwiederte erſtaunt Melanie. „Elſe freut ſich ſo ſehr auf unſere Hochzeit, und ich würde ſie unter keinen Umſtänden ziehen laſſen.“

„Es ſchien mir nur ſo, als ob ihr die Luft hier nicht gut bekäme. Sie ſieht manchmal ſo angegriffen aus.“

„Im Gegentheil, ſie befindet ſich hier wohler, als daheim, wie ſie mir ſagte. Sie iſt allerdings etwas nervös, die Arme.“ —

Einige Tage ſpäter begegnete Liebenſtein dem Baron, der eine ungewöhnlich frohe Miene zur Schau trug.

„Welches Glück iſt Ihnen widerfahren, lieber Baron? Sie leuchten ja förmlich,“ ſagte er lachend.

„Fräulein Elſe war heute ſo liebenswürdig, daß ich glaube — doch nein! Ich will nicht zu früh glauben, aber ich — hoffe,“ verſetzte der Baron.

Der Lieutenant brummte etwas vor ſich hin, dann ſchüttelte er dem Baron die Hand. „Na, ich hoffe mit Ihnen, und es ſoll mich freuen, ſehr freuen, wenn Alles gut abläuft.“

Liebenſtein empfand eine gewiſſe Beruhigung. „Sie wird alſo vernünftig und nimmt den Erſatzmann,“ dachte er. „Da ſoll nun Einer klug werden aus den Frauenzimmern! Sie ſpielen Komödie, und wir nehmen es ernſthaft. Gottlob, diesmal bin ich wenigſtens nicht 'reingefallen.“

* * *

Die volle Unbefangenheit und behagliche Stimmung gewann Liebenſtein aber doch nicht mehr zurück. Der harmoniſche Friede des Hauſes Löling, welcher daſſelbe für ihn ſo reizvoll gemacht hatte, erſchien ihm geſtört. Er vermied es natürlich, mit Elſe wieder allein zuſammenzutreffen, es war ihm aber peinlich genug, daß er überhaupt

gezwungen war, mit ihr zu verkehren und zu ſprechen. Ab und zu bemerkte er auch Blicke, welche ihn wieder beunruhigten und Zweifel erweckten, ob Baron Prettau nicht zu voreilig in ſeinem Hoffen ſei. Manchmal ſah ſie ihn an, wie ein um Verzeihung flehendes Kind, ſo daß ihn faſt Mitleid ergriff; ein andermal blitzte es drohend aus den funkelnden Augen, und auch Anſpielungen fielen, welche die Anderen nicht verſtanden, deren Sinn er aber wohl zu deuten wußte.

Kein Wunder war es daher, daß er ſeine Beſuche abkürzte und gerne jeden Vorwand ergriff, der ihm ein Fernbleiben geſtattete. In dieſer unbehaglichen Stimmung empfand er wieder lebhafter das Bedürfniß nach Zerſtreuung und Aufheiterung, und ſuchte dieſe in den Kreiſen ſeiner lebensfrohen Bekannten. Man ſah ihn nun wieder öfter im Klub der Dreizehn. Natürlich hatten auch gewiſſe Freunde das Beſtreben, die Feſtigkeit der Grundſätze des angehenden Ehemannes auf die Probe zu ſtellen; man bemühte ſich, ihn zu feſſeln und ihm den Genuß der Freiheit möglichſt köſtlich und verlockend zu geſtalten.

Liebenſtein machte ſeinem alten Rufe wieder Ehre, und es hatte faſt den Anſchein, als ob er im Klub der Dreizehn die Führerrolle übernehmen wolle, welche Siegfried Fenelon abzugeben ſich anſchickte. Auch dieſer hatte ſich nämlich inzwiſchen verlobt, beſſer geſagt: er war verlobt worden. Die Familie hatte für ihn die Tochter eines reichen Hauſes in Amſterdam auserwählt, zu welchem die Firma Fenelon in geſchäftlichen und verwandtſchaftlichen Beziehungen ſtand. Siegfried Fenelon war gehorſam geweſen, hatte nicht gemurrt, ſondern ſich — wie er ſagte — in das „unabänderliche Schickſal des häuslichen Pantoffels“ gefügt, und nur den Vorbehalt gemacht, daß er die „letzten Tage des Verurtheilten“ genießen könne, wie er wolle.

Liebenſtein fand jedoch, daß die übermüthige Luſtigkeit

nicht mehr so natürlich und ungezwungen sei, wie früher. Auch fühlte er öfter eine Abspannung, die er vorher nicht gekannt hatte. Manchmal drängte es ihn, sich diesem Kreise wieder zu entziehen, wenn er nur anderswo die Heiterkeit gefunden hätte, ohne welche er nun einmal nicht leben zu können vermeinte. Das war aber leider nicht der Fall, und deshalb trieb es ihn, trotz aller Vorsätze, immer wieder in den Bannkreis der Lust zurück. —

Seit einiger Zeit erschien Melanie nicht mehr so heiter, wie einst, manchmal sogar nervös, was sonst ihrem Wesen ganz ferne gelegen hatte. Zwar zeigte sie sich immer gleich liebenswürdig gegen Liebenstein, und er hörte keinen Vorwurf, keine Klage über Vernachlässigung. Es wäre ihm beinahe lieber gewesen, wenn sie geschmollt und gezürnt hätte, als diese stille, duldende Sanftmuth. Diese ruhige Ergebung, welche ihm peinlich war, da er doch herausfühlte, daß ihre Seele bekümmert sei. Er mußte wohl auf die Vermuthung kommen, daß man ihr von seinem Klubleben erzählt habe, und er hatte mehrmals vorsichtig versucht, sie darüber auszuholen; aus ihren Antworten glaubte er jedoch schließen zu dürfen, daß im Hause Löling von solchen Dingen nicht gesprochen werde.

Anfangs suchte er sich damit zu beruhigen, daß es eine „vorübergehende Wolke" sei, welche Melanie's Stimmung trübe; doch diese wurde immer düsterer und nach einiger Zeit bemerkte er unverkennbare Zeichen tiefer Traurigkeit. Nun drang er entschieden in Melanie, sie möge offen aussprechen, was sie so sehr bedrücke. Nach einigem Zögern gestand sie endlich, daß eine unbestimmte Furcht sie quäle, irgend etwas könne sie trennen; sie zweifle nicht an Liebenstein's Treue und Liebe, doch die Zukunft mache ihr bange.

Der junge Offizier bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um ihre Besorgniß zu zerstreuen; dabei fühlte er aber, daß er zwar beredt sein könne, jedoch die wahren Herzenstöne

nicht zu finden vermöge. Mißmuthig, mit sich selbst unzufrieden, gerieth er in einen Zustand nervöser Reizbarkeit, der ihn marterte und um so gieriger nach Zerstreuung lechzen ließ. Er schämte sich auch dieses Zustandes und wich dem Einzigen, mit dem er darüber hätte sprechen können, dem Baron Prettau, geflissentlich aus. Dieser hatte übrigens jetzt seine ganze Aufmerksamkeit dem Fräulein v. Steinberg gewidmet, sah Alles im rosigen Lichte und bemerkte daher gar nicht die Veränderung, welche mit Liebenstein vorgegangen war.

Der Jahrestag der Stiftung des Klubs der Dreizehn war gekommen, und dieser wurde immer in besonderer Weise gefeiert. Diesmal kam noch hinzu, daß ein neuer Präsident gewählt werden mußte, und daher sollte Außerordentliches geboten werden. Das geschah auch. Es war ein Wirbel bacchantischer Lust, der alle Besinnung hinwegfegte. Liebenstein hatte bisher in einem Punkte sich immer sehr zurückhaltend erwiesen — im Spiele. Er schloß sich zwar nicht aus, hielt aber Maß und wußte zur rechten Zeit aufzuhören. An diesem Tage entglitt ihm die Herrschaft über sich selbst, er hatte stark getrunken, spielte waghalsig und blindlings darauf los und verlor Summen, welche nahezu den ganzen Rest seines Vermögens erschöpften. Am hellen Morgen erst kehrte er heim und warf sich todmüde auf sein Bett.

Die Kunde von dem wilden Treiben im Klub hatte sich diesmal rasch in der Stadt verbreitet. Beim Frühschoppen sprach man darüber, und Mittags erzählten die Ehrsamen, welche nicht dabei gewesen waren, mit mehr oder minder aufrichtiger Entrüstung von den Ungeheuerlichkeiten, welche im Klub der Dreizehn „wieder einmal" vorgekommen wären. —

Es mochte drei Uhr Nachmittags sein, als Liebenstein

von ſeinem Burſchen geweckt wurde. Schlaftrunken, mit wüſtem Kopfe und dem Gefühle einer entſetzlichen Abſpannung richtete er ſich ein wenig auf und fragte unwirſch, weshalb man ihn ſtöre.

Herr v. Löling habe ſchon dreimal Boten geſendet, der Herr Lieutenant möge hinüberkommen, erhielt er zur Antwort. Der letzte Bote hätte ſehr dringlich gethan und um jeden Preis den Herrn Lieutenant ſprechen wollen.

Liebenſtein ſprang auf, ließ ſich eine Schüſſel kalten Waſſers bringen, um Kopf und Bruſt zu baden, dann warf er ſich raſch in die Kleider und eilte nach dem Hauſe des Herrn v. Löling.

„Was iſt geſchehen?“ fragte er das Mädchen, welches ihm die Thüre öffnete und ganz verſtört ausſah. Doch bekam er nur zur Antwort, daß der gnädige Herr in ſeinem Arbeitszimmer auf den Herrn Lieutenant warte.

Haſtig trat er dort ein. „Sie ſehen mich in heller Angſt, was iſt vorgefallen?“ Damit ſtreckte Liebenſtein Herrn v. Löling die Hand hin, ließ ſie aber wie gelähmt ſinken, als er in das Antlitz des alten Herrn blickte. Dieſes Geſicht, ſonſt ſo väterlich wohlwollend und gewinnend freundlich, erſchien jetzt wie aus Stein gemeißelt, nur ein leiſes Zucken um den Mund und ein Zittern der Augenlider verrieth, daß eine ungeheure Erregung hinter dieſer ſtarren Ruhe ſich berge.

„Melanie liegt im Sterben!“

Mit dumpfer Wucht fielen dieſe Worte; ſie ſchienen dröhnend aus weiter Ferne zu kommen.

„Um des Himmels willen, wie kam das?“

„Sie hat — Gift genommen.“

„Gift! — Melanie?“

„Um Ihretwillen, Herr v. Liebenſtein.“

Der Premierlieutenant ſah mit bleichem Munde den Greis an. Er vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Als meine arme Frau die Unglückliche fand, da konnte dieſe nur noch ſtöhnen: ‚Ich wußte, daß ich nicht glücklich werden ſolle, und ich habe ihn ſo ſehr geliebt.‘“

Liebenſtein mußte ſich auf einen Stuhl ſtützen, es wirbelte ihm vor den Augen und er ſah Alles roth um ſich her. Endlich ſtammelte er hervor: „Darf ich Melanie ſehen?“

Herr v. Lölling trat einen Schritt vor. „Sie wollten es noch wagen? Nach — dieſer Nacht?“

Der Lieutenant ließ den Kopf ſinken. Nach einer Weile unheimlichen Schweigens murmelte er: „Ich ſtehe Ihnen zur Verfügung, beſtimmen Sie, Herr v. Lölling, was geſchehen ſoll.“

Der alte Herr hatte ſich abgewendet und ſagte, halb über die Schulter weg: „Um meiner armen Frau und meiner Kinder willen muß ich wünſchen, daß dieſes Unglück nicht noch ſchmerzlicher gemacht werde durch das Gerede der Leute. Wenn es irgend möglich iſt, ſoll man über den Vorfall nichts weiter erfahren. Sie können daher Ihre Rolle als Bräutigam noch beibehalten — es war ja nur eine Rolle —, bis wir Melanie begraben haben!“

Laut aufſchluchzend ſank Herr v. Lölling auf einen Stuhl und barg ſein Geſicht in den Händen.

Leiſe entfernte ſich Liebenſtein und ſchlich nach Hauſe — elend wie ein Verbrecher. — —

Vier Tage lang rang Melanie mit dem Tode. Sie hatte, wie man feſtſtellte, aus der kleinen Hausapotheke Atropin entnommen; die Doſis war wohl zu gering geweſen, um ſofort das Ende herbeizuführen, aber immerhin groß genug, um alle ärztliche Kunſt zu vereiteln.

Liebenſtein erſchien täglich zweimal im Hauſe ſeiner Braut, um ſich nach dem Befinden Melanie's zu erkundigen; er wurde der Abrede gemäß vorgelaſſen, und im Salon von Herrn v. Lölling empfangen, der ihm jedesmal

kurz denſelben entſetzlichen Beſcheid gab: „Keine Hoffnung! Keine Rettung!“ Dann mußte er wieder gehen; kein Wort mehr wurde ihm zu Theil, kein Wort von ihm entgegengenommen. Es war eine furchtbare Pein für Liebenſtein, vor den alten Herrn hinzutreten, deſſen vergrämtes Geſicht zu ſehen und die vor Schmerz bebende Stimme zu hören; lieber wäre er wahrlich dem ärgſten Kugelregen entgegengegangen.

Am vierten Tage war es zu Ende. Die lange Dauer des Todeskampfes geſtattete wenigſtens, es glaubhaft zu machen, daß Melanie einer akut aufgetretenen Krankheit erlegen ſei, der Hausarzt vermittelte alles Uebrige, ſo daß nur ſehr Wenige, die vertrauteſten Freunde der Familie, die Wahrheit erfuhren, und deren Verſchwiegenheit konnte man ſicher ſein.

Bei der Leichenfeier ſtand Liebenſtein neben dem Vater am Grabe des jungen Geſchöpfes, welches hatte ſterben müſſen, weil es liebte. Der Lieutenant ſah ſo bleich und ergriffen aus, daß er allgemein Theilnahme und Mitleid erregte. „Er muß ſie ſehr geliebt haben,“ flüſterten die Leute einander zu.

Wenige Stunden nach dem Begräbniſſe empfing Liebenſtein den Beſuch des Barons Prettau. Die gemeſſene, förmliche Haltung, mit welcher dieſer eintrat, ließ den Lieutenant erkennen, daß er auch dieſen Freund verloren habe.

Nach einer ſehr kühlen Begrüßung begann der Baron damit, daß er ſein Bedauern ausſprach, eine peinliche Angelegenheit erörtern zu müſſen.

„Sie kommen im Auftrage der Familie Löling?“

„Nein, aus eigenem Antrieb. Ich weiß, was geſchehen iſt und fühle mich verpflichtet, der Angelegenheit näher zu treten. Aus Gründen, die Ihnen bekannt ſind, Herr v. Liebenſtein, ſieht ſich die Familie außer Stande, Rechen-

ſchaft zu fordern. Das Andenken der Unglücklichen ſoll nicht entweiht werden, indem man das Geheimniß ihres Unglücks der Oeffentlichkeit preisgibt, und das würde geſchehen, wenn irgend Jemand von der Familie einen Schritt unternehmen wollte, der unter den gegebenen Umſtänden auffallen müßte, da ſich eine annehmbare Erklärung kaum finden ließe. Die Familie mußte ſich daher entſchließen, den Schuldigen dem Richterſpruch ſeines eigenen Gewiſſens zu überlaſſen."

Der Premierlieutenant unterbrach den Beſucher. „Wozu das viele Reden? Machen wir es kurz ab. Ich glaube zu verſtehen, was Sie wünſchen, und ich ſtelle mich Ihnen zur Verfügung."

Der Baron neigte nur ein wenig den Kopf und fuhr dann in dem gleichen kühlen Tone fort: „Leider iſt die Sache nicht ſo einfach. Die Beziehungen, welche zwiſchen uns beſtanden haben, würden es gleichfalls auffallend erſcheinen laſſen, wenn wir plötzlich ohne erſichtlichen Grund als Gegner aufträten, und es läge immerhin die Gefahr nahe, daß man unſere Differenz in Verbindung mit Vorgängen im Hauſe Löling bringen könnte. Man würde kombiniren, Gerüchte könnten entſtehen, und wenn man vielleicht auch nicht die Wahrheit erriethe, ſo wären die Vermuthungen vielleicht noch ſchlimmer, das heißt peinlicher für die Familie, als die Wahrheit ſelbſt."

„So ſchaffen wir irgend einen glaubhaften Grund, den alle Welt ſozuſagen greifen kann. Ich bin zu Allem bereit," erwiederte ungeduldig Liebenſtein.

Der Baron behielt ſeine Ruhe. „Jeder Zweikampf iſt," fuhr er fort, „trotz der Ueberlegenheit, welche die Uebung in der Führung der Waffen dem Einen oder Anderen verleiht, ſtets eine Art Glücksſpiel. Halten wir das feſt. Die Sache liegt in unſerem Falle ſo eigenthüm-

lich, daß wir uns nothwendigerweiſe entſchließen müſſen, von den üblichen Formen des Duells abzuweichen."

Liebenſtein ſah zuerſt den Baron mit großen Augen an, dann wurde ihm allmälig der Sinn der Rede klar, und er lachte kurz auf.

„Jetzt begreife ich; ich ſoll einfach wie ein meuternder Lanzknecht um mein Leben würfeln! Gut! Mir iſt Alles recht. Wenn das Loos gegen mich entſcheidet, verpflichte ich mich, binnen acht Tagen — oder wünſchen Sie eine andere Friſt?"

Der Baron verneinte durch eine leichte Kopfbewegung.

„Abgemacht alſo!"

Liebenſtein holte eine Kaſſette, welche Schachbrett, Karten und anderes Spielgeräth enthielt, und kramte zwei Würfel hervor. „Nur die Trommel fehlt," bemerkte er mit grimmigem Hohn, „ſonſt wäre es das reine Lanzknechtsſpiel. — Wer ſoll den erſten Wurf haben?"

„Sie ſelbſt," gab der Baron zur Antwort, deſſen kalte Ruhe in ſeltſamem Gegenſatz ſtand zu der unverkennbaren Erregung Liebenſtein's.

Der Lieutenant würfelte — er zählte ſechs Augen. Dann kam der Baron — er warf neun.

Herr v. Liebenſtein verneigte ſich vor ſeinem Gegner. „Dieſe Spielſchuld kann ich wenigſtens noch einlöſen."

Baron Prettau nahm ſeinen Hut und wollte ſich entfernen. Er war ſchon an der Thüre, als der Lieutenant raſch auf ihn zutrat. „Ein Wort noch, oder vielmehr eine Frage, wenn ich bitten darf. — Wir ſind Freunde geweſen, und ich beklage es auch aufrichtig, daß wir ſo ſcheiden müſſen. Doch daran iſt nichts mehr zu ändern, es iſt meine Schuld. Vielleicht werden Sie aber um dieſer ehemaligen Freundſchaft willen mir die Frage verzeihen: wer hat Ihnen mitgetheilt, was bei Löllings vorfiel?"

Der Baron zögerte mit der Antwort, und Liebenstein fuhr dringender fort: „War es Herr v. Lölling selbst oder sonst ein Mitglied der Familie?"

„Nein; es war Fräulein v. Steinberg."

Der Lieutenant nickte. „Das Fräulein v. Steinberg hatte wohl auch Kenntniß von den Vorgängen jener Nacht; ich meine, was im Klub geschah oder geschehen sein sollte; man hat ja die Dinge übertrieben."

„Ich glaube, ja."

„Aus ihrem Munde erfuhr also Melanie davon?"

Der Baron zuckte mit den Schultern.

„Ich beschwöre Sie, Herr Baron, sagen Sie mir wenigstens, ob Sie meine Vermuthung für gerechtfertigt halten."

Baron Prettau wurde plötzlich beredt, mit lebhaftem Eifer erwiederte er: „Wenn Fräulein Else darüber sprach, so that sie es nur aus voller Theilnahme für Melanie, und ahnte nicht, daß ihre arme Freundin die Sache so schwer nehmen werde. Fräulein v. Steinberg ist jetzt noch außer sich über den Vorfall; und mehr vielleicht noch, als die Eltern, zürnte Else über Sie und Ihr Benehmen, welches Melanie in den Tod trieb. Wäre das Fräulein ein Mann, so würde es an meiner Stelle hier gestanden und Rechenschaft gefordert haben."

„Ah, ich verstehe! Da nun das Fräulein eben kein Mann ist, so mußten Sie, Herr Baron, die Vertretung übernehmen. Und die reizende Idee, die Sache auf dem Wege — des Würfelns zu erledigen, stammt wohl auch aus dem Kopfe des gnädigen Fräuleins?"

„Ich will nicht leugnen, daß die Dame mich auf die verschiedenen Schwierigkeiten aufmerksam machte, welche dem Austrag der Angelegenheit in der sonst üblichen Weise sich entgegenstellten."

„Ich danke, Herr Baron; ich bin jetzt vollständig im Klaren."

Der Baron ſah Liebenſtein etwas verwundert an; er verſtand die letzte Wendung nicht, doch fühlte er ſich nicht berufen, um eine Erläuterung zu erſuchen, und ging.

„Der arme Thor mit ſeinem redlichen, gläubigen Gemüthe iſt wieder einmal ‚hereingefallen‘ und merkt es nicht,“ dachte Liebenſtein. „Möge das Schickſal ihn davor bewahren, daß in Erfüllung geht, was er wünſcht und hofft. Der Lohn für ſeinen Liebesdienſt wäre eine zu harte Strafe für ſeine Blindheit. — Dieſer Dämon alſo war es! — Prinzeſſin Eboli triumphirt wohl jetzt daheim über ihre Opfer. Wahrhaftig, ich hätte doch den Baron warnen ſollen. Aber er hätte mir ja nicht geglaubt. Möge er ſelbſt zuſehen, wie er aus dem Garn ſich losmacht. — Und ſie?! Vielleicht wird ihr auch noch gelohnt, wie ſie es verdient.“

— — — — — — — — — — — —

Zwei Tage darauf ſtand der Premierlieutenant vor ſeinem Regimentskommandeur. „Es iſt mir lieb, daß Sie meinem Rathe folgen und Urlaub nehmen,“ ſagte dieſer. „Sie ſahen in den letzten Tagen ſo elend aus, als ob Sie ſelbſt den Tod im Herzen trügen. Ich begreife Ihren tiefen Schmerz, den Verluſt einer ſolchen Braut verwindet man nicht ſo leicht. Seien Sie ſtark und tragen Sie muthig das Leid. Vor Allem erholen Sie ſich und kehren Sie wohlbehalten zurück.“

Wieder zehn Tage ſpäter verſammelte der Oberſt ſeine Offiziere um ſich. „Meine Herren! Ich habe Ihnen eine ſchmerzliche Nachricht mitzutheilen: unſer Kamerad, Premierlieutenant v. Liebenſtein iſt todt. Er war nicht ſtark genug, um den herben Verluſt zu tragen, welchen er erlitten hatte, und ſuchte Ruhe und Vergeſſen. In ſeinem Abſchiedsbriefe an mich bittet er, den Herren Kameraden ſeine letzten Grüße zu beſtellen, und erſucht, ihm eine freundliche Erinnerung zu bewahren.“

Bald darnach las man in dem Tagesblatt einer kleinen Küſtenſtadt folgende Notiz: „In der Bucht nahe bei H. wurde vor einigen Tagen eine Leiche gelandet, welche allerdings faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellt war, die man jedoch aus verſchiedenen Anzeichen und auf Grund vorliegender Umſtände als die eines Premierlieutenants v. L. rekognoszirte, welcher einige Tage in H. zugebracht hatte. Der Genannte hatte Spuren von Melancholie gezeigt, und es ſteht außer Frage, daß er freiwillig den Tod geſucht habe. Wie wir vernehmen, iſt an den Ortsvorſteher von H. bereits eine Verſtändigung von Seiten des Regimentskommandos gelangt, daß die Kameraden dem Unglücklichen einen Grabſtein ſetzen laſſen wollen." — —

Der Name Liebenſtein wurde aus der Rangliſte geſtrichen, im Ortsfriedhof von H. erhob ſich ein Marmordenkmal, der Klub der Dreizehn hielt ein Trauermahl ab, und dann — ſprach die Welt wieder von anderen Dingen, und der Todte war vergeſſen.

Viertes Kapitel.

Ueber der Hauptſtadt des britiſchen Reiches ſpannte ſich ein blauer Frühlingshimmel, aber drunten in den Straßen ſah man nichts davon, denn eine dichte Wolke von Nebel und Kohlenrauch lagerte über der unabſehbaren Häuſermaſſe Londons.

In dem Bureau, in dem der Chef der wohlbekannten Firma Snyders, ein grauköpfiger, hagerer Engländer, eben einem ſeiner jungen Leute in ärgerlichem Tone eine Standrede hielt, war es ſchon faſt dämmerig, obgleich es erſt Nachmittag war, aber doch noch hell genug, um zu gewahren, daß der abgekanzelte Angeſtellte des Herrn Snyders ein junger, hochgewachſener Mann von auffallend gewinnendem Aeußeren war.

„Es ist nicht gleichgiltig, ob man 44½ oder 47½ schreibt, ganz und gar nicht gleichgiltig. Oder wollen Sie das bestreiten?" fuhr Snyders in seiner Strafpredigt fort und sah dabei so strenge den Korrespondenten an, welcher vor ihm stand, als erwarte er in der That, der unglückliche junge Mann würde einen Widerspruch wagen.

Man hat es ja erlebt, daß Menschen in verzweifelten Lagen Thatsachen bestreiten, die noch zweifelloser sind, als der Unterschied zwischen 4 und 7. Doch der Korrespondent schwieg und gab also die Richtigkeit der Bemerkung Mr. Snyders' zu. Gerade dieses Schweigen schien aber den Handelsherrn zu reizen.

„Es scheint, als ob Sie gar nicht wüßten, was diese Sache bedeutet! 44½ statt 47½! Nun, Mr. Pailer, wie denken Sie darüber?"

Es gibt Fragen, die man einfach nicht beantworten kann, ohne sich lächerlich zu machen. Mr. Pailer zuckte daher nur mit den Achseln und sah seinen Chef mit einem trüben Blicke an, was im Grunde auch eine Antwort war.

Der Korrespondent wußte ganz genau, was der Unterschied zwischen 4 und 7 in dieser Sache bedeute. Er hatte in einem Schlußbriefe über 45,000 Kilogramm Barrensilber den Preis mit 47½ Pence für die Unze notirt, und Mr. Snyders mußte nun seinen ehrenwerthen Geschäftsfreunden, dem Hause Rowler & Carman in New-York, den Schatz abnehmen, um dabei statt des erhofften Gewinnes einen sicheren Verlust zu buchen. Rowler & Carman hätten ihr Silber mit Freuden auch zu 44½ abgegeben, da sie ein wenig in Verlegenheit waren, und mußten daher sicherlich erstaunt gewesen sein, daß ihnen ein Betrag geboten wurde, der weit den Marktpreis überstieg. Brauchten sie aber nachzuforschen, woher dies kam? Konnte nicht Mr. Snyders aus irgend welchen Gründen genöthigt sein, um jeden Preis sich Silber zu verschaffen, wie sie,

ſich deſſelben zu entledigen? Allerdings hatte Mr. Snyders nachträglich auf den Irrthum aufmerkſam gemacht; aber Rowler & Carman hatten ihren Schein, und im Handel gilt, was abgemacht iſt. Der Gewinn des Einen beruht ja darauf, daß der Andere ſich in ſeinen Berechnungen irrt und verliert.

„Was meinen Sie nun, Mr. Pailer, daß mit Ihnen geſchehen ſoll?“ ſetzte Mr. Snyders das peinliche Verhör fort.

Dieſe Frage erforderte eine Antwort und der Korreſpondent gab ſie ruhig, nur mit etwas verſchleierter Stimme: „Sie werden mich entlaſſen, Mr. Snyders.“

Der Cheff kniff die Lippen zuſammen und ſah den jungen Mann ärgerlich von der Seite her an.

„Das alſo glauben Sie? Halten Sie mich für verrückt, Mr. Pailer? Ich bin kein Narr! Wiſſen Sie, daß Sie mir jetzt 18,086 Pfund, 16 Schilling und 3 Pence ſchulden?“

Natürlich wußte er es, hatte er ja den Verluſt ſelbſt berechnen müſſen, die Summe war richtig bis auf den Penny.

„Wie ſoll ich zu meinem Gelde kommen, wenn ich Sie entlaſſe? He! — Natürlich würden Sie verſchwinden wie eine Maus im Kellerloche. — Oder würden Sie das nicht thun? — Ich will Sie aber ſicher haben, ſicher in dieſer Hand“ — Mr. Snyders klappte ſeine fleiſchige Hand auf und zu — „ich werde Ihnen von Ihrem Gehalte 30 Prozent in Abzug bringen, bis die Schuld getilgt iſt.“

„Gott laſſe Sie dies erleben,“ ſagte der junge Mann und machte eine Bewegung, als wolle er dem Chef beide Hände entgegenſtrecken.

Mr. Snyders kniff das eine Auge zu und ſah mit dem anderen ſtrenge den Korreſpondenten an. „Denke wohl, daß ich dies auch wünſche,“ ſagte er trocken.

Zu den vielen guten Dingen, welche liebevolle Menſchen bei feſtlichen Gelegenheiten Anderen wünſchen, gehört auch langes Leben; ein längeres aber, als Mr. Pailer für ſeinen Chef von Gott erflehte, konnte wohl Niemand begehren. Mr. Snyders hätte genau 334 Jahre, 11 Monate, 8 Tage und 18 Stunden zu leben, bis durch die 30 Prozent des Monatsgehaltes von 15 Pfund Sterling die Schuld getilgt ſein würde.

„Im Grunde ſollte ich 50 Prozent in Abzug bringen," fuhr Mr. Snyders fort, „da aber auch ich einen Theil der Schuld trage — Sie ſehen, ich bin gerecht und auch ſtrenge gegen mich ſelbſt — will ich nachſichtig ſein. Ich hätte den Brief genauer leſen ſollen, aber ich hatte Vertrauen zu einem Manne, der ſchon drei Jahre in meinem Komptoir gearbeitet hat, und glaubte, daß der Mann eine Vier von einer Sieben unterſcheiden könne. Merken Sie ſich die Lehre, daß man nichts unterſchreiben ſoll, ehe man es nicht Buchſtabe für Buchſtabe geleſen hat."

Der Handelsherr hatte ſich in Eifer geredet und puſtete die Worte nur ſo heraus; jetzt hielt er an, um Athem zu holen; er war ſchon ganz roth im Geſichte.

„Mr. Snyders, glauben Sie mir —" fing der junge Mann an, doch der Chef fiel ihm in die Rede.

„Ich glaube gar nichts; ich weiß nur, daß ich Sie nicht auf Ihrem Poſten belaſſen kann, ſondern Ihnen eine Arbeit geben muß, die keine Verantwortlichkeit mit ſich bringt. Gehen Sie zu Mr. Haunold, er weiß bereits, was er mit Ihnen zu thun hat."

Ein kurzes Nicken, eine Bewegung mit der Hand und der Korreſpondent war entlaſſen.

Stumm verbeugte er ſich und leiſe ſchritt er zur Thüre hinaus, um quer über den Flur nach den Komptoirräumen zu gelangen. Die Leute in den vorderen Zimmern ſahen nicht einmal auf, als er an ihren Pulten vorbeiging, und

er wuße nicht, ſollte er über dieſe Nichtbeachtung froh ſein oder ſich ärgern. Jetzt kam er auch durch das Zimmer, in welchem er ſeit einem Jahre den erſten Platz eingenommen hatte, und es zuckte doch in ſeinem Geſichte, als er nach ſeinem Pulte hinſah, an dem bereits ein Anderer ſtand; haſtig ging er weiter, nach dem Gemache, in welchem Mr. Haunold das Kommando führte. Hier war die große Schreibſtube, in welcher die Anfänger, die Lehrlinge und die Volontäre unter der geſtrengen Zucht des „Novizenmeiſters" Haunold arbeiteten. In dieſe Schaar von Rekruten ſollte Mr. Pailer wieder eingereiht werden, nachdem er bereits Abtheilungsvorſtand geweſen war, der bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſtſtändig handeln durfte. Von nun an würde jede Zeile von ſeiner Feder von Mr. Haunold mit kritiſchen Augen geprüft werden, denn dieſer war allein verantwortlich für alle Korreſpondenzen, welche von dieſer Schreibſtube geliefert wurden.

„O, Mr. Pailer! Nun, gut abgelaufen die Geſchichte, he? Werden monatlich neunzig Schillinge büßen, nicht wahr?" Mit dieſen Worten begrüßte Haunold den Korreſpondenten, der ihn etwas verblüfft anſah.

„Sie wiſſen alſo bereits —"

„Iſt ſo üblich in dieſem Hauſe;" Mr. Haunold zwinkerte mit den Augen, „iſt Anderen auch ſchon ſo ergangen."

Ein behagliches Lächeln zeigte ſich auf dem geſunden rothen Geſicht und überraſchte ein wenig den jungen Mann, der nicht auf einen ſo wohlwollenden Empfang gerechnet hatte.

„Was werde ich künftighin zu thun haben, Mr. Haunold?" fragte er.

„Hm! Ja, ich muß Sie beſchäftigen; wollen Sie wieder die deutſche Korreſpondenz übernehmen? Damit fingen Sie vor drei Jahren an, nicht?"

Pailer nickte; es berührte ihn doch eigenthümlich, daran

erinnert zu werden, daß er wieder bei dem Anfange angelangt ſei.

Haunold ſchien die Gedanken des jungen Mannes zu errathen, und fühlte ſich zu einem Troſtſpruche bewogen: „Lange werde ich Sie doch wohl nicht hier behalten; ich denke, nach ein paar Monaten ſehe ich Sie wieder drüben.“

Ein dankbarer Blick lohnte ihm für dieſe Worte, obwohl die Erwiederung nicht ſehr frohmuthig klang. „Eigentlich kann es mir ja gleichgiltig ſein, für welche Art Arbeit ich bezahlt werde; und im Uebrigen“ — Pailer machte eine abweiſende Geberde — „zähle ich zu Jenen, die eben kein Glück haben.“

Mr. Haunold rieb ſich das glatte, fleiſchige Kinn. „Hm! Nur Narren hoffen auf Glück; ein vernünftiger Mann fragt nicht nach dem Popanz, und iſt eben darum glücklich.“ Er ſtreckte ſich dabei behaglich, als wolle er den Anderen zeigen, daß er ein ſolch' glücklicher Menſch ſei. „Wie kam es denn eigentlich, daß Sie den Unſinn mit dem Schlußbriefe machten?“

„Eine ganz närriſche Geſchichte, ſie wäre zu lächerlich, wenn ſie nicht ſo ernſt wäre.“

„Ah, iſt wohl irgend ſo etwas Weibliches dahinter? He?“

„Ja; freilich nicht ſo, wie Sie vielleicht meinen.“

„Wollen Sie heute Abend den Thee bei mir nehmen, Mr. Pailer? — Gut! Wir gehen nach Geſchäftsſchluß miteinander fort. So, und jetzt machen Sie ſich an die Arbeit; hier“ — er kramte einige Briefe zuſammen — „haben Sie Auszüge zu fertigen; Sie wiſſen doch noch, wie es zu geſchehen hat? Das Pult dort iſt frei; es wird von nun an Ihr Platz ſein.“ — —

Etwa zwei Stunden ſpäter ſchrillte die Pfeife an dem Sprachrohr, welches aus dem Gemache des Chefs herunter führte. Mr. Haunold legte das Ohr an die Schallöffnung

und lauſchte ziemlich lange, wobei ſein rundliches Antlitz immer mehr den Ausdruck des Erſtaunens annahm. Dann ging er zu Pailer's Pult.

„Sie ſind ein Deutſcher, nicht wahr?"

Der Angeſprochene zuckte unmerklich, und zwiſchen den Augenbrauen zeigte ſich eine Falte, als er kurz erwiederte: „Ja."

„Kennen alſo wohl auch die Rheingegend?"

Pailer zögerte ſichtlich, ehe er antwortete: „Nur flüchtig von einer kurzen Reiſe her, ich habe niemals mich lange dort aufgehalten."

„Gut! Mr. Snyders wünſcht Ihre Papiere zu ſehen. Sie haben wohl die Güte, ſie zu holen."

„Wozu dies?"

„Weiß ich ſelbſt nicht."

„Soll ich mit denſelben dann zu Mr. Snyders gehen?"

„Nein, er wünſcht, ich ſolle ſie ihm bringen. Sie wiſſen ja —"

Freilich wußte Pailer, daß nur die Leiter der Abtheilungen den Vorzug genoſſen, perſönlich vor dem Chef erſcheinen zu dürfen; er war ja „degradirt" und damit aus dem Allerheiligſten verbannt.

Er ging alſo, um die verlangten Papiere zu holen. Die unverheiratheten Angeſtellten wohnten — mit Ausnahme Mr. Haunold's, der als „alter Herr" beſonders begünſtigt war — in dem Geſchäftshauſe ſelbſt, deſſen oberſter Stock eine Reihe kleiner Zimmer enthielt. Dieſe Einrichtung ſtammte noch aus der guten alten Zeit, und Mr. Snyders hielt daran feſt. Die Angeſtellten hatten übrigens ſich darüber nicht zu beklagen; ſie hatten es ziemlich behaglich und kamen billig weg.

Nach wenigen Minuten überbrachte Pailer die Dokumente, mit welchen ſich Haunold zu dem Chef begab. Mit einiger Unruhe erwartete Pailer deſſen Rückkehr, und un-

willkürlich ſah er bei jedem Geräuſche nach der Thüre. Endlich kam Jener zurück.

„Mr. Snyders läßt Sie bitten, ſich um halb fünf Uhr zu Miß Snyders zu begeben. Er ſtellt Ihnen ſeinen Wagen zur Verfügung, der Sie nach ſeinem Hauſe bringen wird.“

„Zu Miß Snyders?“ fragte verwundert der junge Mann. „Was ſoll dies bedeuten?“

„Daß heute ein Unglückstag für Sie iſt,“ erwiederte Haunold trocken und fügte dann leiſer hinzu: „ich wünſche, daß es gut ausgehe.“

„Wie meinen Sie das? Ich kenne Miß Snyders nicht und weiß nicht —“

„Sie werden ſie kennen lernen und dann — kommen Sie zu mir. Ich erwarte Sie — wie abgemacht.“

Mr. Pailer ſchüttelte verwundert den Kopf, Haunold that desgleichen, und die Lehrlinge in der Nähe, welche etwas von dem Geſpräche erlauſcht hatten, richteten verſtohlen neugierige Blicke nach dem Manne, der zu Miß Snyders geladen worden war, und blinzelten dann einander an. Was ſoll dies bedeuten? Das war die Frage, die Alle beſchäftigte und auf welche Keiner eine Antwort wußte.

(Fortſetzung folgt.)

In den Kupferminen von Ookiep.

Erzählung aus Südafrika. Von **Gerhard ten Boer.***)

Mit Illustrationen von Albert Richter.

(Nachdruck verboten.)

1.

An einem Sommermorgen des Jahres 1886 stand vor seiner Wohnung in dem sächsischen Bergwerksorte Feierabend, der im Freiberger Revier gelegen ist, der Bergmann Nitsche und rauchte wohlgemuth sein Pfeifchen. Er hatte heute Nachtschicht und sollte erst Abends gegen sechs Uhr wieder die Arbeit antreten.

Er war in den frühen Morgenstunden nach Hause gekommen, hatte sich von der Arbeit gereinigt und betrachtete jetzt wohlgefällig die Blumen und Pflanzen in dem kleinen Gärtchen, welches sich vor dem Hause befand, das er mit noch drei anderen Bergmannsfamilien theilte.

Der Briefträger kam auf dem Wege daher, an dem das Gärtchen lag und zeigte Nitsche schon von Weitem einen Brief.

„Der kommt aber weit her," sagte er, „ich glaube, gar aus Afrika."

*) Wir veröffentlichen diese uns von einem in Südafrika lebenden Landsmann zur Verfügung gestellte schlichte Erzählung um so lieber, als sie in der That ein äußerst zutreffendes Bild von den Verhältnissen gibt, wie sie zum Theil noch heute in südafrikanischen Minendistrikten bestehen. D. R.

In der That war der Brief mit einer Anzahl Marken beklebt, die Nitſche während der ganzen zweiunddreißig Jahre ſeines Lebens nicht kennen gelernt hatte. Er prüfte daher auch ſorgfältig die Adreſſe.

Der Briefbote bemerkte daher: „Die Adreſſe ſtimmt ſchon. Es gibt keinen anderen Franz Nitſche hier in Feierabend, und ſogar die Nummer des Hauſes iſt richtig angegeben. Nun, ich wünſche, daß gute Nachrichten in dem Briefe ſtehen.“

Nach dieſen Worten ging er weiter, und Nitſche machte ſich voll Neugierde daran, den Brief zu öffnen, deſſen Adreſſe eine ziemlich ungelenke Handſchrift zeigte. Der Inhalt aber lautete folgendermaßen:

„Lieber Bruder Nitſche!

Da Du ſtets unſer guter Freund und Kamerad geweſen biſt, geben wir Dir zuerſt Nachricht, weil wir wünſchen, daß auch Du ſo viel Glück haben mögeſt, wie wir. Wir müſſen Dich aber bitten, Stillſchweigen zu bewahren, denn Du kannſt Dir denken, daß es nicht gut für uns wäre, wenn zuviel Bergleute aus Sachſen herkämen. Wenn hier viele Arbeitskräfte vorhanden wären, würde der Lohn bald heruntergehen, während wir jetzt ſo viel haben, wie noch nie ein Bergmann in Sachſen verdient hat. Wir ſind vor einem halben Jahre hier in Dokiep glücklich angekommen und arbeiten in den Kupferminen. Das Kupfer liegt hier ſo zu Tage, daß man es blos aufzuhauen braucht und man kann es ſofort abliefern. Aber natürlich, die Wilden, die ſich hier aufhalten, verſtehen nichts von dem Bergbau und können daher Geſtein und Kupfererze nicht unterſcheiden, und deshalb verdient ein Bergmann, der etwas von der Arbeit verſteht, gleich vom erſten Tage an heidenmäßig viel Geld. Es geht Alles im Akkord. Wir kommen monatlich auf ſechs- bis ſiebenhundert Mark, dabei ſind wir aber noch ſchlecht daran, weil wir keine Frauen haben.

Wer ſeine Frau hierher mitbringt, der kann ſein Einkommen verdoppeln, denn weit und breit gibt es keine Frau, die waſchen oder nähen kann. Für ein gutes Mannshemd zahlt man hier mit Freuden blos für das Nähen zwanzig Mark. Alſo, lieber Bruder Nitſche, komm hierher und bringe Deine Frau mit. Sage aber den Anderen nichts davon, ſonſt kommen zu viel her, und dann wird der Lohn geringer. Du weißt, daß Konrad auch mit uns herüberkam. Der iſt aber nicht mehr hier, er iſt deſertirt und in die Wildniß gegangen. Es heißt, er wäre von den Hottentotten todtgeſchlagen worden. Es war aber ſeine Schuld; er wollte nicht arbeiten und hatte viele Streitigkeiten mit den holländiſchen Beamten. Dieſe ſind ſonſt ſehr liebenswürdig und achten beſonders uns Deutſche ſehr. Wenn Du hierher kommen willſt, ſo melde Dich ſofort beim Kapitän Riesler in Hamburg, der für die Regierung des Kaplandes die Auswanderer herüberbringt. Sage ihm nur gleich, daß Du hierher willſt, Du brauchſt dann mit dem Schiffe nur bis Port Nolloh zu fahren und nicht bis nach Kapſtadt. Du biſt mehrere Tage früher hier als in Kapſtadt. Es gehen jetzt Landarbeiter wieder von Hamburg nach dem Kaplande, aber Bergleute werden vor Allem gerne genommen. Noch einmal: ſei vorſichtig und ſprich nicht über die Sache. Melde Dich aber ſchnell in Hamburg, denn das Schiff geht wahrſcheinlich bald ab. Wie ſchön es hier iſt, können wir gar nicht beſchreiben. Hier wird es niemals Winter, hier iſt es immer Sommer. Jeder kann hier thun, was er will. Wild iſt ſo viel da, daß man es mit den Händen greifen kann. Alle Lebensmittel wachſen Einem vor der Thüre. Es gibt keine Gendarmen und Poliziſten, man kann reden und thun, was man will.

Hier iſt jeder ſein eigener Herr, denn wir ſind eben in einem freien Staate.

Noch einmal: ſei verſchwiegen und komme uns bald nach.

Es grüßen Dich Deine Freunde

Schneider, Emmerich und Habler."

Nitſche las dieſen Brief zweimal aufmerkſam durch. Was er da erfuhr, war in der That ſehr verlockend. Er erinnerte ſich jetzt deutlich, daß vor ungefähr drei Jahren ein Agent in den Arbeiterort Feierabend gekommen war, um Bergleute für die Kupferminen in Südweſtafrika, in Klein-Namaland, einer Provinz des Kaplandes, anzuwerben. Es hatten ſich damals vier junge Bergleute, die drei Schreiber des Briefes und der als todt gemeldete Konrad zur Auswanderung bereit gefunden. Das war nun das erſte Lebenszeichen, welches ſie gaben, und nach dieſem Briefe zu urtheilen, hatten ſie ihr Glück gemacht.

„Emma!" rief Nitſche in's Haus hinein, „komm einmal heraus."

Eine junge Frau, in der Mitte der Zwanziger, mit einem friſchen, lebensluſtigen Geſichte, kam auf dieſen Ruf herbei. Sie ſchien direkt aus der Küche vom Feuer zu kommen, denn ihre Wangen waren geröthet und die vollen runden Arme bis zum Ellenbogen entblößt.

„Was gibt es denn, Franz?" fragte ſie.

„Gute Nachrichten. Lies einmal dieſen Brief."

Emma las den Brief durch und ſchien auch über denſelben erſtaunt zu ſein. Als ſie fertig war, fragte Nitſche, der ſeine Frau aufmerkſam beobachtet hatte: „Nun, und was ſagſt Du dazu?"

„Was ſoll ich ſagen. Es ſcheint dort ja ein wahres Paradies zu ſein."

„Und was ſagt Du zu Konrad?"

„Er thut mir leid. Aber er war immer ein Thunichtgut, und meine Mutter hat ihm immer prophezeit, es werde ein ſchlechtes Ende mit ihm nehmen."

„Und Du fühlst Dich gar nicht unglücklich darüber, daß er todt ist?"

„Ach geh!" versetzte Emma. „Laß doch die alten Scherze; Du weißt doch, obwohl er um mich geworben hat, habe ich ihn nie leiden können. Aber leid darf es mir doch thun, wenn ich erfahre, daß ein guter Bekannter todt ist."

„Na gewiß," meinte Nitsche gutmüthig. „Auch mir thut es leid um ihn. Vielleicht ist er draußen in der Wildniß verschmachtet oder von Raubthieren zerrissen worden. Das hat er denn doch nicht verdient; er war zwar leichtsinnig und etwas gewaltthätig, aber sonst ein ganz guter Bursche und ein tüchtiger Arbeiter. Weißt Du, ich glaube, er ist damals nur fortgegangen, weil wir uns geheirathet haben."

Emma sah einen Augenblick vor sich hin und sagte dann: „Ich weiß sogar gewiß, daß er deswegen in die Fremde gegangen ist. Ich habe von ihm, bevor er fortging, ein paar Zeilen erhalten und sie Dir nur nicht gezeigt, weil Du ein eifersüchtiger Mensch bist. Er schrieb mir, er könne unser Glück nicht ansehen; er habe mich zu sehr geliebt, um mich einem Anderen zu gönnen, und deshalb gehe er zu den Wilden, um seine Ruhe zu finden und sei es selbst im Tode."

„So, so!" sagte Nitsche, „dann hat mich also meine Ahnung doch nicht betrogen. Wir brauchen uns aber seinetwegen keine Vorwürfe zu machen. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Er war auch mein Freund, aber als es sich um Dich handelte, wurden wir Feinde. — Doch das sind ja alte Geschichten. Sage mir lieber, was meinst Du zu dem Briefe? Das scheint ja dort wirklich das reine Paradies für einen Bergmann zu sein. Denke nur, was für eine Einnahme wir dort hätten. Ich sechshundert Mark, Du sechshundert Mark durch Waschen und Nähen, alle Lebensmittel gewissermaßen umsonst — in ein

paar Jahren würde man da ein reicher Mann und könnte zurückkommen und als Rentier leben."

„Ja, und wenn Luise mit uns käme, dann würden wir noch mehr verdienen. Sie hat erst jetzt ordentlich Waschen, Nähen, Zuschneiden und Plätten gelernt."

„Jedenfalls wollen wir uns die Sache ordentlich überlegen. Rufe doch einmal Luise her, damit wir ihr die Neuigkeit mittheilen."

Luise kam direkt aus der Küche und zeigte sich als ein achtzehnjähriges, hübsches, ihrer Schwester sehr ähnliches Mädchen. Sie lachte zuerst über den Gedanken, zu den Wilden gehen zu sollen und Weißwäsche für die Hottentotten zu nähen; als sie aber den Brief las und erfuhr, wie man dort in kurzer Zeit ein Vermögen verdienen könne, wurde sie anscheinend ernster gestimmt und sehr nachdenklich. . . .

Das einfache Mittagbrod wurde in der Familie Nitsche heute sehr schweigsam eingenommen. Nach dem Mittagessen legte sich Nitsche sonst schlafen, um sich für die Nachtschicht zu stärken. Diesmal that er es aber nicht, er beschloß sogar, heute nicht zur Nachtschicht zu gehen, sondern am Abend mit seiner Frau und seiner Schwägerin eine ernste Berathung über die Auswanderung nach Südwestafrika abzuhalten. Wenn es sich um den Erwerb eines Vermögens handelte, dann konnte der Verlust des Tagelohnes für eine Schicht nicht in Betracht kommen!

Nitsche las den Brief noch einige Male laut vor. Er sowohl wie seine Frau kannten die drei Briefschreiber sehr genau. Es waren ehrenhafte Kameraden und gute Freunde. Nitsche meinte, man brauche ja nicht für immer die deutsche Heimath zu verlassen, aber wenn man zehn bis zwölf Jahre, vielleicht auch noch etwas länger in Südwestafrika bliebe, wenn man recht fleißig und arbeitsam wäre, könnte man sich wirklich ein anständiges Vermögen zusammen-

bringen und dann in der Heimath das Leben nach Herzensluſt genießen. Und was für Augen würden die Leute in Feierabend und im ganzen Revier machen, wenn Nitſche als reicher Mann aus Afrika zurückkäme und den Rentier ſpielte!

Die Frauen pflichteten dem vollſtändig bei, und als gegen Mitternacht die Familienkonferenz geſchloſſen wurde, war man übereingekommen, vorläufig Niemand etwas von dem Projekt zu verrathen und ſofort an den Kapitän Riesler nach Hamburg zu ſchreiben. Wenn dann von dieſem eine günſtige Nachricht einlief, ſollte ſchleunigſt die kleine Hauswirthſchaft verkauft werden, und die ganze Familie nach Südweſtafrika auswandern.

2.

Der Dampfer „Durban" fuhr ſeit einigen Tagen an der Küſte von Südweſtafrika entlang. Bereits hatte er ſämmtliche Stationen der afrikaniſchen Weſtküſte angelaufen und näherte ſich jetzt Port Nolloh, dem Beſtimmungshafen für die Familie Nitſche.

Auf den Brief an den Kapitän Riesler nach Hamburg war eine umgehende Antwort erfolgt. Nitſche wurde aufgefordert, eine größere Anzahl ſeiner Genoſſen zur Auswanderung nach Klein-Namaland zu veranlaſſen, aber er hütete ſich wohl, ſich ſelbſt Konkurrenten auf den Hals zu ziehen und ſchloß nur für ſich einen Kontrakt ab. Er mußte ſich zu einer fünfjährigen Thätigkeit in den Kupferminen von Dokiep verpflichten, und die Reiſekoſten ſollten allmälig von ſeinem Lohne abgezogen werden. Es war ihm zugeſagt worden, daß ſein Gehalt bei Akkordarbeit mindeſtens zwanzig Pfund Sterling, alſo über vierhundert Mark monatlich betragen würde. Bei ſeiner Ankunft in Dokiep hatte man ihm auch noch einen Vorſchuß zugeſagt, damit er die nöthige Einrichtung für ſeinen Aufenthalt

treffen könne, ebenso sollte ihm freie Wohnung gewährt werden. Der Tagelohn, wenn es sich nicht um Akkordarbeit handelte, wurde auf fünf Schilling sechs Pence, also fünf und ein halbe Mark täglich normirt, eine für deutsche Verhältnisse jedenfalls sehr gute Bezahlung.

Nach Port Nolloh ging außer Nitsche und seiner Familie nur noch ein einziger „Zimmerling", ein Bergmann aus Westfalen, Namens Michelsen, und Nitsche hatte Gelegenheit sich mit diesem Manne, einer biederen Haut, unterwegs anzufreunden. Michelsen stand am Anfang der Dreißiger und war eine hünenhafte Erscheinung, ein zwar schweigsamer, aber guter Kamerad, welcher der Familie Nitsche bei der viele Woche dauernden Seefahrt bereitwillig die nützlichsten Dienste leistete.

Jetzt nahten sich nun die Auswanderer dem Endhafen Port Nolloh mit den schönsten Hoffnungen. Der Hafen bot allerdings im Jahre 1886 noch keinen besonders großartigen Anblick dar, denn man hatte ihn nur angelegt, um die Kupfererze von Okiep mittelst der Eisenbahn bis an die See zu bringen und von da aus nach England zu verschiffen. An Ort und Stelle gab es nämlich keine Hütte und keine Arbeiter, mit deren Hilfe man das Kupfer aus den Erzen hätte ausscheiden können.

Die Familie Nitsche nebst Michelsen und einigen Leuten, welche von Okiep aus nach den Stationen der deutschen Mission wollten, die sich ziemlich weit entfernt von der Küste im Inneren befindet, wurden an das Land gesetzt, dann setzte der Dampfer seine Fahrt nach der Kapstadt fort. Noch an demselben Tage ging ein Zug nach Okiep, wo man am nächsten Morgen anlangte.

Okiep war ein im Entstehen begriffener Ort aus kleinen steinernen Häusern, Holzhütten und Zelten bestehend. Die Minengänge waren direkt in die hohen Felswände der Ausläufer der Vogelklip getrieben. Viermal

täglich wurde geſprengt und zwar Morgens, Mittags, Abends und um Mitternacht, und die durch dieſe Sprengungen hervorgerufenen Detonationen waren eigentlich die einzige Abwechslung in der Einſamkeit und Oede von

Dokiep. Hottentotten, Kaffern, Holländer, Engländer und eine sehr geringe Anzahl von Deutschen bildeten die Bewohnerschaft des Ortes.

Nitsche war sehr erstaunt, seine früheren Kameraden, die an ihn geschrieben hatten, nicht in Dokiep zu treffen. Als er sich nach ihnen erkundigte, erfuhr er, sie seien gar nicht mehr hier, sondern in dem einige Meilen entfernten Springbockfontein, wo man ebenfalls Kupferminen eröffnet hatte.

Der Familie Nitsche wurde ein steinernes Haus angewiesen, welches aus Felsstücken, die durch Dazwischenstopfen von Rasen und Erde Halt erhielten, erbaut war. Wasser gab es nur in sehr weiter Entfernung; es wurde von Seiten der Bergwerksverwaltung herbeigeschafft und den Einwohnern zugemessen, denn in der öden Sandwüste gab es außerordentlich wenig Wasser, und man mußte damit sparsam umgehen. Von Wild, welches man dem Briefe nach sollte mit Händen greifen können, war nichts zu sehen; draußen in der Karru*) sollte es allerdings Tausende von Springböcken und Antilopen geben, aber in der Nähe von Dokiep sah man keine Klaue von Wild. Schon die Sprengungen allein mußten ja mit ihrem gewaltigen Getöse das scheue Wild in meilenweitem Umkreise vertreiben.

Verleitet durch den Brief hatte Nitsche sich allerlei Illusionen von Jagdausflügen und großer Jagdbeute gemacht, er hatte sogar eine alte Jagdflinte in Freiberg erworben, für welche er bei der Landung in Port Nolloh einen Zoll von zwei Pfund Sterling bezahlen mußte, eine Summe, die den Werth der Flinte um mindestens das Doppelte überstieg.

Bald zeigten sich aber auch außerordentlich viele andere

*) Südafrikanische Steppe.

Unannehmlichkeiten. Die Lebensmittel waren knapp und, was das Schlimmſte war, ſie mußten von weit her bezogen werden und beſtanden deshalb meiſt aus Konſerven. Südweſtafrika produzirt bis heute verhältnißmäßig ſehr wenig Nahrungsmittel, ſo daß ſelbſt die einfachſten Bedarfsartikel, wie Käſe, Butter, Fleiſch, in Form von Konſerven aus England, Holland und Auſtralien bezogen werden müſſen. Natürlich bedingt der weite Transport eine außerordentliche Vertheuerung dieſer nothwendigſten Lebensmittel, und die Einnahme von monatlich vierhundert Mark war unter dieſen Umſtänden in den Kupferminen von Dokiep keineswegs groß, ſondern entſprach vielmehr höchſtens dem Einkommen eines Bergarbeiters in Deutſchland.

Nun aber kam noch etwas ſehr Ungünſtiges hinzu. Nitſche ſah bald ein, daß das Klima dem Europäer allzu anſtrengende Arbeit verbot. Er konnte nur die Häuerarbeiten, d. h. das Sprengen, das Aufſuchen der Erzadern und das Anlegen der Bohrlöcher beſorgen. Die Aufräumungsarbeiten, die auch in Deutſchland nicht von den eigentlichen Häuern, den wirklichen Bergleuten, ſondern von deren Gehilfen, den ſogenannten „Schleppern", beſorgt werden, mußten in Dokiep den Eingeborenen überlaſſen bleiben, die dieſe ſchwere Arbeit in der fürchterlichen Hitze allein ertragen konnten. Da die Bergleute aber im Akkord, nach Maßgabe der zu Tage geförderten Menge von Kupfererz bezahlt wurden, war jeder Bergmann gezwungen, die beiden Eingeborenen, welche bei ihm die Aufräumungsarbeiten verrichteten, aus ſeiner eigenen Taſche zu bezahlen. Dazu kamen noch die außerordentlich hohen Ausgaben für Oel und Petroleum für die Bergmannslampe, für Dynamit, für Zündſchnur und andere unvermeidliche Bedürfniſſe des Bergmanns. Und dieſe unentbehrlichen Bedarfsartikel mußten von der Kompagnie, welche die Minen ausbeutete, zu übermäßig hohen Preiſen bezogen werden. Nach Abzug

aller Koſten blieben dem Bergmann monatlich höchſtens fünf bis ſechs Pfund Sterling, alſo hundert bis hundertzwanzig Mark von ſeinem Verdienſt übrig, und rechnete man dazu die außerordentliche Theuerung der Nahrungsmittel, ſo mußte ſich Nitſche ſagen, daß er mit ſeiner Auswanderung einen ſehr dummen Streich gemacht hatte, denn ſo ſchlecht, wie in Okiep, brauchte er in Deutſchland nicht zu leben. Noch weniger hatte er es dort nöthig, ſich eine Schuldenlaſt aufzuladen, wie ſie ihm jetzt auf den Hals gekommen war. Die Ueberfahrt für ihn, ſeine Frau und ſeine Schwägerin wurde ihm mit ſechshundert Mark berechnet. Die Erſparniſſe, die er gehabt, und die Einnahmen aus dem Verkauf des Hausraths hatte er dazu verwendet, um ſich neue Gegenſtände für Südweſtafrika, meiſt ſehr unnütze Sachen, anzuſchaffen. Er war daher gleich bei der Ankunft gezwungen, zur Beſtreitung der erſten Einrichtungskoſten von der Kompagnie einen Vorſchuß von zwanzig Pfund Sterling zu nehmen, und war ſomit dieſer im Ganzen tauſend Mark ſchuldig. Bei regelmäßigen Abzügen konnte es ihm erſt im Laufe von Jahren gelingen, ſeine Schuld abzuarbeiten, und dann war er gerade ſo weit, wie vorher, ehe er nach Afrika auswanderte.

Mit der Angabe, daß für Frau Emma Nitſche ein großer Nebenverdienſt durch Waſchen und Nähen entſtehen würde, war es auch nicht weit her. Es waren allerdings ſehr wenig weibliche Perſonen in der Arbeiterkolonie, aber in der Wildniß hatte man auch keine ſolchen Bedürfniſſe wie in einer ſächſiſchen Stadt, und bei der außerordentlichen Schwierigkeit der Haushaltungsgeſchäfte hatten Emma und Luiſe ſo viel zu thun, daß ſie kaum daran denken konnten, für andere Leute zu arbeiten, ſelbſt wenn ihnen Arbeit angeboten worden wäre.

Einen geringen Troſt gewährte es, daß auch der Reiſegenoſſe Michelſen keineswegs vor Enttäuſchungen bewahrt

blieb. Er hatte nach den Angaben des Agenten einen Kontrakt auf sieben Schilling täglichen Arbeitslohn in Hamburg abgeschlossen; derselbe war in englischer und holländischer Sprache abgefaßt, und Michelsen, der beider Sprachen nicht mächtig war, erfuhr jetzt erst, daß er betrogen worden war und er sich nach dem Wortlaute des Kontraktes für einen täglichen Lohn von drei Schilling verdungen habe; daß er auf fünf Jahre gebunden sei und von seinem geringen Lohne, bei dem er sich kaum ernähren konnte, noch die Kosten der Ueberfahrt mit zweihundert Mark abzuzahlen habe.

Im höchsten Grade empört war Nitsche natürlich darüber, daß seine eigenen früheren Kameraden ihn nach Dokiep gelockt hatten, da sie doch wissen mußten, wie traurig die Verhältnisse lagen. Er hatte diesen Leuten kein Leid gethan, war ihnen stets ein guter Freund gewesen, und um so größer war die Nichtswürdigkeit, ihn sammt seiner Frau hierher zu locken, um ihn zum Sklaven der Bergwerksgesellschaft zn machen. Er wollte schon in den ersten Tagen nach Springbockfontein hinüber, aber man erklärte ihm, es sei den angeworbenen Bergleuten in den ersten Jahren ihres Aufenthalts in der Kolonie wegen Verdachts der Flucht überhaupt nicht gestattet, ihren Aufenthaltsort zu verlassen. Er müsse warten, bis nach einiger Zeit die Arbeiter in Springbockfontein durch eine andere Kolonne abgelöst würden. Da dies erst nach acht Wochen geschah, hatte Nitsche's Zorn Zeit, sich abzukühlen, ...

Endlich kam die Arbeiterkolonne von Springbockfontein nach Dokiep zurück; sie wurde von einer Anzahl von Polizeibeamten geleitet, welche mit Schußwaffen versehen waren und auf Maulthierkarren dem Zug folgten. Sie besaßen das Recht, jeden Bergmann ohne Weiteres niederzuschießen, der etwa den Versuch machte, unterwegs zu entspringen, denn durch den Kontrakt waren die angewor-

275408A

benen Bergleute eben nichts anderes als weiße Sklaven geworden.

Emmerich, der Nitſche zuerſt gewahr wurde, zeigte ſich äußerſt erſtaunt und grüßte ihn mit den Worten: „Aber, Menſch, wie kommſt Du denn hierher? Wer hat Dich überredet, einen ſolchen Unſinn zu begehen und Dich hier anwerben zu laſſen?“

Das war Nitſche denn doch zu viel, er hielt Emmerich den Brief unter die Naſe und verlangte Auskunft darüber.

Emmerich las den Brief durch, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Weder ich, noch Schneider oder Habler haben dieſen Brief geſchrieben. Gleich, nachdem wir hierher gekommen waren, haben wir eingeſehen, wie die Sache ſteht, und wie man uns betrogen hat. Wir haben uns geſchämt, nach Hauſe zu ſchreiben, und daher Keinem mitgetheilt, wie ſchlecht es uns hier geht; noch viel weniger aber wäre es uns eingefallen, einen Kameraden in's Unglück zu ziehen.“

Schneider und Habler kamen jetzt auch dazu und beſtätigten, daß es ihnen nicht eingefallen ſei, einen derartigen Brief zu ſchreiben.

„Wer kann es denn aber geweſen ſein?“ fragte jetzt Nitſche.

„Gib einmal den Brief her,“ ſagte Schneider, „von welchem Datum iſt er denn? — Ha, jetzt wird mir Alles klar! Der Lump, der Konrad, iſt's geweſen. Als dieſer Brief abging, war er noch nicht todt; er iſt überhaupt erſt ſeit ſechs Wochen verſchwunden. Er iſt von Springbockfontein geflüchtet, und die Poliziſten, die ihm nachgeſetzt ſind, ſollen ihn erſchoſſen haben. Dieſer verlogene Brief iſt ein Streich von ihm. Weshalb er euch den geſpielt hat, weiß ich nicht. Na, er hat jetzt ſeinen Lohn, der Schubjack! Euch bleibt nun freilich nichts Anderes übrig, als hier auszuharren. Vergeßt die Enttäuſchung

und nehmt das Leben, wie es ist. Erzählt uns lieber etwas von der Heimath, wir wissen seit einem Jahre nicht, was dort vorgegangen ist."

„Wir fühlen uns," fügte Emmerich hinzu, „jetzt erst wieder als Menschen, da wir mit deutschen Frauen zusammen sind, und wollen uns den heutigen freien Sonntag nicht durch Jammern und Kummer verleiden, davon werden wir Alle später noch genug erfahren."

3.

Großes Aufsehen herrschte bei dem so eintönigen Leben eines Morgens in Dokiep, als es hieß, Konrad sei wieder da. Die Nachricht verbreitete sich blitzschnell, auch zu Nitsche und seiner Familie kam sie durch Habler, welcher mittheilte, Konrad liege todkrank in einer verfallenen Steinhütte am äußersten Ende des Orts, er sei bewußtlos und habe den Typhus oder eine andere schlimme Krankheit, und es getraue sich daher aus Furcht vor Ansteckung Niemand zu ihm. Er hatte nur angegeben, er wäre lange mit einer Hottentottenfamilie in der Karru herumgezogen, sei dann erkrankt und habe sich endlich mit dem letzten Rest seiner Kräfte nach Dokiep geschleppt, weil er wenigstens unter Landsleuten sterben wollte. Die Polizisten hatten darauf verzichtet, den Schwerkranken, der nach der Erzählung gleich in Fieberdelirien verfiel, nach dem Gefängniß zu bringen. Man begnügte sich, ihm etwas Wasser in einem Kruge neben sein Krankenlager zu stellen, und dann überließ man ihn seinem Schicksal.

Die Deutschen hielten Abends bei Nitsche eine Versammlung. Michelsen, der Konrad gar nicht kannte, war der Erste, der vorschlug, ihn nicht im Stich zu lassen. Er fand zuerst wenig Anklang. Nitsche und seine Freunde waren gegen Konrad zu erbittert. Michelsen aber erklärte, man dürfe einen Menschen, besonders einen Landsmann,

nicht verkommen laſſen, ſelbſt wenn er ein ſchweres Unrecht begangen habe.

Er machte ſich denn auch ſelbſt auf den Weg, um nach dem Kranken zu ſehen.

Nach ungefähr einer Stunde kehrte er zurück und berichtete, der Kranke läge in vollſtändigen Fieberphantaſien, habe aber von dem Waſſer getrunken, das er ihm gereicht habe.

Schneider, Emmerich und Hahler mußten am Abend in die Minen, da ſie die Nacht durch arbeiteten; Michelſen folgte ihnen bald, und die Familie Nitſche blieb wieder allein. Man ſprach über das Schickſal Konrad's, Nitſche meinte aber, gegen dieſen Mann habe man keine Verpflichtungen, da er durch einen Racheakt ſie Alle in's Unglück gebracht habe. Emma wagte nicht zu widerſprechen, weil ſie wahrſcheinlich fürchtete, die Eiferſucht ihres Mannes zu erregen. Man ging ſpät zur Ruhe und ſtand früh auf, da Nitſche zur Morgenarbeit nach den Kupferminen ging.

Er war kaum fort, als Luiſe zu ihrer älteren Schweſter trat und erklärte: „Ich will einmal nach dem Kranken ſehen. Ich gebe zu, Du kannſt nicht hingehen, Franz könnte Dir die Sache übelnehmen; aber ich bin ſelbſtſtändig, und Niemand hat mir etwas vorzuſchreiben. Ich kann es nicht dulden, daß ein Menſch wie ein Stück Vieh dort draußen ſtirbt. Laß mich, ich habe keine Angſt; es iſt ja auch noch gar nicht geſagt, daß der arme Menſch wirklich an einer anſteckenden Krankheit leidet. Wer weiß, welches Loos uns Allen hier noch droht, und ob wir vielleicht nicht froh ſind, wenn ein mitfühlendes Weſen uns in der letzten Stunde beiſteht. Gib mir etwas Eſſen mit, ich will erſt am Abend zurückkehren; gib mir auch Leinwand, ich will dem Kranken kühle Waſſerumſchläge auf den Kopf machen, vielleicht wird es ihm dadurch beſſer."

„Ich will Dich nicht abhalten, Luiſe," verſetzte Frau

Nitſche, „Deine Menſchenpflicht zu erfüllen. Sei aber vorſichtig, vergiß nicht, daß Du nicht nur Dich, ſondern auch Alle gefährdeſt; ſei womöglich vor Abend zurück, damit Franz nichts von der ganzen Sache erfährt."

Das muthige Mädchen machte ſich nach der verlaſſenen Steinhütte auf und fand den Kranken, welchen ſie ſchon aus weiter Entfernung ſchreien hörte, allein. Luiſe betrachtete den Mann, der ſo verhängnißvoll für ſie Alle geworden war, näher. Dieſe mit Lumpen bedeckte Geſtalt, die ſich auf dem nackten Erdboden krümmte und im Fieber mit den Händen um ſich ſchlug, ſah allerdings jetzt recht erſchreckend aus. Ein verwilderter Bart bedeckte das braungebrannte Geſicht, wirres Haar hing um den Kopf, und nur die im Fieber hervorgeſtoßenen Worte deuteten an, daß es kein Wilder, ſondern ein Deutſcher ſei, der hier verlaſſen dem Tode entgegenging.

Luiſe gewahrte in der Hütte eine alte zerfetzte Decke. Sie legte ſie zurecht und mit Aufbietung aller Kraft den Kranken darauf. Dann tauchte ſie die mitgebrachte Leinwand in Waſſer und legte die naſſe Kompreſſe auf den Kopf des Fiebernden. Die Wirkung trat, nachdem ſie dies mehrmals wiederholt hatte, in höchſt günſtiger Weiſe hervor. Es ſchien, als ob durch die naſſen Umſchläge das Feuer gedämpft würde, das Konrad verzehrte, denn er wurde ſchon nach kurzer Zeit ruhig und verfiel in Schlaf.

Luiſe ſah ſich in der Steinhütte um. Ein altes Gewehr ſtand in einer Ecke; es ſchien mit den Reſten von ein Paar Stiefeln den ganzen Beſitz Konrad's auszumachen. An friſcher Luft, ſoweit ſolche zu haben war, fehlte es nicht, denn ein Theil der Wände war eingeſtürzt, und die Ueberreſte des Daches, das mit Raſen bedeckt war, hingen ſchief von den Ruinen herunter. Wenn ein tüchtiger Gewitterſturm kam, dann wurde wahrſcheinlich die Hütte vollends zerſtört.

Ungefähr vier Stunden hatte Konrad geſchlafen, dann begann er wieder zu ſprechen. Er verlangte nach Waſſer; Luiſe ließ ihn trinken, und nach einiger Zeit ſchlug er die Augen auf. Sie glänzten in unheimlichem Feuer und der Fieberwahnſinn leuchtete aus ihnen dem muthigen Mädchen entgegen.

Konrad betrachtete Luiſe lange und flüſterte dann: „Du biſt doch gekommen, Emma, Du biſt gekommen; Du mußteſt kommen; hierher mußteſt Du kommen, aber Du haſt Glück, unermeßliches Glück! Bleibe bei mir, wir ſind reich, reicher als alle die Leute es ahnen."

Er ſuchte in ſeinen zerriſſenen Kleidern herum und fand endlich ein verſchnürtes Päcken von viereckiger, ziemlich flacher Geſtalt.

„Hier haſt Du Gold," ſagte er, „Emma, verwahre es, verſteck' es ſofort, verbirg es, zeige es Niemand, ich werde Dir die Stelle angeben, wo man mehr findet. Wie ſie ſtaunen werden, die Narren! Sie haben mich gewiß ausgelacht, aber ſie werden noch Alle knien vor Konrad, und Du wirſt mich noch ſegnen. . . . Gib mir zu trinken."

Konrad trank wieder und ſchlief bald darauf wieder ein. Luiſe hatte das Päckchen in die Taſche geſteckt und beſchloß, es ihrer Schweſter zu übergeben; augenſcheinlich hatte ſie Konrad für Emma gehalten, da er ſie mit dieſem Namen angeredet hatte. Luiſe erneuerte die Umſchläge auf dem Kopfe des Kranken und ging dann, da es unterdeſſen Nachmittag geworden war, nach der Wohnung der Schweſter zurück.

Als ſie nach Hauſe kam, fand ſie Schneider, Habler und Emmerich in der Wohnung des Schwagers und wurde mit Fragen über das Befinden Konrad's beſtürmt. Die Männer drückten ihr außerdem ihre Anerkennung aus, weil ſie den Landsmann nicht ohne Hilfe gelaſſen hatte. Luiſe erzählte, was ſie mit Konrad erlebt, und zog endlich das

Päckchen aus der Tasche. Sie übergab es ihrer Schwester, welche dasselbe öffnete. Es war ein Stück gegerbtes Leder, zu einem Packet zusammengefaltet und mit einem Stück Bindfaden zusammengebunden. Der Inhalt dieses Packetes

war ein gelbliches Pulver, welches aussah wie hellglänzender Sand. Die drei Bergleute griffen nach dem Pulver und ließen es prüfend durch ihre Hände gehen.

„Was ist das?" fragte Emma erstaunt.

Die drei Bergleute schwiegen und sahen einander erstaunt an.

„Ueberlassen Sie uns das Päckchen, Frau Nitsche!"

ſagte endlich Habler. Aber Emma Nitſche war eine kluge Frau und verſetzte:

„Nein. Erſt muß ich meinen Mann fragen. Aber wollen Sie mir nicht ſagen, was das Päckchen enthält?"

Noch einmal ſahen ſich die drei Bergleute an, dann ſagte Emmerich: „Wenn ich nicht ſehr irre, iſt es Goldſand. Die Hottentotten haben ſchon lange geſagt, daß es hier in der Nähe goldhaltiges Waſſer gäbe. Konrad hat auf ſeinen Irrfahrten in der Karru wahrſcheinlich ein Goldlager entdeckt. Verbergen Sie das Gold auf das Sorgfältigſte und ſagen Sie vor Allem den Engländern und den afrikaniſchen Arbeitern nichts davon, wir werden ſonſt von der Bande ermordet, und Konrad wird gezwungen, ihnen das Goldlager zu verrathen."

Es wirkte förmlich komiſch, als Schneider jetzt ſich in die Bruſt warf und erklärte: „Freunde und Landsleute! Wir wollen unſern unglücklichen Kameraden nicht wie einen Hund zu Grunde gehen laſſen, wir wollen ihn hereinholen und in unſerer Wohnung verpflegen."

Die drei Bergleute verſchwanden auch auffallend ſchnell, um Konrad, der ihnen plötzlich ſo werthvoll geworden war, nach ihrer eigenen Behauſung zu holen. Die menſchlichen Empfindungen und Leidenſchaften ſind eben im fernen Afrika dieſelben wie bei uns, und Habſucht iſt bei den Meiſten die mächtigſte Triebfeder von allen.

4.

Die Pflege, welche Konrad fortan von ſeinen Kameraden zu Theil wurde, wäre in Wirklichkeit rührend geweſen, hätte das Motiv nicht deutlich zu Tage gelegen. Beſonders die drei älteſten Arbeitsgenoſſen Konrad's überboten ſich in Liebenswürdigkeit gegen den Kranken und ließen ſogar auf gemeinſame Koſten einen Arzt aus der Kapſtadt kommen. Dieſer konſtatirte ein hitziges Fieber, empfahl Ruhe, Kalt-

waſſerbehandlung und gute Pflege und meinte, die Krankheit würde ſchon wieder weichen.

Konrad erholte ſich auch, aber außerordentlich langſam. Je mehr jedoch ſeine körperliche Geneſung fortſchritt, deſto mehr ſchien ſein geiſtiger Zuſtand zurückzugehen, bis ſich bei ihm eine Art ſtillen Blödſinns herausſtellte. Entweder waren die Leiden, die Konrad in der Karru durchgemacht hatte, ſo ſchlimm geweſen, daß ſie ihn zum Schwachſinnigen gemacht hatten, oder die Krankheit hatte das Gehirn ſehr ſtark angegriffen.

Als Konrad ſoweit körperlich geneſen war, daß er ſein Krankenlager verlaſſen konnte, ging er theilnahmlos umher, ohne anſcheinend ſeine früheren Bekannten wiederzuerkennen. Auf alle Anregungen antwortete er entweder nicht, oder nur mit kindiſchem Lachen.

Dagegen ſchien er ſehr gut zu fühlen, wer es gut mit ihm meinte. Wenn man ihm Nahrung oder einen Trunk Waſſers reichte, ſo ſtreichelte er die Hand des Spenders, beſonders liebenswürdig war er gegen Emma und ihre Schweſter Luiſe, vergeblich aber ſuchte man ihn zum Reden zu bringen, er verſtand offenbar nicht, was man ſagte.

Man holte den Goldſand heraus und zeigte ihn dem Kranken; allgemein hoffte man, der Anblick dieſes Schatzes würde Erinnerungen in ihm wecken, aber auch dieſer Verſuch war vergeblich. Konrad griff mit den Fingern in den Goldſand und ſteckte ſich eine Portion davon in den Mund, dann begann er in ſeiner kindiſchen Art zu lachen, und ſchließlich ging er davon, als wäre nichts vorgefallen.

Schneider, Emmerich und Habler geriethen geradezu in Wuth über ihre getäuſchten Hoffnungen. Umſonſt hatten ſie Pflege und Geld für den Schwachſinnigen aufgewendet, und nun war er nicht im Stande, ihnen irgend etwas Wiſſenswerthes zu verrathen. Sie erklärten, daß ſie von jetzt ab nicht mehr zu Konrad's Lebensunterhalt beiſteuern

wollten, und daß der Kranke der Bergwerksgesellschaft übergeben werden müßte, denn diese sei verpflichtet, für ihn zu sorgen.

Michelsen, der sonst nie das Wort ergriff, machte die Bemerkung, so dürfe man einen Landsmann nicht behandeln; da man wisse, daß die Kompagnie ihn seinem Schicksal überlassen und ihn sich vom Halse schaffen werde, so wäre es so gut wie Mord, wenn man den armen Kranken verließe.

Allerdings schwieg Michelsen, als ihn Emmerich höhnisch fragte, ob er von seinen drei Schillingen täglich auch noch den unnützen Fresser ernähren wolle; bevor er aber noch in seiner Schwerfälligkeit sich zu einer Antwort entschlossen hatte, nahm Luise das Wort und sagte:

„Pfui über euch, die ihr einen Landsmann und Arbeitsgenossen nur so lange verpflegtet, als ihr hofftet, von ihm einen Vortheil zu ziehen! Wir verzichten auf eure Beihilfe zur Erhaltung dieses Unglücklichen. Mein Schwager und ich wollen uns des Mannes annehmen, obwohl er uns großes Unrecht und Leid angethan hat. Und sollte es mein Schwager nicht übernehmen, für den Unglücklichen zu sorgen, so werde ich es thun, ich allein!"

Hier fiel ihr Michelsen in's Wort: „Das haben Sie nicht nöthig, ich bin auch noch da, und wenn wir Beide uns des armen Teufels annehmen, dann wird er nicht zu Grunde gehen. Der Kompagnie liefere ich ihn nicht aus, und vor solchen Freunden, wie vor euch Dreien, bewahre ihn der Himmel."

Die drei Bergleute zogen sich grollend zurück und ließen sich in den nächsten vierzehn Tagen nicht wieder sehen. Michelsen meinte, sie verabredeten die Flucht, um auf eigene Faust nach dem Goldlager zu suchen. Aber die Polizisten waren in letzter Zeit besonders aufmerksam und rührig. Wenn sie auch nicht wußten, was bei Nitsche verhandelt

wurde, ſo kamen ihnen doch die wiederholten Zuſammenkünfte derſelben Perſonen in Nitſche's Hauſe verdächtig vor, und Nitſche ſowohl wie die anderen Deutſchen wurden ſorgfältig überwacht, da man ein Komplott befürchtete.

5.

Nitſche war bei der Arbeit im Bergwerk, ſeine Frau hatte einige Beſorgungen zu machen, und vor der Thür der Steinhütte ſaß Luiſe allein mit einer Handarbeit beſchäftigt. Nicht weit von ihr kauerte auf dem Erdboden Konrad. Er näherte ſich ihr plötzlich und ſtreichelte ihre Hand. Luiſe ſah ihn mit mitleidigen Blicken an und ſagte, ihm die Hand auf den Kopf legend:

„Armer Junge! Es iſt ein Glück, daß Du nicht weißt, wie unglücklich Du biſt.“

Sie brach ab und erſchrak heftig, denn der von ihr bisher für ſchwachſinnig gehaltene Konrad ergriff ihre Hand und ſagte:

„Luiſe, hätte ich Sie früher kennen gelernt, ſo wäre Vieles anders geworden! Sie ſehen mich erſtaunt und beſtürzt an, weil ich plötzlich vernünftig ſpreche. Ich habe meinen Verſtand glücklicherweiſe nicht verloren, ich bin aber bisher gezwungen geweſen, Komödie zu ſpielen, um mein Geheimniß zu bewahren. Ich weiß, wer meine wahren Freunde ſind, und ich habe Ihnen viel zu ſagen und zu geſtehen, Luiſe. Ich kann mich Ihnen anvertrauen, Sie werden ſchweigen, beſonders wenn ich Ihnen erkläre, daß unſer Aller Wohl und Wehe von der Wahrung des Geheimniſſes abhängt. Hören Sie mich denn, es handelt ſich darum, das furchtbare Unrecht, das ich begangen, wieder gut zu machen, Sie, Ihre Schweſter und Ihren Schwager ſowie den getreuen Michelſen hier aus der unwürdigen Sklaverei zu befreien. Ich habe die Mittel dazu, aber ich mußte mit der Ausführung warten, bis ich vollſtändig ge-

neſen und zu Kräften gekommen war. Und nun, Luiſe, hören Sie meine Beichte!

Sie wiſſen, daß ich Ihre Schweſter Emma leidenſchaftlich geliebt habe. Sie waren damals noch ein Kind, Luiſe. Als Ihre Schweſter mich verſchmähte und Nitſche heirathete, verließ ich die Heimath und ging hierher. Ich wurde aber den Gedanken an Ihre Schweſter nicht los. Mich hatte ein furchtbarer Groll erfaßt; andererſeits ſehnte ich mich nach einem Wiederſehen mit der Frau, die ich geliebt hatte. Wenn man vereinſamt in der Fremde iſt, werden die alten Erinnerungen um ſo mächtiger, wird die Sehnſucht nach einer Wiederbegegnung ſtärker als alle Ueberlegung und alle Vernunft. Ich entſchloß mich zu dem Schritt, Ihre Schweſter und Ihren Schwager hierher zu locken. Ich will mich ſelbſt nicht entſchuldigen, es ſoll meine aufrichtigſte Buße ſein, Ihnen Alles zu geſtehen, aber vielleicht war nicht einmal ſoviel Bosheit im Spiele bei mir, als ich dieſen Brief ſchrieb, als die Sehnſucht, Ihre Schweſter wiederzuſehen, als der Wunſch, die Frau, die ich noch immer liebte, in meiner Nähe zu wiſſen. ... Einige Wochen, nachdem ich den Brief abgeſchickt hatte, packte mich die Reue, ich entſetzte mich bei dem Gedanken, der mich vorher ſo glücklich gemacht hatte, nämlich dem, Ihre Schweſter wiederzuſehen. Ich wußte es, ich hatte kein Wort der Vertheidigung, wenn mich Ihr Schwager zur Rede ſtellte wegen meiner Handlungsweiſe. Ich floh und entging glücklich der Verfolgung der Polizei. Ich wäre draußen in der Karru verkommen, wenn ich nicht einer Hottentottenfamilie begegnet wäre, der ich mich anſchloß. Ich zog mit dieſen Halbwilden wochenlang in der Karru herum. Ich lernte dadurch alle die Hilfsmittel kennen, die dem Uneingeweihten hier in der ſüdafrikaniſchen Wildniß vollſtändig verborgen bleiben, und ich kann froh ſein, ſie gelernt zu haben, weil ſie uns bei unſerer Flucht behilflich

ſein ſollen. Auf einer dieſer Wanderungen begegnete ich einem Europäer, der ſich nur mühſam noch fortſchleppte. Es war ein Engländer, der wohl ſchon ſehr lange unterwegs war und den eine tückiſche Krankheit gepackt hatte. Wir nahmen uns dieſes Mannes an, ich war ja glückſelig, nach vielen Wochen wieder einmal einen Europäer zu finden. Aber dem Mann war nicht mehr zu helfen. Er hatte lichte Augenblicke in ſeinen Fieberdelirien, in denen er mir erzählte, er wäre in Kimberley geweſen und habe dort Diamanten erworben, ebenſo zwei Päckchen Goldſtaub von Kaffern, die aus dem Baſutolande kamen. Er ſtarb in meinen Armen und vermachte mir ſeine ganze Habe. Dieſe beſtand hauptſächlich in einem ledernen Beutel, in dem ſich eine Anzahl ungeſchliffener Diamanten und die beiden Päckchen Goldſtaub befanden. Ich war nicht in der Lage und bin es auch heute noch nicht, den Werth dieſes Erbes abzuſchätzen, jedenfalls iſt es aber ſoviel, um uns Allen hier die Freiheit und die Rückkehr nach Europa zu verſchaffen. Als ich in den Beſitz dieſer Mittel gelangte, leiſtete ich mir einen Schwur, daß die Hälfte von dem, was ich beſaß, Ihrem Schwager gehören ſollte, Luiſe, und daß ich nun zurückkehren wollte, um Ihren Schwager davon abzuhalten, ſich hier anſäſſig zu machen."

In Luiſen's Geſicht ſtieg die Röthe der Freude. „Das wollten Sie, Konrad?"

„So wahr ich lebe, das will ich! Doch hören Sie erſt weiter. Ich hatte leider von dem unglücklichen Engländer in der Karru nicht nur das Päckchen mit den Diamanten und dem Goldſtaub, ſondern auch, wie es ſcheint, die Krankheit geerbt; es wurde ſchlimmer und ſchlimmer mit mir, und kurz, bevor es mit meinen Kräften zu Ende ging, verbarg ich in einer Felſenſpalte des Vogelklipberges meinen Schatz und nahm nur ein kleines Päckchen Goldſtaub mit mir. Ich wollte nicht, wenn ich bewußtlos würde,

meine Schätze in anderer Leute Hände fallen lassen. Sie wissen, Luise, wie klug diese Vorsicht war. Ich habe Ihnen das kleine Päckchen mit Goldstaub gegeben, und Sie haben unvorsichtig genug gehandelt, als Sie es in Gegenwart meiner ehemaligen Arbeitsgenossen Ihrer Schwester zeigten. Ein Gutes hat allerdings dieses Päckchen gehabt, es verschaffte mir gute Pflege.

Schon bevor ich wieder ganz zum Bewußtsein kam, hörte ich aus den Reden von Habler, Emmerich und Schneider, daß man glaubte, ich hätte eine Goldmine gefunden, und bald erkannte ich, daß die Habsucht die Drei ganz verwandelt hatte. Ich mußte fürchten, sie würden mich vielleicht gar meines versteckten Schatzes berauben, falls ich davon spräche, und hielt es daher für das Beste, mich geisteskrank zu stellen, um nicht wegen des Goldstaubes Rede stehen zu müssen. Ich habe dadurch meine wahren Freunde kennen gelernt, und vor Allem Ihr gutes, edles Herz, Luise."

„Reden Sie nicht davon, Konrad. Es war Menschenpflicht."

„Nein, es war mehr. Entziehen Sie mir Ihre Hand nicht, Luise, ich habe Ihnen noch ein Geständniß zu machen, das für mich noch wichtiger ist, als das vorhergehende. Ich habe Ihre Schwester geliebt, wahr und aufrichtig, heiß und mit aller Leidenschaft. Diese Liebe hat mich aus der Heimath gejagt, sie hat mich zum Schurken an Ihrer Schwester und an Ihrem Schwager gemacht. Aber ich bin zur Besinnung gekommen. Ich liebe Ihre Schwester nicht mehr, ich liebe Sie, Luise. Sie sind wie ein Rettungsengel zuerst an meinem Krankenlager erschienen, haben sich dann des armen Kranken angenommen; ich habe Sie, ohne daß Sie es ahnten, beobachtet, und ich schwöre Ihnen zu, Luise, ich empfinde für Sie ebenso heiß, ebenso leidenschaftlich, wie ich einst für Ihre Schwester empfunden habe.

Nun wissen Sie mein Geheimniß. Sie sollen mir heute nicht antworten, aber ich flehe Sie an: denken Sie darüber nach, ob Sie mich wieder lieben können!"

— — — — — — — — — — — —

Es wäre sonderbar gewesen, wenn Luise nicht ein bedeutendes Interesse für Konrad empfunden hätte. Er war ihr interessant schon dadurch, weil er einst ihre Schwester geliebt hatte; er war ihr dann in sehr unangenehmer Weise interessant geworden, als sie entdeckte, daß er ihre Schwester und sie in's Unglück gelockt hatte. Und doch wurde er ihr wieder sympathisch durch sein offenes Geständniß, und die Erklärung seiner Leidenschaft war ihr nicht gleichgiltig. Der abenteuerliche, wilde, trotzige und kühne Charakter Konrad's imponirte ihr. Dieser Mann war ihr vom ersten Tage an nicht gleichgiltig gewesen, er wurde ihrem Herzen gefährlich von dem Augenblicke an, in dem er ihr seine Liebe gestanden hatte.

Luise schwieg jedoch über ihre Gefühle gegen Konrad, der seine Rolle ruhig weiterspielte. Er suchte gelegentlich sich ihr zu nahen, wenn er einen Augenblick mit ihr allein war, aber sie schien ihn nicht zu beachten. Sie brauchte wohl Zeit, um in ihrem Innern die Gefühle zu ordnen, um mit sich selbst einig zu werden.

Nach einiger Zeit aber entdeckte Konrad zu seiner Freude, daß Luise seine Annäherung duldete; noch einige Unterredungen erfolgten, und Luise gestand dem Manne, der sie liebte, daß er ihr nicht gleichgiltig war. Der Vorschlag, den Konrad nun Luisen machte, war folgender:

Er kannte durch sein Herumschweifen die Umgegend von Dokiep ziemlich genau, insbesondere wußte er, wo die deutsch-dänische Missionsstation Bethel lag. Er behauptete, es würde möglich sein, in vier Tagemärschen die Station zu erreichen; man würde ihn, den vermeintlich Schwachsinnigen, und Luise, seine Pflegerin, nicht verfolgen. Es

würde leicht sein, unterwegs den Schatz von Diamanten zu heben und damit bis nach Bethel zu kommen. Hier sollte durch die Missionare die Verheirathung Konrad's und Luisens erfolgen. Dann wollte Konrad nach der Kapstadt zu gelangen suchen, um seine Diamanten dort unter allerlei Vorsichtsmaßregeln zu verkaufen. Ein Theil des Erlöses sollte dazu verwandt werden, um auch Nitsche und Emma, sowie dem braven Michelsen zur Flucht zu verhelfen.

Der Plan wurde auf das Sorgfältigste erwogen; Luise verlangte zuerst, daß wenigstens ihre Schwester mit dem Plane bekannt gemacht würde, Konrad war aber entschieden dagegen. Luise sah auch ein, daß Schweigen das Beste sei, und die Ausführung der Flucht wurde demgemäß beschlossen.

— — — — — — — — — — — —

Seit der Rückkehr Konrad's war fast ein Vierteljahr verstrichen, da gab es eines Tages in der Kolonie wieder eine große Aufregung. Zwei Personen waren auf geheimnißvolle Weise verschwunden, der blödsinnige Konrad und Luise Mengert.

Nitsche und Michelsen waren bei der Arbeit in der Kupfermine, Emma Nitsche hatte sich an das andere Ende des Ortes begeben, um bei dem Händler, der gerade anwesend war und seinen „Shop"*) mit allerlei nützlichen Haushaltungsgegenständen für kurze Zeit aufgeschlagen hatte, Einkäufe zu machen. Als sie zurückkehrte, vermißte sie Luise; da diese aber auf eigene Faust hin und wieder größere Ausflüge unternahm, beunruhigte sie sich nicht; erst als bis zum Abend Luise noch nicht zurückgekehrt war, machte Emma dem heimkehrenden Gatten von ihrem Verschwinden Mittheilung. Man entdeckte dann, daß auch der blöde Konrad fehlte, und Michelsen und Nitsche mach-

*) Verkaufsstand.

ten ſich auf die Suche nach den Vermißten, die ſich doch ſicher in der Nähe aufhalten mußten, und denen nur ein Unfall zugeſtoßen ſein konnte.

Nachdem aber Nitſche und Michelſen die ganze Umgegend bis tief in die Nacht abgeſucht und überall den Namen Luiſens gerufen hatten, kehrten ſie reſultatlos zurück.

Nitſche und ſeine Frau waren ſehr erſchreckt über das Verſchwinden der Beiden, indeß hofften ſie immer noch, daß Luiſe bis zum Morgen wiederkehren würde.

Aber es war dies nicht der Fall, und beſorgt eilte Nitſche zu der Direktion der Minen und zu dem engliſchen Polizeichef, um ihnen das ſeltſame Begebniß mitzutheilen. Dieſe maßgebenden Perſönlichkeiten aber zuckten die Achſeln und erklärten, die Sache ginge ſie nichts an; Luiſe könne gehen, wohin ſie wolle, denn ſie habe keinen Kontrakt mit der Kompagnie, und der blödſinnige Konrad ſei es auch nicht werth, die Polizei hinter ihm her zu ſchicken. Im Gegentheil, wenn er nicht wiederkomme, ſei es der Kompagnie ganz recht, denn die Direktion müßte doch ſchließlich noch für ihn ſorgen....

Erſt am nächſten Abend erfuhren Habler, Emmerich und Schneider von dem Verſchwinden Konrad's und Luiſens, und dieſe Drei geriethen über die Nachricht außer ſich. Sie faßten die Angelegenheit vollſtändig anders auf. Nach ihrer feſten Ueberzeugung hatte Luiſe es verſtanden, dem blödſinnigen Konrad das Geheimniß der Goldmine abzulocken oder ihren Einfluß auf ihn benutzt, ihn zu veranlaſſen, mit ihr zu gehen und ihr die Lage des Ortes zu zeigen, wo das Gold zu finden ſei. Am liebſten wären ſie ſofort aufgebrochen, um die Flüchtlinge zu verfolgen, aber ſie erhielten dazu keinen Urlaub und wurden, als ſie ſolchen verlangten, von den Poliziſten noch ſorgfältiger als vorher beobachtet.

Emma Nitſche weinte und klagte über den Verluſt

ihrer Schweſter, ſie und ihr Gatte zerbrachen ſich vergeblich den Kopf darüber, wo ſie hin ſein könne, und machten total ausſichtslos immer noch mit Michelſen Streifereien in die Umgegend, um die Spur der Verlorenen aufzuſuchen. Es war Alles vergeblich, und ſchweren Herzens mußten ſie ſich darein ergeben, ihre Verwandte als eine Verlorene zu betrachten.

Zu dieſer Trübſal geſellten ſich noch manche andere Plagen, die ihnen das Leben in Dokiep immer unerträglicher machten.

Es war den Bergleuten kontraktlich ausdrücklich eine beſonders gute Behandlung zugeſagt worden, aber auch dieſer Punkt des Kontraktes wurde von der Minengeſellſchaft nicht gehalten. Die Vorgeſetzten der Bergleute, die Aufſeher, die leitenden Ingenieure und die kaufmänniſchen Angeſtellten waren zum größten Theil Engländer, zum geringeren Theil Holländer, und leider iſt trotz aller gegentheiligen Verſicherungen, trotz der äußerlichen Freundſchaft, die zwiſchen den beiden Staaten England und Holland und dem deutſchen Reiche beſteht, die Stimmung der Bevölkerung keineswegs eine günſtige und liebenswürdige.

Die deutſche Art, die in vielen Punkten der engliſchen widerſpricht, iſt dem Engländer ſehr unſympathiſch, und der Deutſche wird von ihm beſonders im Auslande und in den überſeeiſchen Kolonien keineswegs für voll angeſehen und demgemäß behandelt. Auch der Holländer iſt kein Freund der „Muffs", mit welchem Spitznamen die Holländer die Deutſchen bezeichnen. Daraus ergaben ſich für Letztere die mannigfaltigſten Unzuträglichkeiten.

Die Arbeit in den Kupferminen wurde im Akkord ausgeführt und berechnet. Die Aufſeher und Ingenieure hatten es natürlich in der Hand, die Arbeiter an Punkten anzuſtellen, wo die Ausbeutung geringer und die Arbeit ſchwierig war. In dieſer Beziehung ſahen ſich Nitſche und Michelſen

ſtets gegen engliſche oder holländiſche Arbeiter zurückgeſetzt.

Die Art und Weiſe, wie in Dokiep der Abbau des Kupfererzes betrieben wurde, wich ganz und gar von der Manier ab, in der man in Deutſchland oder überhaupt in Europa Kupfererze gewinnt. Wie bereits erwähnt, liegt Dokiep am Fuß der Vogelklip, und die letzten Ausläufer dieſes Gebirgszuges zeigen ſich in Dokiep als ſteil abfallende Felſenwände, in denen klumpenweiſe das Kupfererz eingebettet iſt. Kam man nach den Minen, ſo ſah man vor ſich eine mehrere hundert Meter hohe Felswand, in welche in den verſchiedenſten Höhenlagen Stollen hineingetrieben waren, deren Mundlöcher aus der Entfernung den Eingängen zu Vogelneſtern glichen. Eine mühſelige und gefährliche Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Höhenlagen der Minengänge wurde durch Leitern hergeſtellt, welche durch Pflöcke oder Seile an den vorſpringenden Ecken und Kanten der Felsabhänge nothdürftig befeſtigt waren. Es war die Aufgabe der Zimmerleute, dieſe Verbindungsleitern beſtändig in Stand zu halten, und wenn man in einer andern Höhenlage, ſei es über den bisherigen Minengängen oder unter denſelben, neue Stollen ſchlug, die Verbindung dahin herzuſtellen. Das Auszimmern der Minengänge ſelbſt war nicht nothwendig; man brauchte nur die Firſt des Minenganges oben ein wenig zu wölben, und die Decke hielt, da man im feſten Geſtein arbeitete, das weder ſplitterte, noch Riſſe hatte.

An den Leitergängen dagegen war fortwährend zu arbeiten. Dieſelben mußten nicht nur in Stand gehalten und erneuert, ſondern auch hin und wieder verlegt werden, und zu den wenigen Zimmerleuten, denen dieſe Arbeit oblag, gehörte Michelſen. Es arbeiteten außer ihm nur noch zwei Engländer und ein Kaffer, den man für Zimmerarbeiten angelernt hatte.

Michelsen konnte darauf schwören, daß von den Aufsehern ihm jedenfalls die schwerste und gefährlichste Arbeit übertragen wurde. Wenn es galt, einen neuen Leitergang anzulegen, dann mußte Michelsen stets zuerst auf unbefestigter Leiter die Höhe ersteigen, um dort die Vorarbeiten zu treffen, die nothwendig waren, um die Leiter in dieser Richtung festzulegen und von dort dann weiter zu führen.

Michelsen war gereizt genug durch die betrügerische Art und Weise, in der man mit ihm den Kontrakt abgeschlossen hatte; mit seinen drei Schilling täglich konnte er kaum auskommen und sich selbst erhalten, an eine Abzahlung seiner Schulden war gar nicht zu denken. In seiner freien Zeit machte er allerlei Zimmermanns- und Tischlerarbeit für die anderen Kolonisten, manchmal auch für die Grubenkompagnie, aber die Einnahmen waren nicht so glänzend, daß er hätte daran denken können, etwas von seinen Schulden zu bezahlen. Wenn der fünfjährige Kontrakt ablief, zu dem er sich verpflichtet hatte, dann blieb er für die Schuldenlast immer noch der Minengesellschaft verpflichtet, und wurde dadurch in Wirklichkeit zu einem recht- und freiheitlosen Sklaven, der vielleicht bis an sein Lebensende der Kompagnie dienstpflichtig blieb. Daß alle diese Umstände keineswegs dazu beitrugen, Michelsen in guter Laune zu erhalten, ist selbstverständlich. Nach der ruhigen und stillen Art der Westfalen trug er aber alle Chikanen und Zurücksetzungen und die Aufbürdung der schwersten Arbeiten, bis endlich auch das Maß bei ihm zum Ueberlaufen kam.

Es war mitten in einer Schicht, die Mittags begonnen hatte und erst am späten Abend endete. Die Bergleute, welche in den Minengängen arbeiteten, waren gegen die Sonnenhitze vollständig geschützt, es war sogar im Innern des Felsens kühl. Die Arbeit außerhalb an den Leitergängen war dagegen in der Hitze geradezu übermenschlich

anſtrengend, und die engliſchen Zimmerleute ſuchten die Strapaze durch übermäßigen Genuß von geiſtigen Getränken zu überwinden. Die ſelbſtverſtändliche Folge war, daß die Leute weniger und weniger leiſtungsfähig wurden, bis zuletzt Michelſen mit dem Kaffern allein übrig blieb, um einen ſehr eiligen Leitergang herzuſtellen, während die beiden engliſchen Zimmerleute kraftlos auf einem Felſenvorſprung hockten.

Einer der Aufſeher kam hinzu, um die Beſchleunigung der Arbeit zu veranlaſſen, und mit echt engliſcher Unverſchämtheit machte er nicht ſeinen Landsleuten, die betrunken und unbeſchäftigt daſaßen, Vorwürfe, ſondern dem Deutſchen, der ſich wegen ſeiner engliſchen Arbeitsgenoſſen doch doppelt quälen mußte.

Michelſen antwortete dem Aufſeher in ſeinem gebrochenen Engliſch zuerſt ruhig und zeigte ihm die beiden Engländer, welche lachende Zeugen der Scene waren. Der Aufſeher ſchien auch unter der Hitze zu leiden oder er hatte etwas über den Durſt getrunken, er wurde brutal und vergaß ſich endlich ſoweit, daß er Michelſen vor die Bruſt ſtieß und ihm befahl, augenblicklich mit der Arbeit fortzufahren und dieſelbe zu beſchleunigen.

Dies war dem biederen Weſtfalen denn doch zu viel. Sein Blut wallte auf, er ſchlug den engliſchen Aufſeher mit der Fauſt zu Boden und bearbeitete ihn derartig, daß er halb todt liegen blieb. Es entſtand auf dem Minenplatze ein furchtbares Halloh, die anderen Aufſeher eilten zu Hilfe heran, aber es wagte Niemand, Michelſen anzugreifen. Man holte ſchließlich die engliſchen Poliziſten, damit ſie ſich Michelſen's bemächtigten, aber auch ſie wagten nicht, ſich mit dem Hünen in einen Kampf einzulaſſen, beſonders nicht mit Rückſicht auf den Standpunkt, den Michelſen augenblicklich einnahm. Er ſtand auf einer kleinen Felsplatte am Eingang eines Stollens, ungefähr hundert-

fünfzig Meter über dem Boden, und es war selbstverständlich, daß der Erste, der es gewagt hätte, die Leitergänge heraufzukommen und Michelsen anzugreifen, kopfüber herunter-

geflogen wäre. Die engliſchen Ingenieure, die herbeigeeilt waren, da der Tumult auf dem Minenplatze mehr und mehr zunahm, riefen Michelſen zu, verſtändig zu ſein, ſie ſagten ihm, er ſolle herunterkommen, er ſolle ſein Recht haben, und man würde ihm nichts thun.

Michelſen zögerte eine Zeitlang, dann ſtieg er herunter; aber ſowie er auf feſtem Boden war, ſtürzte ſich ein Dutzend Poliziſten auf ihn, um ihn niederzuwerfen. Er hieb wie ein Raſender um ſich, aber ſchließlich überwältigte man doch den einzelnen Mann und ſchaffte ihn gebunden nach dem Gefängniß.

Am nächſten Tage wurde er vor das Gericht gebracht und wegen Friedensbruch nach engliſchem Geſetz, außerdem aber noch nach den Geſetzen der Kompagnie wegen Widerſetzlichkeit zu einer hohen Geldſtrafe und zu vierwöchentlicher Einſperrung verurtheilt.

Vergeblich ſuchte ſich Nitſche für Michelſen zu verwenden, er ſtand mit ſeiner Freundſchaft für den Verurtheilten ganz allein. Die drei anderen deutſchen Arbeiter betrugen ſich ſo unkameradſchaftlich und unlandsmänniſch als nur möglich. Leider iſt es ja eigentlich die Regel, daß im Ausland die Deutſchen ſelbſt unter den ſchwierigſten Verhältniſſen nur ſelten zuſammenhalten, daß immer wieder Elemente ſich finden, welche gegen den eigenen Vortheil und gegen das Anſehen der Nation, der ſie angehören, arbeiten, indem ſie ihre eigenen Landsleute anfeinden oder ihnen wenigſtens jede Unterſtützung verſagen.

Waren die Zuſtände für Nitſche und ſeine Frau früher unbehaglich geweſen, ſo wurden ſie jetzt geradezu verzweifelt: Luiſe verſchollen, Michelſen, der einzige Freund, den ſie hatten, im Gefängniß, Nitſche durch ungerechte Behandlung bei der Arbeit, ſchlechte Erwerbs- und Lebensverhältniſſe und die Ausſicht, vielleicht noch Jahrzehnte lang dieſen Jammer ertragen zu müſſen, verbittert und niedergedrückt —

das war wohl etwas viel für das junge Ehepaar, das zum Glück bisher kinderlos geblieben war.

6.

Es war Sonntag. Die engliſche Geſetzgebung ſchreibt auch außerhalb Englands die ſtrenge Heiligung des Sonntags vor, und ſo wurde in den Minen nur die Arbeit, die zur Erhaltung des Bergwerks unbedingt nothwendig war, verrichtet; in Dokiep herrſchte Sonntagsſtille. Nitſche ſaß voll trüber Gedanken vor ſeiner Steinhütte und dachte an das nette Häuschen, das er in Feierabend bewohnt hatte, und an ſein Gärtchen, er dachte an all' das Unglück, das ihn in den letzten Monaten verfolgt, all' die ſchlimmen Erlebniſſe, die er in dem jetzt mehr als halbjährigen Aufenthalt in Dokiep durchgemacht, und die Thränen kamen ihm faſt in die Augen.

Emma ſtand am Küchenherd und bereitete das ſehr frugale Sonntagsmahl, wobei ſie ſich ängſtlich nach der Thür umſah, damit ihr Gatte nicht bemerke, daß ſie weine.

„Halloh!" ſagte da plötzlich eine Stimme in engliſcher Sprache, „Ihr feiert den Tag des Herrn durch Schlafen, Deutſcher. Bei meiner armen Seele, es iſt ja auch das Beſte, was man in dieſem langweiligen Neſt thun kann."

Nitſche ſah erſtaunt auf und erblickte vor ſich einen hochgewachſenen Mann mit unverkennbar engliſchem Typus. Der Fremde trug einen Bart, welcher Wangen und Kinn frei ließ und nur den Hals bedeckte, hatte einen buntkarrirten Anzug aus dauerhaftem grobem Wollenſtoff an und hohe Stiefel mit Pfundſporen.

„Wer ſeid Ihr?" fragte Nitſche, „und was wollt Ihr von mir?"

„Nun," meinte der Fremde, „ich bin ein Händler und

habe ſeit vorgeſtern meinen Store*) drüben in der Nähe der Verwaltungsgebäude aufgeſchlagen, aber ihr Männer kümmert euch wenig um uns Händler, nur die Weiber ſind unſere Kunden. Ich will auch nicht zu Euch, ich möchte Eure Frau ſprechen."

„Was wollt Ihr von meiner Frau?"

Der Handelsmann lachte: „Ihr braucht nicht eiferſüchtig zu werden, Mann, aber zur Sicherheit beantwortet mir noch eine Frage! Ihr ſeid doch der deutſche Arbeiter Nitſche?"

„Der bin ich; was wollt Ihr denn?"

„Nun," ſagte der Händler, indem er ſich ungenirt neben Nitſche auf der ſteinernen Bank niederließ, „erſtens wollte ich Euch mittheilen, daß ich für Euch zwei Wincheſter-Repetirgewehre habe."

„Dann müßt Ihr ſchon zu einem Anderen gehen," verſetzte Nitſche bitter, „ich habe kein Geld, um die Waffen zu kaufen."

„Ei, mit der Bezahlung hat es keine Eile. Ich ſage Euch, Ihr nehmt dieſe Wincheſter-Repetirgewehre; eines iſt für Euch und eines für Euren Kameraden, der eingeſperrt iſt. Ihr nehmt ſie und über die Bezahlung können wir ſpäter einmal reden."

„Ich mache keine Schulden."

Der Händler ſah Nitſche überlegen lächelnd von der Seite an: „Ich ſchenke Euch die beiden Gewehre," ſagte er, „mitſammt je hundert Patronen. Was meint Ihr dazu?"

„Daß Euch der Teufel mit Euren Geſchenken holen möge! Kein Händler in der Welt, am wenigſten aber ein Engländer, verſchenkt etwas, wenn er nicht Vortheil davon hat. Laßt mich in Ruhe mit Euren Geſchenken, ich will nichts von Euch wiſſen."

---

*) Laden.

Der Händler lachte laut auf, blieb aber ruhig ſitzen, als hätten ihn die Worte Nitſche's nicht im Mindeſten beleidigt.

Nach einer kleinen Pauſe ſagte er: „Ihr ſowohl, Deutſcher, als Euer Landsmann, der Eingeſperrte, habt doch eure Gewehre vor einiger Zeit verloren. Sie ſind euch abhanden gekommen, ſoviel ich weiß."

Nitſche ſah erſtaunt den engliſchen Händler an; in der That waren zugleich mit Konrad und Luiſe die beiden Gewehre verſchwunden.

„Nun," fuhr der Händler fort, „macht nicht ein ſo erſtauntes Geſicht! Ich ſelbſt ſchenke Euch die Gewehre nicht, ſondern ich bin beauftragt, ſie Euch zu ſchenken als Erſatz für die abhanden gekommenen. Kommt morgen zu mir in den Store und holt Euch die Waffen ab."

„In weſſen Namen habt Ihr mir denn die Gewehre zu übergeben?" fragte Nitſche erſtaunt.

„Das wird wohl in dem Briefe ſtehen, den ich für Eure Frau habe. Ich glaube, Ihr werdet jetzt ſelbſt neugierig und werdet mir den Zutritt zu Eurer Frau geſtatten, Ihr ſeht, es handelt ſich um keine Sache, wegen deren Ihr eiferſüchtig zu ſein braucht; es iſt eben ein Auftrag, deſſen ich mich entledige."

„Von wem habt Ihr den Auftrag? Steht mir Rede, Mann!"

Der Engländer zuckte die Achſeln. „Das ſteht wohl in dem Briefe."

Nitſche erhob ſich, trat in das Haus und winkte dem engliſchen Händler, ihm zu folgen. Der Händler machte einige ſcherzhafte Bemerkungen über das angenehme Aeußere der Frau Nitſche, dann überreichte er ihr einen Brief mit den Worten: „Lest ihn und gebt mir eine Antwort. Ich warte darauf und werde Euch, wenn Ihr mir als Botenlohn etwas von dem appetitlichen Eſſen, das Ihr da auf

dem Feuer habt, abgeben wollt, sehr dankbar sein. Das riecht ja ausgezeichnet. Man muß es euch Deutschen lassen, eure Frauen verstehen vorzüglich zu kochen, und wenn man, wie ich, schon jahrelang im Kapland herumzieht und sich mit selbstgekochten Speisen nährt oder sich das Zeug in den Leib stopft, das ein Unthier von Hottentottin zusammengebraut hat, dann freut man sich doppelt auf ein anderes Essen."

Emma hatte den Brief, der keine Adresse trug, erst von allen Seiten betrachtet, dann erbrach sie ihn und fing an zu lesen, während ihr Nitsche über die Schulter sah. Beide schrien laut auf, als sie die Unterschrift des Briefes erblickten. Sie lautete „Luise Mengert." Der Brief selbst war ziemlich lang. Luise meldete von der Täuschung, die Konrad ausgeführt, und von der gemeinsamen Flucht. Konrad hatte in der Felsspalte den ledernen Beutel, in dem sich die Diamanten und das zweite Päckchen mit Goldstaub befanden, wiedergefunden, und war nach einem gefahrvollen und beschwerlichen Marsche mit Luise nach der Missionsstation Bethel gelangt. Hier hatte er sich durch den Verkauf des Goldstaubes in den Besitz reichlicher Geldmittel gesetzt und sich mit Luise trauen lassen. Dann hatten sich Beide mit der nächsten Ochsenkarrenkarawane nach der Kapstadt begeben, um die Diamanten zu verkaufen. Der Erlös war nicht so großartig, wie Konrad und Luise geglaubt hatten; die Diamanten mußten wegen des heimlichen Verkaufs billiger weggegeben werden, da auch in Kapstadt öffentlich Diamanten ohne Ursprungszeugniß nicht verkauft werden dürfen, und eigentlich nur die Regierung das Recht hat, mit Diamanten zu handeln. Konrad erhielt im Ganzen fünfzehnhundert Pfund Sterling, also etwas über dreißigtausend Mark dafür. Er machte mit diesem Gelde Einkäufe in der Kapstadt und kehrte dann nach Bethel zurück. Von hier ließ er durch

den Händler, der nach Dokiep ging, die erſte Nachricht an Luiſens Schweſter und Schwager gelangen.

Nachdem Nitſche und Emma den Brief geleſen hatten, beſtürmten ſie den Engländer mit Fragen. Der Handelsmann ſchüttelte jedoch den Kopf und ſagte: „Ich kann euch keine Auskunft geben. Ihr wißt, wir Handelsleute übernehmen es, Briefe zu beſorgen. Ich habe von einer mir unbekannten Perſon dieſen Brief erhalten, um ihn euch abzugeben und von euch eine Antwort mitzunehmen. Ebenſo habe ich mich verpflichtet, euch die beiden Gewehre abzuliefern. Näheres kann ich euch nicht ſagen. Ich weiß nicht, wer den Brief geſchrieben hat und woher er kommt, und wenn ich es wüßte, würde ich es euch vielleicht doch nicht ſagen. Schreibt die Antwort, aber enthaltet euch aller Adreſſirung, vermeidet alle Namen und beſchränkt euch auf die Vornamen! Schreibt auch ſo kurz wie möglich, denn ich habe nicht viel Zeit. Ich will morgen aufbrechen. Noch einmal, Frau, wenn Ihr mir von Eurem Fleiſch und der Mehlſpeiſe, die ich dort ſehe, etwas geben wollt, ſo will ich Euch dankbar ſein und will es als Botenlohn für den Brief nehmen.“

Frau Nitſche ſtülpte das Pökelfleiſch, das ſie gekocht hatte, ebenſo die ſächſiſchen Klöße mit einer Fruchtſauce aus den Töpfen auf Schüſſeln und ſetzte ſie dem Engländer vor.

„Eßt, ſoviel Ihr wollt!“ ſagte ſie, „eßt Alles! Ihr habt uns eine unbeſchreibliche Freude gemacht.“

Der Engländer ſchmunzelte und ſetzte ſich an den Tiſch, um dem Eſſen zuzuſprechen und ohne im Mindeſten Rückſicht auf das zu nehmen, was um ihn vorging. Nitſche und ſeine Frau ſanken ſich erſt in die Arme, dann laſen ſie den Brief noch einmal und ſchließlich ſetzten ſie eine Antwort auf. Dieſelbe war ſehr kurz, gab von ihren Schickſalen und denen Michelſen's Nachricht, und ſchilderte

die traurige Lage, in der sie sich befanden. Als Nitsche mit dem Briefe fertig war, benagte der englische Handelsmann eben den letzten Knochen vom Pökelfleisch und nahm den letzten Kloß mit Fruchtsauce zu sich. Dann wischte

er sich den Mund und sah aus wie ein Mann, dem es einmal recht gut geschmeckt hat. Er lobte Frau Emma's Kochkunst und versprach ihr, sie solle am nächsten Tag von ihm eine Flasche ausgezeichneten Liqueurs aus seinem Laden als Gegenlohn für das vortreffliche Mittagessen haben. Den Liqueur sollte sie sich am nächsten Mittag mit den Gewehren bei ihm aus dem Store holen. Dann ging er.

7.

Michelsen kam aus dem Gefängniß zurück voll Wildheit und Zorn. In den letzten Tagen hatte man ihn anscheinend vollständig vergessen, denn er erhielt weder Brod noch Wasser. Als er darauf Lärm schlug, drangen ein paar Polizisten in seine Zelle, banden ihn und prügelten ihn durch; endlich ließ man ihn erst drei Tage später heraus, als eigentlich seine Strafzeit dauerte.

Zwei Gedanken waren in Michelsen mächtig, der Gedanke an Rache und an Flucht. Er betrug sich so ungeberdig, daß ihm Nitsche in den ersten Tagen nichts von den Winchester-Repetirgewehren erzählte, weil er fürchtete, Michelsen könne ein Unglück anrichten. Auch von einer Flucht rieth Nitsche ihm vorläufig ab; die Polizisten beobachteten gerade den bestraften Michelsen jetzt sehr scharf. Er konnte ja allerdings zu einem Jagdausflug oder auch bei Nacht die Kolonie verlassen, aber jedenfalls bekam er nur einen Vorsprung von ein bis zwei Stunden.

Es war gerade eine große Dürre, Michelsen mit den Wegen unbekannt, auf der Flucht war jedenfalls nur an äußerst wenigen Stellen Wasser zu finden, und Michelsen mußte zu Grunde gehen, wenn er nicht, was wahrscheinlicher war, binnen wenigen Stunden von den Polizisten eingeholt wurde.

Aber der Westfale war über die Behandlung, die ihm zu Theil geworden, über den Betrug, der an ihm verübt war, furchtbar empört. Erst als ihm Nitsche den Zettel Luisens zeigte, beruhigte er sich und erklärte, er wolle so lange warten, bis von Luise Nachrichten einträfen.

Das gute Herz des braven Westfalen zeigte sich auch in der unverhohlenen Freude, die er darüber empfand, daß nunmehr endlich eine gute Nachricht von Luise eingetroffen sei. Er versprach Nitsche, sich aller Gewaltthätigkeiten zu

enthalten und vorläufig ruhig zu warten. Nun überreichte ihm auch sein Freund das Repetirgewehr, und am nächsten Sonntag machten Nitsche und Michelsen einen Jagdausflug, bei dem sie gute Beute heimbrachten, da das Gewehr auf sehr weite Entfernung trug.

Vierzehn Tage nach der Entlassung Michelsen's aus dem Gefängniß kam eines Abends, als Nitsche gerade aus der Mine gekommen war, einer der hottentottischen Arbeiter nach seiner Wohnung geschlichen, übergab einen Brief und verschwand wieder. Dieser Brief war von der Hand Luisens und lautete:

„Es gibt keine andere Möglichkeit, euch zu befreien, als die Flucht. Wir haben Alles dazu vorbereitet. Laßt Alles, was ihr habt, im Stich, nehmt nur die Gewehre und die Patronen mit! Wir erwarten, daß ihr Michelsen, euren treuen Freund, mitbringt; ob ihr Emmerich, Schneider und Habler mitnehmen wollt, überlassen wir euch, ihr Betragen scheint allerdings nicht zu verdienen, daß man sich um sie kümmert. Ihr könnt sicher sein, daß die Flucht glückt. Am nächsten Sonntag gegen Abend schlagt den Weg ein, der westwärts zur Küste führt. Ihr werdet in sicherer Entfernung uns treffen, und zwar bewaffnet und mit Maulthieren versehen, auf denen die Flucht fortgesetzt werden kann. Sollten uns die Polizisten nachsetzen, so geschieht dies auf ihre eigene Gefahr. Alles ist in Ordnung und Sicherheit. Wir kehren in wenigen Tagen nach Europa zurück. Seid guten Muthes und verrathet euch nicht! Beschwert euch besonders nicht mit Gepäckstücken! Es ist besser, das Leben und die Freiheit, als einige Stücke Hausrath zu retten. Es freut sich herzlich auf das Wiedersehen mit euch eure Luise." —

Noch spät am Abend, als Michelsen heimkehrte, wurde er gerufen und war natürlich sofort bereit, an der Flucht theilzunehmen. Wenn die Flucht vorbereitet war, wenn

man bewaffnete Genoſſen hatte, wenn Reitthiere zur Verfügung ſtanden, und wahrſcheinlich auch Führer vorhanden waren, die wußten, welche Wege einzuſchlagen waren, dann mußte die Flucht unter allen Umſtänden gelingen.

Der Weg, den die Flüchtlinge einſchlagen ſollten, war derjenige, den gewöhnlich Flüchtlinge aus der Kolonie nicht nahmen, denn an der Küſte gab es kein Weiterkommen. Die meiſten flüchtigen Minenarbeiter gingen daher nach Oſten oder nach Süden.

Bis tief in die Nacht beriethen Nitſche, ſeine Frau und Michelſen und beſchloſſen, die drei anderen deutſchen Arbeiter auf der Flucht nicht mitzunehmen. Es fiel ihnen dieſer Beſchluß nicht leicht. Beſonders Michelſen machte ſich Selbſtvorwürfe, Landsleute im Stich zu laſſen, obgleich die drei feindlichen Bergleute ſich ſeit dem Vorfall mit Konrad ſtets von der ſchlechteſten Seite gezeigt hatten. Bei dem feindſeligen Verhalten von Emmerich, Schneider und Habler aber war zu befürchten, daß dieſe den Fluchtplan verriethen, um ſich bei der Minengeſellſchaft Vortheile zu verſchaffen, und ſo wurde denn feſtgeſetzt, daß die Flucht von den Dreien allein unternommen werden ſollte.

Es waren bis dahin noch vier Tage, eine lange Zeit für die Erwartung und doch eine kurze Zeit für die Auswahl der Gegenſtände, welche mitgenommen werden ſollten. Da der Abmarſch gegen Abend erfolgen ſollte, da man annehmen mußte, daß man Leuten aus der Kolonie, vielleicht ſogar Poliziſten begegnete, konnte man ſich nicht mit großen Gepäckſtücken belaſten, die auch auf der Flucht hinderlich geweſen wären. Aber Frau Nitſche fiel es ſchwer, alle ihre Haus- und Küchengeräthe zurückzulaſſen, die ſie ſich zum Theil unter großen Opfern und Entbehrungen erſt in Afrika von den Händlern angeſchafft hatte. Sie mußte ſich jedoch begnügen, ihre Schmuckſachen

anzulegen, ihre beſten Kleider anzuziehen und einzelne kleine Andenken in den Taſchen und unter dem Kleid zu verbergen. Die Männer nahmen nur ihr Repetirgewehr über die Schulter und ſchnallten die Patrontaſchen und Jagdtaſchen um, in welch' letzteren ſie ebenfalls kleine Andenken, ſowie ihre geringen Geldvorräthe und etwas Mundvorrath unterbrachten. . . .

Am Sonntag, ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, zogen gemächlichen Schrittes, wie ihn Spaziergänger anzuſchlagen pflegen, die Flüchtlinge nach Weſten. Sie begegneten einigen engliſchen Arbeitern, denen ſie ſagten, ſie wollten noch verſuchen, gegen Abend ein paar Hartebeeſte, eine Antilopenart, zu ſchießen, weil dieſe Thiere während des Sonntags, wo das Geräuſch der Minenarbeit ſchwieg, ſich gegen Abend wegen des Waſſers in die Nähe der Kolonie wagten. Als ſie aber aus dem Geſichtskreiſe des Ortes waren, ſchlugen ſie einen eiligeren Schritt an und marſchirten ſo ſchnell, als Frau Nitſche mitkommen konnte. Beſorgt blickten ſie immer wieder zurück, um zu ſehen, ob man ſie nicht verfolge, aber ihre Augen entdeckten keine Verfolger. Dagegen hob ſich nach einiger Zeit am Horizont eine Gruppe von Menſchen und Thieren ab, welche durch die eigenthümliche Beleuchtung der untergehenden Sonne rieſengroß erſchien. Von dieſer Gruppe löste ſich bald ein Reiter ab, der in vollem Lauf auf dem Maulthiere hergeſprengt kam. Mit einem Jubelruf begrüßte er Frau Nitſche und die beiden Männer; aber erſt als er aus dem Sattel ſprang, erkannten ſie Konrad.

„Ihr trefft meine Frau," rief er, „dort weiter unten. Sie kann noch nicht ſo gut reiten, um ſo raſch euch entgegenzukommen, wie ich, aber ſie wird es ſchon lernen; und auch Sie, Schwägerin Emma, werden wenigſtens für die nächſten Tage das Reiten lernen müſſen. Wir werden

Sie auf einem Maulthier feſtſchnallen, denn wir haben einen dreitägigen Marſch vor uns. Wir müſſen bis zum Morgengrauen reiten, damit wir erſt eine beträchtliche Entfernung zwiſchen die Verfolger und uns bringen. Suchen die Poliziſten Gewalt anzuwenden, ſo werden ſie geringen Erfolg haben, denn es ſind bei mir noch zwei Europäer außer euch Beiden, dazu acht bewaffnete Kaffern, auf die ich mich verlaſſen kann."

Eine Viertelſtunde ſpäter begrüßte Luiſe unter Thränen und Umarmungen ihre Schweſter und den Schwager. Auch Michelſen wurde wie ein naher Verwandter und der beſte Freund betrachtet, und man ſah es ſeinen leuchtenden Augen an, wie ſehr er ſich über das Wiederſehen freute.

Die Flüchtigen beſtiegen die bereitſtehenden Maulthiere, wobei die Frauen nach Männerart ritten, da keine Damenſättel vorhanden waren. Emma Nitſche wurde auf dem Sattel feſtgeſchnallt, außerdem von zwei Reitern rechts und links begleitet, ſo daß ſie vollſtändig ſicher war. Zwei des Weges kundige Kaffern ſetzten ſich an die Spitze des Zuges, welcher in rechtem Winkel von der bisher von den Flüchtlingen eingehaltenen Richtung gegen Süden ſich auf den Weg machte.

Man konnte wegen der Dunkelheit nur ſcharfen Schritt reiten, und auch dies nur ſo lange, als die Maulthiere es aushielten. Hin und wieder wurde einen Augenblick Halt gemacht, um den Thieren Gelegenheit zum Verſchnaufen zu geben. Dann horchte man wohl geſpannt nach rückwärts; aber man vernahm nichts, und mehr und mehr gewannen die Flüchtlinge die Ueberzeugung, daß ihre Flucht gelingen müßte. Eine Unterhaltung war unterwegs ſelten möglich. Die nothwendigen Erklärungen waren auch bald gegeben.

Als der Brief aus Dokiep kam, in welchem die traurigen Verhältniſſe der Familie Nitſche und Michelſen's ge-

ſchildert wurden, bereitete Konrad mit größter Beſchleunigung die Flucht vor. Seine Geldmittel erlaubten ihm, nicht nur eine Anzahl Kaffern zu gewinnen, ſondern auch Maulthiere zu kaufen und zwei däniſche Laienbrüder der Station zu engagiren, die ihm bei der Ausführung der Flucht behilflich ſein ſollten.

Man ritt bis zum Morgengrauen, dann wurde auf einer ausgedörrten, grasbewachſenen Fläche Halt gemacht, Brennmaterial zuſammengetragen, und ein Feuer angezündet. Mehrere Kaffern gingen auf die Suche nach Waſſer, das ſie auch entſprechend ihrer Kenntniß der Verhältniſſe fanden. Es war ein kleiner, ſchmutziger Tümpel in einer Felsſpalte, ſie brachten aber die Maulthiere dorthin, um ſie zu tränken, und das Waſſer wurde bis auf den letzten Tropfen aufgebraucht. Für die Menſchen war Waſſer in Schläuchen vorhanden, die aus Thierfellen hergeſtellt waren; das Waſſer war warm und ſchmeckte nicht beſonders lieblich, aber es konnte zur Stillung des Durſtes und zum Kochen von Thee verwendet werden, welcher die Reiſenden außerordentlich erfriſchte. Man nahm auch etwas feſte Nahrung zu ſich. Dann wurden Poſten ausgeſtellt und einige Stunden dem Schlaf gewidmet.

Drei Stunden nach Sonnenaufgang wurde das Feuer gelöſcht, und der Marſch wieder aufgenommen. Der Weg wurde felſiger und gebirgiger, man kam in die Kamiesberge. Es ging meiſt bergauf, und in der Hitze kamen die Maulthiere nur langſam vorwärts. Gegen Mittag bemerkte Konrad zuerſt einige Punkte am Horizont, welche ſich allmälig vergrößerten.

„Ich möchte wetten," ſagte er, „es ſind die Poliziſten. Wir wollen unſere Dispoſitionen auf alle Fälle treffen. Die beiden Frauen ſteigen, ſobald die Verfolger auf Schußweite heran ſind und Gewalt gebrauchen wollen, ab und legen ſich auf den Boden, damit ſie nicht von Kugeln ge-

troffen werden. Wir Männer, Du, Nitſche, Michelſen, ich, die beiden Dänen und die Kaffern halten uns ſchußbereit. Ich glaube nicht, daß die Burſchen ſo thöricht ſein werden, den Kampf mit dreizehn wohlbewaffneten und berittenen Menſchen aufzunehmen. Sagt nur den Frauen, daß gar keine Gefahr vorhanden iſt. Wir haben noch den Tag und die Nacht hindurch zu reiten, morgen Mittag ſind wir in Sicherheit; ſelbſt wenn dann eine hundertfache Zahl von Verfolgern uns erreichte, könnten ſie uns geſetzlich nichts mehr anhaben."

Man erkannte allmälig zwei Karren mit Maulthieren beſpannt, die ſich näherten; ſie ſchienen ungefähr acht Bewaffnete als Inſaſſen zu haben.

„Wenn es zum Feuern kommt," ſagte Konrad, „ſchießt nur auf die Maulthiere. Wenn dieſe gefallen ſind, können ſie uns gar nicht mehr einholen. Wir wollen Menſchenleben auf alle Fälle ſchonen."

Etwa eine Stunde ſpäter waren die beiden Karren mit den Verfolgern auf Schußweite herangekommen. Die Karawane der Flüchtlinge befand ſich gerade auf der Höhe des Weges und man beſchloß, hier Halt zu machen.

Als die Verfolger ſahen, daß die Karawane anhielt, ſchienen ſie unſchlüſſig zu werden und blieben ebenfalls ſtehen; dann nahmen ſie indeß die Verfolgung wieder auf, und als ſie auf einige hundert Schritte herangekommen waren, rief einer der Poliziſten in engliſcher Sprache:

„Im Namen des Geſetzes ſteht und gebt uns die Flüchtlinge heraus, die ihr habt! Wir gebrauchen ſonſt Waffengewalt."

Konrad antwortete ihm ebenfalls in engliſcher Sprache: „Macht, daß ihr fortkommt, wenn euch euer Leben lieb iſt! Wir haben hier dreizehn Gewehre, und wenn ihr einen Schritt weiter macht, bekommt ihr eine Salve."

Die vier Detektives mit den ſechs Kaffern, die ſie be-

gleiteten, ſprangen von den Maulthierkarren, faßten hinter dem Wagen Poſto und feuerten einen Schuß ab, deſſen Kugel weit vor den Flüchtigen einſchlug, und der wohl auch nicht ernſt gemeint war. Im nächſten Augenblick knatterten von der Karawane her die Repetirgewehre. Die acht Maulthiere, welche vor die beiden Karren geſpannt waren, wälzten ſich unmittelbar darauf getroffen am Boden. Dann ſprangen die Flüchtlinge auf ihre im Schutze von Felſen ſicher ſtehenden Maulthiere und ritten eilig davon. Und die Poliziſten ließen ſie unbehelligt weiterziehen, ſie wagten ſogar nicht, noch einmal zu feuern, ſie ſahen ein, daß ſie bei einem ernſtlichen Kampfe den Kürzeren ziehen müßten.*) — — — — — — — — — —

Glücklich erreichten die Flüchtlinge Bethel. Ihr Aufenthalt daſelbſt dauerte nur vierundzwanzig Stunden, dann ging die Familie Nitſche, Konrad und ſeine Gattin und Michelſen mit Ochſenkarren nach der Kapſtadt. Michelſen erklärte, vorläufig nicht nach Europa zurückkehren zu wollen, er wollte ſein Glück in den Diamantminen von Kimberley verſuchen; mit Mühe konnte ihm Konrad ſo viel Geld aufbringen, daß er die Reiſe nach Kimberley bequem zurücklegen konnte. Konrad hielt ſein Verſprechen und überließ die Hälfte des Erlöſes aus den Diamanten ſeinem Schwager Nitſche. Er kehrte auch mit ihm, ſeiner Frau und der eigenen Gattin mit dem nächſten Dampfer nach Europa zurück, und beide Familien leben heute wieder in Deutſchland, allerdings nicht mehr im ſächſiſchen, ſondern jetzt im weſtfäliſchen Bergrevier. Das Kapital haben ſie dazu verwendet, um ſich eigene kleine Anweſen anzukaufen.

Sie haben auch gegen Habler, Emmerich und Schneider großmüthig gehandelt; ſie haben, noch bevor der fünf-

*) Siehe das Titelbild.

jährige Kontrakt dieſer ungetreuen Landsleute abgelaufen war, ihnen durch ein Bankhaus in der Kapſtadt die Mittel zur Verfügung geſtellt, um aus der Sklaverei der Minengeſellſchaft ſich loszukaufen. Auch dieſe Drei haben ſich ſpäter der Diamantgräberei zugewendet, und ihre Schickſale ſind nicht weiter bekannt, Michelſen aber iſt heute Miteigenthümer einer großen Boerenfarm. Auch in Kimberley war es ihm nicht gelungen, Reichthümer zu erwerben, aber er hatte beſſeres Glück, als er ſich einer Anzahl von Boeren, die nach unbekannten Ländern „trecken" und zu dieſem Zwecke einen Vorſtoß nach Betſchuanaland machten, anſchloß und mit einem anderen Boeren zuſammen eine Farm anlegte, deren Ertrag dem braven Michelſen ein beſſeres Loos und beſſere Lebensverhältniſſe gewährte, als er in Dokiep jemals gewinnen konnte.

Im Scherz hat Konrad wiederholt erklärt, daß er eigentlich ſchrecklich thöricht geweſen ſei, erſt nach Afrika zu gehen, um dort ſeine Frau, mit der er in glücklichſter Ehe lebt, zu bekommen; er hätte die ganze Sache viel bequemer in Freiberg haben können. Daß er aber auf die Leute nicht gut zu ſprechen iſt, die deutſche Bergleute und Arbeiter nach engliſchen und holländiſchen Kolonien verſchleppen, um ſie dort zu weißen Sklaven der Minenbeſitzer zu machen, kann man ſich wohl denken.

Aus der vierten Dimenſion.

Novelle von **Lothar v. Brenckendorf.**

(Nachdruck verboten.)

Es war ein langweiliger Abend im November. Die wenigen Offiziere, die ſich im Kaſino zuſammengefunden hatten, verſuchten zwar auf allerlei Art, ſich die träge hinſchleichenden Viertelſtunden zu verkürzen, aber die fröhliche Stimmung, die ſonſt in dieſen Räumen zu Hauſe war, wollte ſich heute durchaus nicht einſtellen. Vielleicht weil gerade die luſtigſten Geſellſchafter zufällig fehlten, vielleicht auch, weil die ungnädige Laune des geſtrengen Kommandeurs ſich an dieſem Vormittag in einer ungewöhnlichen Anzahl von „Rüffeln" kundgegeben hatte, lag es wie eine bedrückende Wolke des Mißvergnügens über der kleinen Geſellſchaft, und ſelbſt ein paar verzweifelte Scherze des dicken Premierlieutenants Windeck waren nicht im Stande, ſie zu verſcheuchen.

Es hatte unter ſolchen Umſtänden ſchon gar nichts Ueberraſchendes mehr, daß der muſikverſtändige Hauptmann Herter, der ſich endlich an's Klavier ſetzte, ſogleich mit Chopin's Trauermarſch begann. Bei den erſten feierlichen Klängen dieſes Muſikſtückes aber ſtand der junge Lieutenant Hans v. Bernheim, der bis dahin ernſt und ſchweigſam an meiner Seite geſeſſen hatte, plötzlich auf und winkte mir einen ſtummen Abſchiedsgruß zu.

„Willst Du schon fort?“ fragte ich, etwas befremdet von der hastigen Art seines Aufbruchs. Und er bejahte wie Jemand, der es überaus eilig hat, fortzukommen.

„Ich werde auf einem Umwege nach Hause gehen; hast Du Lust, mich zu begleiten?“

Vielleicht wäre es ihm lieber gewesen, wenn ich die Einladung abgelehnt hätte. Aber ich hatte meine besonderen Gründe, sie anzunehmen, und so schritten wir schon wenige Minuten später Seite an Seite durch die abendlich stillen Straßen dahin.

Mein Begleiter sprach kein Wort, und gerade diese auffällige Wortkargheit, die ich nun schon seit vier oder fünf Tagen an ihm beobachtete, hatte mich bestimmt, ihm meine Gesellschaft aufzudrängen. Er war um drei Jahre jünger als ich, eben erst vierundzwanzig geworden, und wir hatten uns fast vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an in herzlicher Zuneigung zusammengefunden. Aus einer alten, reich begüterten Adelsfamilie stammend, mit Leib und Seele Soldat und von einnehmendem Aeußern, hatte Hans v. Bernheim guten Grund, sich für ein Schoßkind des Glückes zu halten. Und nun war aus dem allezeit heiteren, lebenslustigen Kameraden plötzlich ein Kopfhänger geworden. Irgend ein geheimer Kummer mußte auf ihm lasten, der sein Wesen gleichsam über Nacht so von Grund aus hatte verwandeln können. Daß er auch mir nichts von der Ursache seiner offenkundigen Niedergeschlagenheit verrieth, schmerzte mich aufrichtig, denn ich war bisher sicher gewesen, sein volles Vertrauen zu besitzen.

Anfänglich hatte ich gehofft, daß er die Gelegenheit dieses Spaziergangs benutzen würde, mir aus freien Stücken sein Herz auszuschütten. Als er aber in seinem Schweigen verharrte, entschloß ich mich, ihn geradezu nach der Veranlassung für sein verändertes Benehmen zu fragen.

„Ach, es ist nichts,“ wollte er erst abwehren. „Eine

vorübergehende Verſtimmung — eine Lächerlichkeit vielleicht! Du würdeſt mir einen Gefallen thun, wenn Du gar keine Notiz davon nehmen wollteſt."

Wir gingen eben an einer Laterne vorüber, und ich ſah, daß ihm das Blut heiß in den Kopf geſtiegen war. Auch im Klang ſeiner Worte zitterte eine Erregung, die zu ihrem Inhalt in lebhaftem Widerſpruch ſtand. So begnügte ich mich denn nicht mit ſeiner ausweichenden Erwiederung, ſondern bat ihn, mir zu meiner Beruhigung offen zu ſagen, was ihn bedrücke.

„Es fällt mir ſchwer, davon zu reden," verſetzte er. „Du würdeſt mich ohne Zweifel auslachen, und dazu iſt mir die Sache zu ernſt."

„So verſpreche ich feierlich, daß ich nichts derartiges thun werde. Eine Angelegenheit, die Dich mißmuthig macht, wäre wohl ohnedies kaum lächerlich für mich."

Er blieb ſtehen und ſah mich mit ſeinen treuherzigen blauen Augen ganz ſeltſam ſchwermüthig an.

„Nun wohl! Kannſt Du Heiterkeit verlangen von einem Menſchen, der gewiß iſt, daß er innerhalb weniger Monate oder vielleicht ſogar Wochen ein todter Mann ſein wird?"

„Bernheim!" rief ich erſchreckt. „Was ſoll das heißen? Haſt Du etwa ein Duell?"

Er machte eine verneinende Bewegung. „Nichts dergleichen. Auf welche Art ich den großen Sprung in's Jenſeits machen werde, iſt mir bis jetzt noch verborgen. Daran aber, daß er mir bevorſteht, habe ich nicht mehr den geringſten Zweifel."

Mein erſtes Entſetzen verwandelte ſich in eine faſt ärgerliche Regung. „Läſſeſt Du Dich etwa gar von Todesahnungen beeinfluſſen wie ein altes Weib? Höre, Hans, wenn es ſich um einen ſolchen Unſinn handeln ſollte —"

„Ich wußte es ja im Voraus, wie Du darüber ur-

theilen wirſt," fiel er mir in's Wort. „Das ſind eben Dinge, die ſich eigentlich jeder nüchternen Erörterung entziehen. Reden wir alſo nicht weiter davon!"

„Oho, ſo leicht kommſt Du mir nicht wieder los. Ich finde im Gegentheil, daß man ſehr wohl daran thut, allem Aberglauben mit nüchternem Verſtande zu Leibe zu gehen. Alſo heraus mit der Sprache! Du leideſt an düſteren Vorahnungen?"

„Ich würde mich leicht davon befreien können, wenn es nichts Anderes wäre als das. Denn Du hältſt mich doch wohl für einen halbwegs vernünftigen und zurechnungsfähigen Menſchen, nicht wahr?"

„Bis zu dieſem Augenblicke war das allerdings meine Meinung."

„Nun wohl, und Du magſt ſie immerhin auch ferner behalten. Ich habe niemals an Geſpenſter geglaubt, an ein zweites Geſicht oder an geheimnißvolle ſeeliſche Wirkungen in die Ferne. Niemand kann über eine ſchaurige Spukgeſchichte herzhafter darüber lachen, als ich darüber gelacht habe. Und doch —"

Er ſtockte und ſah vor ſich hin.

„Nun — und doch?" fragte ich mit wachſendem Befremden, aber auch mit immer lebhafter werdender Neugier. „Biſt Du darüber in jüngſter Zeit etwa anderen Sinnes geworden?"

„Wenn Du erlebt hätteſt, was ich erlebt habe, ſo würde Dir der ſpöttiſche Ton vergehen. Wo greifbare, unwiderlegliche Thatſachen reden, muß eben der Zweifel verſtummen."

„Aus dem Munde eines Lieutenants klingt das ja recht erbaulich. Es iſt Dir alſo ein Geiſt erſchienen?"

Wir waren nur noch ein paar Dutzend Schritte von ſeiner Wohnung entfernt, und Bernheim legte mir die Hand auf den Arm.

„Komm' mit hinauf und ich werde es Dir erzählen — unter der Bedingung allerdings, daß Du zu Niemand davon ſprichſt. Ich bin wahrhaftig nicht dazu aufgelegt, den Spott der Kameraden zu ertragen."

Natürlich gab ich ihm, von ungeduldiger Erwartung erfüllt, das geforderte Verſprechen. Wir machten es uns in dem hübſchen Rauchzimmer bequem; der Burſche meines Kameraden brachte uns eine Flaſche Wein, und als wir die Gläſer hatten zuſammenklingen laſſen, fragte mich Bernheim:

„Du hältſt vermuthlich ſehr wenig vom Spiritismus?"

„Allerdings," erklärte ich aufrichtig, „nicht das Geringſte."

„Genau dieſelbe Antwort würde auch ich noch vor einer Woche gegeben haben. Heute aber weiß ich, daß ſie voreilig iſt. Es ſind eben doch mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, als unſere Schulweisheit ſich träumen läßt. Ich habe den Beweis dafür erhalten."

„Einen Beweis? Und zu Gunſten des Spiritismus? Da bin ich denn doch wirklich neugierig."

„Vor einigen Wochen kam mir zufällig ein Buch in die Hände, das dieſen Gegenſtand behandelt. Es war von einem Manne geſchrieben, der auf wiſſenſchaftlichen Gebieten für einen bedeutenden Gelehrten gilt. Trotzdem gelang es ihm natürlich nicht, mich zu ſeinem Glauben an die gelegentlichen ſichtbaren Beſuche aus dem Jenſeits zu bekehren. Nur ein wenig nachdenklich hatte mich die Lektüre gemacht, und ſie hatte zugleich den Wunſch in mir geweckt, dieſe merkwürdigen Erſcheinungen, die ſelbſt einen ſo ſcharfſinnigen Gelehrten zu täuſchen vermochten, auch einmal mit eigenen Augen zu ſehen. Bereitwillig griff ich deshalb zu, als ſich mir vor einigen Tagen Gelegenheit bot, einer ſpiritiſtiſchen Sitzung beizuwohnen — natürlich feſt entſchloſſen, Alles, was ich ſehen würde, mit kühlem

Verſtande zu prüfen und mich durch kein betrügeriſches Gaukelſpiel hinter's Licht führen zu laſſen. Die erſten Manifeſtationen aus dem Geiſterreiche, die Klopftöne, die geheimnißvolle Muſik und die von unſichtbarer Hand auf eine Schiefertafel geſchriebenen Antworten imponirten mir denn auch ſehr wenig, da ich ja aus den Vorſtellungen von Taſchenſpielern wußte, daß alle dieſe Wunder auf ganz natürliche Weiſe bewirkt werden können. Zwar vermochte ich trotz der ſchärfſten Aufmerkſamkeit nichts zu entdecken, was den Verdacht einer Täuſchung gerechtfertigt hätte; aber ich hatte für den angeblichen Geiſt, der durch die Vermittlung des weiblichen Mediums zu uns ſprach, eine Probe in Bereitſchaft, die er unmöglich beſtehen konnte, wenn hier irgend welche Gaukelei im Spiele war.

Du weißt, daß ich eine ältere Schweſter hatte, die vor acht Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde das Leben verlor. Keiner von den Anweſenden konnte ſie jemals geſehen haben; Keiner wußte etwas von der Art ihres Todes wie überhaupt von den intimeren Verhältniſſen meiner Familie. So war ich denn mit Beſtimmtheit auf eine ausweichende oder ablehnende Antwort gefaßt, als ich durch das Medium den Wunſch ausſprechen ließ, den Geiſt meiner abgeſchiedenen Schweſter zu ſehen. Zu meiner Ueberraſchung aber ſagten die Klopftöne ‚Ja'. Nach einer kleinen Weile ging der Vorhang des Kabinets, in welchem das an Händen und Füßen gebundene Medium ſaß, auseinander, und aus einer geiſterhaft beleuchteten Nebelwolke hob ſich, in verſchwommenen Umriſſen erſt, dann aber mit immer größerer, zuletzt ganz erſchreckender Deutlichkeit die Geſtalt meiner verſtorbenen Schweſter hervor."

„Unmöglich! Du haſt ſie wirklich erkannt, Hans?"

„Mit voller Beſtimmtheit! Ich verſichere Dich, daß von einem betrügeriſchen Blendwerk oder etwa von einer

Sinnestäuschung durchaus nicht die Rede sein kann. Die Beleuchtung war ja nur schwach, doch immerhin ausreichend, um mich eine Menge von Einzelheiten wahrnehmen zu lassen, die jeden Zweifel zum Schweigen bringen mußten. Das war die Haartracht meiner Schwester, der griechische Knoten mit dem Pfeil darin, das waren die großen Perlen, die sie stets in den Ohrläppchen zu tragen pflegte, und das waren vor Allem ihre lieben, sanften, unvergeßlichen Züge, die ich niemals mit denen eines anderen Menschenantlitzes werde verwechseln können! — Du kannst Dir nicht vorstellen, welche Wirkung der Anblick dieser Erscheinung auf mich hatte. Auch ohne den eisigen Lufthauch, der plötzlich aus dem Innern des Kabinets über uns hinstrich, würden mich kalte Schauer bis in's Herz hinein gepackt haben. Eine Empfindung des Grauens, wie ich sie nie zuvor gefühlt hatte, schlich mir durch die Seele."

„Und dieser vermeintliche Geist — hat er auch zu Dir gesprochen?"

„Ja! Mit einer feinen, lieblichen Stimme, die wie aus weiter, weiter Ferne zu kommen schien. Ich brauchte eine gute Weile, ehe ich mich dazu aufraffen konnte, die erste Frage an die Erscheinung zu richten; dann aber gewann ich nach und nach meine Selbstbeherrschung wieder, und ich sprach mit meiner Schwester, wie ich mit ihr gesprochen haben würde, wenn sie noch am Leben wäre. Ihre Antworten waren klar und bestimmt, in allen Einzelnheiten den wirklichen Verhältnissen entsprechend. Sie nannte mir den Tag und die Stunde, da vor drei Jahren, fast genau fünf Jahre nach ihrem eigenen Tod, meine Mutter gestorben war, und als ich darauf die vermessene Frage an sie richtete, ob sie auch wisse, wie lange es mir noch vergönnt sei, zu leben, senkte sie, wie in tiefer Betrübniß, den Kopf und sagte ganz leise, mit verklingender, aber noch immer deutlich vernehmbarer Stimme:

‚Freue Dich Deines Lebens und genieße es in vollen Zügen, denn Du wirſt uns folgen, noch ehe wieder die Roſen blühen.‘

Dann ſtieg wieder der ſeltſam beleuchtete, magiſche Nebel auf, in welchem zuerſt ihre Geſichtszüge und dann auch die Umriſſe ihrer weißen Geſtalt undeutlich verſchwammen, nur eine ferne, ſüße Muſik noch antwortete mir auf eine weitere Frage, und gleich nachher war es in dem Kabinet ſtill und dunkel wie zuvor.“

Während ſeiner Erzählung war Bernheim in der Erinnerung an das Erlebte todtenbleich geworden, und als er nach der Weinflaſche griff, um die Gläſer auf's Neue zu füllen, ſah ich, wie ſeine Hand zitterte. Ich war wüthend über den ſchändlichen Betrug, der hier ohne allen Zweifel an meinem armen Freunde verübt worden war.

„Und wo hat dieſe Geiſterbeſchwörung ſtattgefunden?“ fragte ich. „Wer hat daran theilgenommen? Und wie hieß das Medium?“

„Auf alles das kann ich Dir keine Auskunft geben, denn ich verpfändete mein Ehrenwort, darüber zu ſchweigen. Aber ich hoffe, Du wirſt trotzdem nicht an der Wahrheit meiner Erzählung zweifeln.“

„Ich zweifle ſo wenig an der Wahrheit Deiner Erzählung, als daran, daß man Dir eine ganz abſcheuliche Komödie vorgeſpielt hat. Nur das Eine begreife ich nicht, wie ſolche plumpen Jahrmarktskünſte einen Mann von vierundzwanzig Jahren, einen Soldaten, zum Melancholiker machen können.“

„Es mag eine Schwäche ſein, und eben deshalb möchte ich, daß Niemand außer Dir etwas von der Urſache meiner Mißſtimmung erführe. Gewiß wäre es viel heroiſcher, den Gedanken an einen nahen Tod mit lächelndem Gleichmuth zu ertragen.“

„Welch' ein Unsinn! Du glaubst also wirklich an den Orakelspruch aus der vierten Dimension?"

„Felsenfest! Und Du würdest diesen Glauben theilen, wenn Du jemals etwas Aehnliches erlebt hättest."

„Das möchte ich denn doch bezweifeln. Es wäre mir sehr erwünscht, die Probe darauf zu machen. Kannst Du mich nicht zu einer dieser spiritistischen Sitzungen mitnehmen?"

„Ich fürchte, daß es unmöglich ist. Mich selbst kostete es viel Ueberredung, ehe ich in den streng geschlossenen Kreis zugelassen wurde, und man versicherte mir wiederholt, daß dies eine Ausnahme sei, die auf keinen Anderen ausgedehnt werden würde."

„Deine Geisterseher sind sehr vorsichtig, wie es scheint," bemerkte ich spöttisch. Da ich aber sah, wie empfindlich ihn jedes ironische Wort verletzte, schlug ich einen anderen Ton an und bot alle meine Beredtsamkeit auf, ihn von der Thorheit seines Aberglaubens zu überzeugen. Obwohl ich fast eine Stunde lang auf ihn einsprach und ihm eindringlich Alles zu Gemüth führte, was ich von entlarvten Medien und falschen Geistererscheinungen wußte, erzielte ich doch zu meinem Verdruß nicht die allergeringste Wirkung.

„Andere mögen getäuscht worden sein," beharrte er eigensinnig, „aber was wird damit für mich bewiesen? Man sagt, ich hätte die besten Augen im ganzen Regiment. Jedenfalls haben sie mich noch nie im Stich gelassen, und ich wüßte wahrlich nicht, weshalb ich ihnen gerade diesmal mißtrauen sollte."

Dabei blieb er, und ich mußte ihm insgeheim zugestehen, daß in der That viel Räthselhaftes und Unerklärliches in seiner Geschichte war. Hätte ich nicht seine unerschütterliche Wahrheitsliebe hinreichend gekannt, würde ich sogar in Bezug auf diesen oder jenen Punkt einen leisen Zweifel kaum haben unterdrücken können. So aber

mußte ich wohl an eine unbewußte Sinnestäuſchung glauben, geſchickt herbeigeführt durch einen Betrug, deſſen Beweggründe und Zweck ich allerdings vorläufig ganz und gar nicht begriff. Als ich den bedauernswerthen Kameraden in ſpäter Abendſtunde verließ, war es mir nicht gelungen, ihm ſeine Ueberzeugung von der Wirklichkeit des Erlebten und ſeine trüben Todesgedanken auszureden. Ich ſelbſt aber war von ſeiner Erzählung ſo gewaltig aufgeregt worden, daß ich bis an den grauenden Morgen wach auf dem Kiſſen lag und mir das Gehirn zermarterte, um eine natürliche Löſung des Räthſels zu finden.

Zwei Tage ſpäter war ich zu einer Tanzgeſellſchaft im Hauſe des Regierungspräſidenten geladen. Vollzählig hatten ſich alle dienſtfreien Offiziere unſeres Regiments in den heiteren, feſtlich geſchmückten Räumen eingefunden. Nur Hans v. Bernheim ſuchte ich vergebens, obwohl er mir noch Tags zuvor auf meine Frage mit haſtigen Worten erklärt hatte, daß er wahrſcheinlich hingehen werde. Sein Ausbleiben befremdete mich um ſo mehr, als ich wußte, ein wie gern geſehener Gaſt er ſeit Jahresfriſt in dieſem Hauſe war, und als ich ſogar meine beſonderen Vermuthungen hinſichtlich gewiſſer zarter Herzensbeziehungen zwiſchen ihm und dem jüngſten anmuthigen Töchterchen des Präſidenten hatte. Von den Kameraden, die ich befragte, wußte mir Keiner über die Urſachen ſeines Fernſeins Auskunft zu geben; daß ich aber nicht der Einzige war, der davon beunruhigt wurde, ſollte ich erfahren, als mir Fräulein Hertha v. Boddien, das eben erwähnte jüngſte Haustöchterchen, die Auszeichnung erwies, einen Walzer mit mir zu tanzen.

Als wir den Saal zweimal umkreist hatten, war ſie des Vergnügens bereits überdrüſſig geworden und fragte mich, ob wir nicht lieber ein wenig promeniren wollten.

Ich verſuchte, irgend eines der herkömmlichen Ballgeſpräche in Fluß zu bringen; aber Fräulein Hertha war eine ſehr unaufmerkſame Zuhörerin, und es fiel vollſtändig aus dem Rahmen unſerer Unterhaltung heraus, als ſie plötzlich ſagte:

„Sie ſind doch mit Herrn v. Bernheim befreundet, Herr Lieutenant; da iſt Ihnen ſicherlich auch bekannt, weshalb er uns noch im letzten Augenblick abgeſagt hat. Denn daß er nicht dienſtlich verhindert iſt, wie er ſchreibt, habe ich bereits aus ſeinem Hauptmann herausgebracht."

Es hatte ſie gewiß große Ueberwindung gekoſtet, mich darum zu befragen, und in ihrer ſchüchternen Beklommenheit verrieth ſie viel mehr, als ſie ſelber ahnte.

Leider war ich ja nicht im Stande, ihr eine Auskunft zu geben, welche die ſchwere Laſt hätte von ihrem jungen Herzen nehmen können. Und ich glaubte es noch beſonders geſchickt anzufangen, als ich erwiederte: „Wenn ſich Kamerad Bernheim eines ſolchen Vorwandes bedient hat, ſo hielt ihn wohl nur eine falſche Scheu ab, von dem Unwohlſein zu ſprechen, unter dem er ganz augenſcheinlich ſeit mehreren Tagen leidet."

Ich erkannte ſogleich, daß ich eine Dummheit gemacht habe, denn mit einem angſtvollen Blick ſah ſie zu mir auf und rief:

„Er iſt krank? — Mein Gott, es wird doch nicht ernſthaft ſein?"

Mit einiger Mühe gelang es mir, ſie darüber zu beruhigen. Wenn ich nicht durch mein Verſprechen daran gehindert worden wäre, würde ich ihr ganz unumwunden erzählt haben, von welcher Art Bernheim's Krankheit war, denn ich hielt mich überzeugt, daß ſie die beſte Arznei für ihn gefunden haben würde. Da ich mich dieſer Indiskretion aber nicht ſchuldig machen durfte, faßte ich in der Stille meines Herzens wenigſtens den Entſchluß, eine Kur

auf eigene Fauſt zu verſuchen, indem ich dem Glücklichen verrieth, welche Freuden ihm noch hier auf Erden blühten.

Als ich lange nach Mitternacht Fräulein Hertha zum Abſchied die Hand küßte, flüſterte ich ihr zu: „Darf ich ihm einen Gruß ausrichten — meinem armen Freunde?“

Und mit einem holden Erröthen gab ſie leiſe zurück: „Ja! Und ſagen Sie ihm, er ſolle bald geſund werden, denn man befände ſich hier um ihn in großer Sorge.“

Zufällig fügte ſich's, daß ich Bernheim während des nächſten Tages weder auf dem Exerzierplatz noch in der Kaſerne ſah. Erſt am ſpäten Abend war ich all' meiner dienſtlichen Verpflichtungen ledig, und nun begab ich mich eilig in's Kaſino, in der Hoffnung, ihn dort zu finden. Aber er war nicht da, und als ich in ſeiner Wohnung nach ihm fragte, wurde mir von dem Burſchen der Beſcheid, der Herr Lieutenant ſei ſchon vor einer Stunde nach dem Hotel d'Angleterre hinübergegangen und zwar in Begleitung des Herrn v. Dewitz, der vorher ſchon längere Zeit zum Beſuch bei ihm geweſen ſei.

Die Auskunft berührte mich nicht angenehm, denn ich wußte genau, was es mit dem Herrn v. Dewitz und dem Hotel d'Angleterre auf ſich habe. Vor ungefähr vier Wochen war der etwa vierzigjährige Mann mit dem Raubvogelgeſicht und den unſtäten Augen zum erſten Male in unſerem Kreiſe aufgetaucht. Niemand wußte ſo recht, wer ihn eigentlich eingeführt habe, und was er ſei, aber es war ſicher, daß der Herr viel Geld hatte, und daß ſeine Manieren durchaus diejenigen eines Mannes von guter Erziehung waren. Er wohnte im Hotel d'Angleterre, und eines Abends hatte er mehrere von uns dorthin zu einem kleinen Mahle eingeladen. Da auch mein Kompagniechef, der bei der Wahl ſeines Umganges ſonſt überaus vorſichtig verfuhr, angenommen hatte, war ich ebenfalls hingegangen;

aber ich hatte mich mit Rücksicht auf meine bescheidene Zulage nicht betheiligt, als nach dem Essen ein Spieltisch aufgestellt worden war. Bernheim hatte zwar eine Weile an dem Spiel, bei welchem Herr v. Dewitz die Bank hielt, Theil genommen, doch er war bald aufgestanden, weil es ihm keine Unterhaltung gewährte. Sein Verlust war nur geringfügig gewesen; einige andere Kameraden aber, unter ihnen mein Kompagniechef, hatten bald so beträchtliche Summen verloren, daß mir die Sache unbehaglich wurde, und ich Bernheim veranlaßte, sich mit mir zugleich zu empfehlen. Seitdem hatte ich Herrn v. Dewitz nur gelegentlich auf der Straße wiedergesehen, und unser Verkehr war auf einen stummen Austausch von Grüßen beschränkt geblieben. Der Mann war mir seit jenem Abend in hohem Grad unsympathisch; ich erfuhr auch, daß die Spielabende im Hotel d'Angleterre zu einer regelmäßigen Einrichtung geworden waren, und daß gewaltige Summen dabei dem vom Glücke auffallend bevorzugten Herrn v. Dewitz zugefallen sein sollten.

Hans v. Bernheim war meines Wissens diesen Zusammenkünften bisher ebenfalls fern geblieben, und es verursachte mir eine peinliche Empfindung, als ich erfuhr, daß er sich an diesem Abend dennoch habe mitschleppen lassen. Ohne mich lange zu besinnen, ging ich ebenfalls nach dem Hotel d'Angleterre hinüber und schickte durch den Oberkellner meine Karte zu Herrn v. Dewitz hinauf. Wie ich es nicht anders erwartet hatte, wurde ich höflichst ersucht, näher zu treten, und der Hausherr erhob sich bei meinem Erscheinen, um mich in liebenswürdigster Weise willkommen zu heißen.

Die sieben Personen, aus denen die Gesellschaft bestand, waren mir durchweg bekannt: einige Offiziere, zwei junge Gesandtschaftsattachés und ein Gerichtsassessor, der Sohn eines reichen Großindustriellen. Man spielte Makao

und ließ ſich durch meinen Eintritt darin nur auf die Dauer einer Minute unterbrechen. Bernheim ſaß mit bleichem, finſterem Geſicht da, obwohl er augenſcheinlich vom Glücke begünſtigt worden war, denn ein ganzer Haufen von Spielmarken war vor ihm aufgethürmt. Er zuckte bei meinem Anblick ein wenig zuſammen, wie Jemand, der ſich auf einem Unrecht ertappt ſieht; dann aber reichte er mir ſtumm die Hand und wandte ſeine Aufmerkſamkeit wieder dem Spiele zu. Ich brannte darauf, ihn aus dieſem Kreiſe hinwegzuführen und die frohe Botſchaft anzubringen, die ich für ihn in Bereitſchaft hatte; aber ich konnte ihn aus Schicklichkeitsgründen nicht ſogleich auffordern, mich zu begleiten, und ſo ſetzte ich mich hinter ihn, ohne ſelber an der Parthie theilzunehmen. Mit Beſtürzung ſah ich, wie waghalſig und oft geradezu ſinnlos er ſetzte. Trotzdem blieb ihm das Glück noch weiter treu, und während alle Anderen, mit Ausnahme des Bankhalters verloren, mehrte ſich das Spielmarkenhäuflein vor ſeinem Platze mit jeder Minute.

Länger als eine Viertelſtunde ſah ich dieſem tollen Beginnen zu; dann neigte ich mich vor und flüſterte: „Höre auf, Hans! Ich habe Dir etwas Wichtiges zu ſagen.“

Er antwortete mir nur durch ein leichtes Kopfnicken und ſah die Karte an, die ihm eben zugefallen war.

„Wird jeder Satz angenommen?“ fragte er den Bankhalter, und Herr v. Dewitz verbeugte ſich mit ſeinem liebenswürdigſten Lächeln.

„So bitte ich um eine weitere Karte,“ ſagte Bernheim, indem er den ganzen Spielmarkenhaufen ungezählt gegen die Mitte des Tiſches ſchob. Offen fiel das von Dewitz abgezogene Blatt vor ihm nieder. Es war eine Zehn. Mein Kamerad hatte ſeinen Einſatz verloren.

Ohne daß ſich auch nur ein Zug in ſeinem blaſſen, ernſten Geſicht verändert hätte, ſtand er auf.

„Nun bin ich zu Deiner Verfügung, laß uns gehen."

Unſere Verabſchiedung war kurz — man macht ja nicht viele Förmlichkeiten in einer Spielgeſellſchaft — und ein paar Minuten ſpäter ſtanden wir auf der Straße.

„Du wollteſt mir etwas ſagen," begann Bernheim, „aber ehe ich's vergeſſe: wenn Du noch einmal aus irgend einer Veranlaſſung dort hinaufgehen ſollteſt, möchte ich Dir doch empfehlen, es nicht in Uniform zu thun."

„Ich hoffe zuverſichtlich, daß dieſer Beſuch bei Herrn v. Dewitz mein letzter geweſen iſt," gab ich zurück. „Und auch Du wirſt wenig Luſt haben, ihn zu wiederholen. Es war eine hübſche Summe, die Du da auf einen Schlag verſpielt haſt!"

„Ich weiß es nicht, denn ich hatte meinen Gewinn natürlich nicht nachgezählt. Aber ich kaufte, ehe wir anfingen, für ſechstauſend Mark Jetons von Herrn v. Dewitz. Die ſind natürlich daraufgegangen."

„Sechstauſend Mark — für eine Stunde zweifelhafter Zerſtreuung in ſchlechter Geſellſchaft! Hältſt Du ſelber das nicht für einen unverantwortlichen Leichtſinn, Hans?"

Er zuckte die Achſeln und ſtarrte mit zuſammengezogenen Brauen vor ſich hin.

„Bah! Ich kann ja morgen das Dreifache gewinnen. Und wenn nicht — was liegt daran? Mein mütterliches Erbtheil würde mir geſtatten, während dieſer paar Monate wie ein Verſchwender zu leben, ohne daß ich dem Geldſack auf den Boden käme. Es iſt eine klägliche Zerſtreuung, das gebe ich zu. Aber es iſt doch immer eine Zerſtreuung, und für einen Menſchen in meiner Lage iſt das ſchon etwas werth."

Ein toller Gedanke ſchoß mir blitzartig durch den Kopf. Ich faßte Bernheim am Arm und ſah ihm feſt in's Geſicht.

„Es war Herr v. Dewitz, der dieſe Geiſterbeſchwörung in Scene geſetzt hat — nicht wahr?"

Er wurde verlegen und wich meinem forſchenden Blick aus, der ihm offenbar läſtig war. Ein paar Sekunden vergingen, ehe er eine Antwort fand, und dieſes Zaudern war für mich natürlich Beſtätigung genug.

„Man pflegt derartige Fragen nicht an Jemand zu richten, von dem man weiß, daß er ſein Ehrenwort gegeben hat, zu ſchweigen," ſagte er endlich in merklich gereiztem Ton. „Und ich erſuche Dich, auf alle weiteren Vermuthungen zu verzichten. Ob es Herr v. Dewitz war, der mich in jene Geſellſchaft eingeführt hat, oder ein Anderer, jedenfalls kann ich Dir die Verſicherung geben, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen iſt, und daß jede Verdächtigung einem Zweifel an der Geſundheit meines Verſtandes gleichkäme."

Ich hielt es für gut, das Thema zunächſt nicht weiter zu verfolgen. Nachdem wir ein paar Minuten ſtumm nebeneinander hergegangen waren, fragte ich leichthin: „Du warſt geſtern nicht auf der Soirée des Regierungspräſidenten. Hatteſt Du nicht mir gegenüber die Abſicht ausgeſprochen, hinzugehen?"

„Ja — aber ich war ſchließlich doch nicht in der rechten Stimmung. Und gerade Du haſt wohl am wenigſten Veranlaſſung, Dich über mein Fernbleiben zu beklagen."

„Gerade ich? Wie ſoll ich das verſtehen, Hans?"

„Nun, Windeck hat mir erzählt, wie eifrig Du der Baroneſſe Hertha den Hof gemacht haſt. Du ſollſt ja während des ganzen Abends kaum von ihrer Seite gekommen ſein."

Ich frohlockte im Stillen, denn was da aus ſeinen Worten klang, war ganz unzweifelhaft Eiferſucht.

„Wenn Windeck es geſagt hat, muß es wohl ſo ſein. Und konnte ich am Ende Geſcheidteres thun? Iſt dieſe kleine Hertha nicht ein reizendes Mädchen?"

Er antwortete nicht ſogleich, dann aber ſagte er nach

einem tiefen Athemzuge: „Sie ist ein Engel! Und wenn es Dir gelingt, ihre Liebe zu gewinnen, so werde ich der Erste sein, der Dich beglückwünscht. Ich möchte sie keinem Anderen gönnen, als Dir."

Das war nun allerdings etwas ganz Anderes, als ich zu hören erwartet hatte, und in meinem ärgerlichen Erstaunen platzte ich ohne viele weitere Winkelzüge heraus: „Aber sie denkt gar nicht daran, mich zu lieben. Dieser Ballabend war der langweiligste meines ganzen Lebens, denn ich habe mit Fräulein Hertha von nichts Anderem gesprochen, als von Dir."

Und nun erzählte ich ihm ganz offen, welche Entdeckung ich in Bezug auf den Herzenszustand der kleinen Baronesse gemacht und welche Bestellung sie mir beim Abschied für ihn aufgetragen. Dabei beobachtete ich ihn scharf und nahm ganz unzweideutig wahr, daß meine Worte tiefen Eindruck auf ihn machten. Er sah mit gesenktem Haupte vor sich hin, und es zuckte ganz merkwürdig in seinem hübschen Gesicht. Aber er unterbrach mich nicht ein einziges Mal, und auch als ich fertig war, sagte er zunächst kein Wort.

„Nun?" mahnte ich ungeduldig, nachdem ich abermals eine kleine Weile gewartet hatte. „Hast Du mir auf alles das denn gar nichts zu sagen?"

Da brach es endlich ungestüm aus ihm hervor.

„Nichts, Freund, als daß ich der unglücklichste Mensch auf Erden bin. Ja, ich liebe sie, und ohne diesen Unkenruf von da drüben hätte ich jetzt vielleicht schon um sie geworben. Aber einem Menschen, den der Tod bereits gezeichnet hat, ziemt es nicht, ein junges hoffnungsvolles Dasein an sein zu Ende gehendes zu fesseln. Daher werde ich das Haus des Regierungspräsidenten nie mehr betreten."

Einem so offenkundigen Wahnwitz gegenüber riß mir endlich die Geduld, und ich sagte Bernheim gerade in's

Geſicht, daß er auf dem beſten Wege ſei, ein vollſtändiger Narr zu werden. Er brauste nicht einmal zornig auf, ſondern ließ mich ruhig ſchelten und reichte mir zuguterletzt ſogar freundſchaftlich ſeine Hand.

„Ich weiß, daß Du es gut meinſt; aber es hilft nichts, noch länger davon zu reden. Mit guten Vorſätzen iſt es hier nicht mehr gethan. Ueberzeugungen, die Einem auf ſolche Art beigebracht worden ſind, ſchüttelt man eben nicht ab, wie die erſte beſte thörichte Einbildung."

Und wieder ſcheiterten alle meine verzweifelten Bemühungen an ſeinem unerſchütterlichen Glauben. Erſt als wir uns vor ſeinem Hauſe trennen wollten, machte er mir mit wehmüthigem, hoffnungsloſem Lächeln etwas wie ein Zugeſtändniß.

„Ich werde das Medium und ſeine Beziehungen zur Geiſterwelt noch einmal auf die Probe ſtellen," ſagte er. „An einem der nächſten Abende ſoll abermals eine Sitzung ſtattfinden. Ich werde den Geiſt meiner Mutter zu ſehen verlangen; leiſtet auch ſie meinem Rufe Folge, dann wirſt Du, wie ich hoffe, endlich den Verſuch aufgeben, mich zu einem leichtgläubigen Schwachkopf zu ſtempeln."

„Es gilt! Aber ich werde Dich zu dieſer zweiten Sitzung begleiten, Du mußt eine Möglichkeit finden, mich in den ſpiritiſtiſchen Cirkel einzuführen."

„Es iſt unmöglich," erwiederte er mit einer Beſtimmtheit, die mir von vornherein alle Hoffnung benahm. „Ich habe es, natürlich ohne Deinen Namen zu nennen, bereits verſucht; aber man hat mir auf das Entſchiedenſte erklärt, daß kein Fremder mehr eingeführt werden dürfe. Mit der Wiederholung meines Verlangens würde ich mich nur einer nochmaligen peinlichen Abweiſung ausſetzen."

Damit mußte ich mich für heute denn nun wirklich begnügen und mußte alle meine Hoffnung an die ſchwache Ausſicht knüpfen, daß es Bernheim ſelbſt gelingen werde,

den unzweifelhaft vorhandenen Schwindel beim zweiten Verſuche zu entlarven. Daß Herr v. Dewitz der eigentliche Veranſtalter des Betruges ſei, ſchien mir jetzt ganz gewiß, und lange kämpfte ich gegen die Verſuchung, ihn zu Rede zu ſtellen und ihm die Anklage geradezu in's Geſicht zu ſchleudern. Aber bei ruhiger Ueberlegung mußte ich mir ſagen, daß dies ſicherlich der am wenigſten geeignete Weg ſein würde, der Sache auf den Grund zu kommen. Wenn ſich Dewitz außer ſeinem gewerbsmäßigen Glücksſpiel wirklich auch noch mit derartigen Kunſtſtückchen befaßte, ſo war er jedenfalls zu klug, ſich von mir, der ich nicht den geringſten Beweis gegen ihn hatte, ein Geſtändniß abzwingen zu laſſen oder mir die Namen ſeiner Helfershelfer zu nennen. Daß aber eine vollſtändige, vernichtende Entlarvung der Betrüger das einzige Mittel ſei, den unglücklichen Bernheim von ſeinem Wahn zu heilen, durfte ich nach dem Verlauf unſeres Geſprächs nicht länger bezweifeln. Die Erwartungen, mit denen ich den kommenden Ereigniſſen entgegen ſah, waren unter ſolchen Umſtänden naturgemäß von einer recht wenig erfreulichen Art.

Ehe ich am nächſten Morgen den Dienſt antrat, machte ich meinen gewohnten Spaziergang, und der Weg führte mich zufällig auch durch eine kleine Seitenſtraße, die ich ſonſt nicht zu paſſiren pflegte. Da öffnete ſich unmittelbar vor mir plötzlich ein Thorweg, und in ſeinem eleganten hellfarbigen Winterüberzieher trat Herr v. Dewitz auf die Straße heraus.

Er erkannte mich ſofort, aber die Begegnung ſchien ihm nicht ſonderlich angenehm zu ſein, denn er lüftete wortlos ſeinen Hut und ging dann mit auffallend eiligen Schritten an mir vorüber. Das fiel mir auf. Ich ſetzte meinen Weg fort, bis er an der nächſten Ecke verſchwunden

war; dann aber kehrte ich um und zog die Pförtnerglocke des Hauſes, aus dem ich ihn hatte kommen ſehen.

„Kannten Sie den Herrn, der vor etwa fünf Minuten das Haus verließ?“ fragte ich den Pförtner. .

„Jawohl, Herr Lieutenant!“ verſetzte dieſer bereitwillig. „Es kann nur der Herr Baron v. Dewitz geweſen ſein, den Sie meinen.“

„Ganz recht! Und Sie wiſſen wohl auch, welcher Familie im Hauſe die Beſuche dieſes Herrn gelten?“

„Gewiß! Der Frau Hofräthin Willegaſt im zweiten Stock.“

„Ich danke Ihnen.“ Der Pförtner nahm ſchmunzelnd das Geldſtück in Empfang, das ich ihm dabei in die Hand drückte.

„Die Frau Hofräthin iſt Wittwe, nicht wahr?“

„Zu dienen, Herr Lieutenant! Eine Wittwe mit zwei erwachſenen Töchtern.“

Sicherlich wäre der Mann auch zu jeder weiteren Auskunft mit Vergnügen erbötig geweſen; aber ich zog es vor, mich zunächſt mit dem zu begnügen, was ich da erfahren hatte. Wenn meine Vermuthungen zutrafen, und wenn ich hier wirklich den Bundesgenoſſen des vielſeitigen Herrn v. Dewitz auf der Fährte war, ſo hatte ich guten Grund, mit aller erdenklichen Vorſicht zu verfahren, damit nicht vorzeitig ihr Argwohn rege gemacht werde.

Vielleicht bin ich niemals zerſtreuter und ungeduldiger im Dienſte geweſen, als an dieſem Vormittag. Allerlei abenteuerliche Pläne, die mir zu einer Entlarvung der Schwindler verhelfen ſollten, wälzten ſich in meinem Haupte; aber der eine war leider ebenſo unausführbar als der andere, und als ich um die Mittagsſtunde meine Schritte nach Bernheim's Wohnung lenkte, war ich nicht weiter als zuvor.

Die Korridorthür war nur angelehnt, und mit dem

Rechte eines alten Freundes ging ich ohne Weiteres auf das Wohnzimmer zu. Eine Stimme, welche nicht die meines Kameraden war, rief auf mein Klopfen „Herein!“ und im nächsten Augenblick sah ich mich dem Grenadier Hartung, Bernheim's Burschen, gegenüber. Der Mann, dem ich wegen seines neugierigen und vordringlichen Wesens nicht besonders gewogen war, stellte sich bei meinem Anblick sofort in Positur; aber mir entging ebensowenig der Ausdruck hochgradiger Verlegenheit in seinem Gesicht, als sein ungeschicktes Bemühen, etwas, das er in der rechten Hand hielt, vor meinem Blick zu verbergen.

„Der Herr Lieutenant sind soeben ausgegangen,“ meldete er, ohne erst meine Frage abzuwarten. Und als ich ihn scharf fixirte, fügte er, um seine Befangenheit zu maskiren, hinzu: „Ich sollte hier ein wenig Ordnung machen, während der Herr Lieutenant fort ist.“

Das schlechte Gewissen guckte ihm aus den Augen. Mit der dienstlich strengen Miene des Vorgesetzten trat ich auf ihn zu.

„So? Und was suchen Sie denn da so ängstlich vor mir zu verstecken?“

„Ach, es ist nichts, Herr Lieutenant,“ stotterte er. „Nur einige Bilder —“

Mit raschem Griff hatte ich ihm die Photographien weggenommen. Ich erkannte sie auf den ersten Blick, denn Bernheim hatte sie mir als die Photographien seiner nächsten Angehörigen alle gezeigt; auch das letzte Bildniß seiner verstorbenen Mutter befand sich darunter. Und nun sah ich auch das bei meinem Eintritt offenbar hastig zugeschlagene Album auf dem Tische liegen.

„Wie kamen Sie dazu, sich diese Bilder anzueignen?“ herrschte ich den Burschen an, von einer dunklen Ahnung ergriffen, daß hier vielleicht des geheimnißvollen Räthsels Lösung zu suchen sei. „Sagen Sie mir die ganze

Wahrheit, denn Sie wiſſen, was Ihnen im anderen Falle bevorſtehen könnte."

Mein erheuchelter Zorn machte den Mann erbeben. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Lieutenant! Es war wirklich keine ſchlechte Abſicht dabei. Morgen hätte ich ſie wieder 'ringeſteckt, und es wäre gewiß nichts Unrechtes geſchehen."

„Es iſt nicht das erſte Mal, daß Sie einen ſolchen Diebſtahl begehen — wie?"

Der Himmel weiß, wie ich auf den glücklichen Einfall gekommen war, ihn in drohendem Tone dieſer That zu bezichtigen. Jedenfalls war meine Ueberraſchung nicht gering, als er ſich ſchreckensbleich und mit angſtvoll aufgeriſſenen Augen ſtammelnd zu ihr bekannte.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Aber es war — ich hatte — es iſt wahrhaftig keine böſe Abſicht dabei geweſen."

Ich hätte laut auflachen mögen vor Vergnügen, aber ich hütete mich wohl, dem Burſchen etwas von meiner heiteren Stimmung zu verrathen.

„Wer hat Sie dazu veranlaßt? Und wem wollten Sie dieſe Photographien geben?" forſchte ich ſtreng weiter. „Machen Sie keine Ausflüchte; denn wenn Sie mich jetzt belügen, kommen Sie ohne Gnade vor's Standgericht."

„Ach, Herr Lieutenant," jammerte er. „Ich ſehe ja mein Unrecht ein. Ich hätte mich nie dazu verführen laſſen ſollen. Aber das Mädchen hat ſo viel gebettelt und geſchmeichelt —"

„Was für ein Mädchen?"

„Meine — meine Braut, Herr Lieutenant!"

„Ihre Braut — wer iſt das?"

„Die Minna — das Stubenmädchen bei der Frau Hofräthin Willegaſt."

„Der alſo haben Sie ſchon einmal die Photographien gegeben?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant! Aber nur auf einen Tag. Und sie sind ganz unversehrt wieder in das Album hinein gekommen."

„Wissen Sie auch, welchen Zweck man mit den Bildern verfolgte?"

Mit einer sehr aufrichtigen Miene schüttelte er den Kopf. „Nein — die Minna wollte sie nur ihrem Fräulein zeigen, weil sich doch das Fräulein für meinen Herrn Lieutenant interessirt. Und ich dachte, es wäre am Ende doch auch nichts Schlimmes dabei. Wenn ich darum vor das Standgericht sollte, oder gar auf Festung — es wäre ja schrecklich für meine alte Mutter, Herr Lieutenant!"

Nun schien mir's doch an der Zeit, ihn ein wenig zu beruhigen. „Vielleicht kann ich's Ihnen noch ersparen," sagte ich, „aber Sie müssen meinen Befehlen unbedingten Gehorsam leisten. Erstens also: die Bilder da kommen sofort wieder an ihren Platz. So! — Und nun geben Sie mir 'mal das Album her."

Ich durchblätterte es rasch und zog dann einige beliebige Kabinetphotographien, darunter auch die der Frau unseres Obersten heraus, um sie dem verdutzten Burschen einzuhändigen.

„Diese werden Sie Ihrer Braut überreichen mit der Versicherung, daß es die nächsten Verwandten Ihres Lieutenants seien. Hier die Frau Oberst zum Beispiel sei seine Mutter. Haben Sie mich verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" stotterte er. „Aber es — es ist doch die Frau Oberst —"

„Keine Widerrede! Sie haben einfach zu thun, was ich Ihnen sage. Es ist selbstverständlich, daß ich alle Verantwortung übernehme. Vermuthlich haben Sie doch eine Zusammenkunft mit Ihrer Minna verabredet — nicht wahr?"

„Zu Befehl! Wir wollten uns um Eins hier unten im Hausflur treffen.“

Ich ſah nach der Uhr.

„Um Eins? Es fehlt alſo nur noch eine Viertelſtunde. Hören Sie, ich hätte große Luſt, mir Ihre Braut auch einmal anzuſehen. Ich werde alſo zehn Minuten nach Ihnen die Treppe herab kommen, und bitte mir aus, daß Sie das Mädchen auf irgend welche Art ſo lange feſthalten.“

„Das wird nicht ſchwer ſein, Herr Lieutenant! Die hat immer ſo viel zu fragen und zu erzählen, daß ſie damit in zehn Minuten nicht fertig wird.“

„Die meiſten ihrer Fragen bezogen ſich wohl bisher auf die Verhältniſſe des Herrn Lieutenants v. Bernheim — wie?“

„Na, ein bischen neugierig ſcheinen ja die Damen bei Hofraths zu ſein,“ gab er zu. „Und die Minna verſteht ſich auf's Aushorchen wie Eine, das muß man ihr ſchon laſſen.“

„Sie aber, mein Beſter, hätten das Pulver gewiß nicht erfunden. Und nun gehen Sie auf Ihren Poſten!“

Der Burſche gelobte mir hoch und theuer, daß er ſeine Sache gut machen werde, und ich ſtellte mich, nachdem er gegangen war, hinter den Fenſtervorhang, um die Annäherung des feindlichen Spions abzuwarten. Vielleicht würde ja ſchon Hartung's Geſtändniß genügt haben, meinen armen Freund zu überzeugen, daß er das Opfer eines ſchlau eingefädelten Betruges geworden ſei. Ich aber hatte mir vorgenommen, den gewiſſenloſen Gauklern eine Niederlage zu bereiten, die ſie nicht ſo bald wieder vergeſſen ſollten.

Die nahe Kirchenuhr hatte eben Eins geſchlagen, als ein ſchlankes, behendes Perſönchen, das ſeiner Kleidung nach wohl dem dienenden Stande angehören konnte, unten in's Haus ſchlüpfte. Der vorſichtig forſchende Blick, den

sie erst zum Fenster hinauf geschickt hatte, gab mir die Gewißheit, daß es die Erwartete sei. Obwohl ich vor Ungeduld brannte, meinen Kriegsplan in's Werk zu setzen, ließ ich dem Paare doch hinreichend Zeit für den Austausch seiner ersten Zärtlichkeiten, und stieg auch nach Verlauf der bedungenen zehn Minuten ganz gemächlich die Treppe hinab.

Hartung machte seine Sache wirklich gut, denn als die flinke kleine Zofe bei meinem Anblick hastig die Flucht ergreifen wollte, wußte er sie durch eine scheinbar unabsichtliche Bewegung daran zu hindern. Die Schwäche, die er den Verführungskünsten dieser Eva gegenüber an den Tag gelegt hatte, erschien mir übrigens jetzt einigermaßen entschuldbar, denn Minna, die sehr geschickt große Bestürzung erheuchelte, war ein recht niedliches, schelmisch und verschmitzt dreinblickendes Geschöpfchen. Es wurde mir durchaus nicht schwer, sie mit einem freundlichen Scherzwort zu beruhigen, und nachdem ich den braven Hartung, allerdings zu seinem offenkundigen Mißvergnügen, wieder hinaufgeschickt hatte, begann ich ohne viele Umstände mit den Verhandlungen, deren Erfolg in demselben Augenblick gesichert war, wo ich der kleinen Spitzbübin ein Zehnmarkstück in die Hand gedrückt hatte.

„Ich riskire zwar meinen Dienst," sagte sie, ehe wir uns trennten. „Aber das macht am Ende auch nicht viel aus. Ich finde schon einen anderen. Und Spaß muß sein, nicht wahr, Herr Lieutenant?"

Daß ich sie in den Glauben versetzt hatte, es solle sich bei meinem Vorhaben nur um einen Scherz handeln, war allerdings nicht ganz ehrlich. Aber im Kriege müssen eben alle Waffen gelten, und man hatte auf der anderen Seite gewiß kein Recht, sich über die Anwendung einer kleinen List zu beklagen. So wiederholte ich meiner hübschen Verbündeten zur größeren Sicherheit noch einmal alle Einzel-

heiten unſerer Verabredung und ſagte ihr ohne alle Gewiſſensbiſſe Adieu, feſt überzeugt, daß mir dieſer Abend eines der intereſſanteſten Abenteuer meines Lebens bringen werde.

Auf einer engen, dunklen Hintertreppe war ich wie ein Dieb in die Wohnung der Frau Hofräthin gelangt. Natürlich befand ich mich im Civilanzuge, und unter dem zugeknüpften Ueberrock trug ich auf der Bruſt eine kleine brennende Blendlaterne, die ich mir erſt vor einer Stunde zu dieſem Zweck gekauft hatte. Die hübſche Minna hatte ſich bis jetzt als ein zuverläſſiges Mädchen bewährt. Sie war zur feſtgeſetzten Zeit an der Küchenthür geweſen, um mich zu empfangen, und nachdem ſie nun vorſichtig das Terrain rekognoszirt hatte, forderte ſie mich leiſe auf, ihr zu folgen.

„Die Vorſtellung wird wohl bald anfangen," flüſterte ſie mir zu, während wir auf den Fußſpitzen über einen langen Korridor ſchlichen. „Ich glaube, die Herrſchaften ſind ſchon alle da, der Herr Lieutenant v. Bernheim iſt eben gekommen."

Sie öffnete eine Thür, aber ich konnte zunächſt noch nichts ſehen, da ein vor der Oeffnung angebrachter Vorhang den Einblick in das Zimmer verwehrte.

„Da d'rin geht es vor ſich, und hier müſſen Sie ſtehen bleiben, bis das Gas ausgedreht wird. Nachher können Sie ja ruhig den Vorhang zurückſchlagen, denn in der Finſterniß wird Sie doch Niemand ſehen."

Von lebhafter Erwartung erfüllt, nahm ich den mir zugewieſenen Beobachterpoſten ein. Er war nicht gerade bequem; denn als Minna die Thür wieder hinter mir geſchloſſen hatte, mußte ich mich ſehr ſchlank machen, damit ſich nicht etwa die Formen meines Körpers auf dem Vorhange abzeichneten. Außerdem galt es, zunächſt einen

raſchen Ueberblick über das Terrain zu gewinnen, und ich durfte den Vorhang zu dieſem Zweck natürlich nur um ein ganz Geringes lüften. Aber wie ſchmal der Spalt auch war, er genügte doch, mich den Schauplatz der kommenden Ereigniſſe bis in die kleinſten Einzelheiten erkennen zu laſſen.

Vor mir lag ein mäßig großer Raum, der allem Anſchein nach ſonſt als Speiſezimmer benutzt wurde. Seine Ausſtattung war recht elegant, und den Fußboden bedeckte in ſeiner ganzen Ausdehnung ein ſchön gemuſterter Teppich. Ein fünfarmiger Kronleuchter hing von der Decke herab; aber man hatte nur eine einzige Flamme angezündet. Der große Speiſetiſch, der ſonſt wohl die Mitte des Zimmers einnahm, war bei Seite geſchoben, und ſtatt ſeiner befanden ſich dort acht in einem flachen Bogen aufgeſtellte Stühle. Der offenen Seite dieſes Bogens gegenüber bemerkte ich eine geſchloſſene Thür, vermuthlich den Eingang zu dem geheimnißvollen Kabinet, in welchem Bernheim den Geiſt ſeiner abgeſchiedenen Schweſter erblickt hatte. Sonſt war nirgends etwas zu gewahren, das mir beſonderer Beachtung werth erſchienen wäre.

Ich mochte etwa fünf Minuten auf meinem Lauſcherpoſten geſtanden haben, als ich den Klang menſchlicher Stimmen vernahm. Ich hörte, daß eine Anzahl von Perſonen das Zimmer betrat; aber ich war leider nicht im Stande, auch nur Eines von ihnen zu ſehen, da ich aus Furcht vor Entdeckung den Vorhang zunächſt nicht zu lüften wagte. Auch von der Unterhaltung verſtand ich ſehr wenig, denn ſie wurde mit gedämpften Stimmen geführt und ſchlug nur als dumpfes Gemurmel an mein Ohr. Zuletzt aber hörte ich doch eine Frauenſtimme ſagen:

„Ich bitte die Herrſchaften, ſich zu ſetzen. Wünſchen Sie, daß das Medium wieder gefeſſelt werde?“

„Ja, ich wünſche es, und ich bitte, die Feſſelung ſelbſt vornehmen zu dürfen.“

Es war Hans, der dieſe Worte geſprochen hatte, und ich glaubte ſehr gut zu wiſſen, was jetzt in ſeiner Seele vorging. Mit all' dem heißen Lebensdurſt ſeiner vierundzwanzig Jahre klammerte er ſich an die Hoffnung, jene übernatürliche Erſcheinung, die ihm ſein Todesurtheil geſprochen hatte, doch vielleicht noch als ein betrügeriſches Gaukelſpiel zu erkennen, und ohne Zweifel war auch er feſt entſchloſſen, Alles, was ſich hier ereignen würde, mit ſchärfſter, angeſpannteſter Aufmerkſamkeit zu verfolgen.

Ich hörte das Rücken von Stühlen, das Oeffnen einer Thür und dann nach einer kleinen Weile die von einer jugendlichen weiblichen Stimme in klagendem Tone geſprochenen Worte:

„Aber Sie thun mir weh! Ich bin ja ſchon längſt nicht mehr im Stande, mich zu rühren.“

„Er macht ſeine Sache gründlich!“ dachte ich. „Der arme Junge! Für ihn geht es ja an dieſem Abend um Glück und Leben.“

Hier und da noch ein Räuſpern und ein paar tiefe, vernehmliche Athemzüge, dann wurde es ſtill — todtenſtill. Ich wagte es, den Vorhang ein wenig zu heben und fand meine Vermuthung beſtätigt, daß inzwiſchen auch die letzte Gasflamme ausgelöſcht worden ſei. Nun ſchlüpfte ich aus meinem engen Gefängniß, in dem ich dem Erſticken nahe geweſen war, hervor und taſtete mich mit äußerſter Vorſicht, um nirgends gegen ein Möbelſtück zu ſtoßen, an der Wand entlang bis in die Nähe der zu dem Kabinet führenden Thür. Meine Augen hatten ſich hinter dem Vorhang hinlänglich an die Finſterniß gewöhnt, um mich die ſchattenhaften Umriſſe der Perſonen erkennen zu laſſen, die in regungsloſer Erwartung auf den Stühlen inmitten des Zimmers ſaßen. Die Furcht, daß ich meine Anweſenheit

verrathen könnte, noch ehe mein Zweck erreicht war, mußte mich wohl ein wenig vervös gemacht haben, denn ich fuhr heftig zusammen, als plötzlich ganz in meiner Nähe ein starkes Gepolter laut wurde, ein Klirren und Krachen, wie wenn ein mit eisernen Ketten belasteter Körper schwer auf den Fußboden niederstürzte. Gleich darauf ertönte aus derselben Richtung her eine leise Musik, von der ich nicht hätte sagen können, durch welche Gattung von Instrumenten sie hervorgebracht wurde. Das Schauspiel hatte also begonnen — die Geister der Verstorbenen befanden sich bereits an der Arbeit!

Nach Verlauf einiger Minuten verstummten die zarten melodischen Töne, und Jemand im Zimmer fragte: „Welcher von den lieben Geistern ist anwesend? Der kontrolirende Geist unseres Mediums?"

Ein kurzes, hartes Aufschlagen war die Antwort. In der Sprache der übersinnlichen Wesen mußte das wohl eine Bejahung sein, denn die vorige Stimme sprach weiter: „Es ist Sarah. — Bist Du geneigt, Antwort zu geben auf die Fragen, die hier an Dich gerichtet werden?"

Diesmal schien sich der Geist erst zu besinnen, denn ein paar Sekunden verstrichen, bevor wieder das bejahende Aufschlagen erfolgte.

„Wenn einer der Anwesenden einen besonderen Wunsch hat, so bitte ich, ihn zu äußern."

Zunächst blieb es auf diese Aufforderung still, dann hörte ich Hans v. Bernheim's merkwürdig veränderte, beklommene Stimme: „Ich frage Dich, Sarah, bist Du im Stande, mich mit dem Geiste meiner abgeschiedenen Mutter in Verbindung zu setzen?"

So groß ist die Macht des Phantastischen und Geheimnißvollen über den Verstand des Menschen, daß trotz meiner felsenfesten Ueberzeugung von dem dreisten Betrug, der hier verübt wurde, ich unwillkürlich zusammenzuckte, als

in Erwiederung auf die Frage meines Kameraden abermals jener kurze harte Schlag erfolgte.

Ich wußte jetzt genau, wo ſich die Thür des Kabinets befand, und hatte mich Schritt für Schritt ganz nahe herangeſchlichen, feſt überzeugt, an der dunklen Wand für die im Zimmer befindlichen Perſonen völlig unſichtbar zu ſein. Auch meine Spannung war jetzt begreiflicherweiſe auf's Höchſte geſtiegen; wie mochte erſt dem armen Kameraden zu Muth ſein, für den die nächſten Minuten eine ſo folgenſchwere Entſcheidung bringen mußten!

Da gab es neben mir einen dumpfen Krach, einen ſeltſamen, unheimlichen, klagenden Laut und gleich darauf ein feines Ziſchen, wie wenn Dampf aus einer engen Oeffnung ausſtrömt. Die ferne Muſik begann von Neuem, diesmal mit einer deutlicher erkennbaren Choralmelodie, und in ſchwachem Lichte erhellte ſich das längliche Viereck der Thüröffnung. Zunächſt war nur ein wallender weißlicher Nebel ſichtbar, ähnlich dem, den man zuweilen auf dem Theater ſieht, wenn eine Verwandlung bei offener Scene ſtattfinden ſoll; dann erſchienen in dieſer Wolke allgemach die Umriſſe einer menſchlichen Geſtalt.

Behutſam verließ ich die gedeckte Stellung, die ich bisher hinter einer hohen Standuhr inne gehabt hatte, und ſchob mich bis hart an den Thürrahmen vor. Nun ſpürte ich auch deutlich etwas von dem eiſigen Lufthauch, deſſen Bernheim bei der Schilderung des erſten Geiſterabends Erwähnung gethan und den ich bis jetzt auf das Konto ſeiner erregten Einbildung geſetzt hatte. Ein paar Sekunden noch, dann hatte ſich der weiße Nebel faſt ganz verflüchtigt und vor mir ſtand in geiſterhaft weißem Gewande leibhaftig — die Gattin unſeres geſtrengen Regimentskommandeurs!

So vollkommen war die Täuſchung, daß ich unter anderen Umſtänden einen Eid darauf geleiſtet hätte, ſie

in eigener Perſon vor mir zu ſehen. Das glatt geſcheitelte Haar mit den charakteriſtiſchen Löckchen an den Schläfen; die ſcharfen, nicht ſehr liebenswürdigen Züge um Mund und Augen, die ſpitze Naſe — das Alles war zum Verwechſeln ähnlich; und wenn das Gaukelſpiel bei der Erſcheinung der unglücklichen Cäcilie v. Bernheim ein gleich meiſterhaftes geweſen war, ſo durfte ich mich freilich nicht länger wundern, daß mein etwas leichtgläubiger und nicht beſonders philoſophiſch veranlagter Hans in die Falle gegangen war. Aber ich ließ mir nicht Zeit zu eingehender Betrachtung des Wunders, denn ich durfte nicht zweifeln, daß es bei dem erſten erſtaunten Ausrufe aus Bernheim's Munde nur allzu raſch wieder verſchwinden würde. Indem ich die Knöpfe meines Ueberrockes aufriß, ſo daß der grelle Lichtſchein der Blendlaterne vor mich her fiel, ſprang ich mit einem Satz auf die Erſcheinung los und ſchlang meinen rechten Arm um die Mitte ihres Leibes.

„Licht!“ rief ich dabei. „Zünde die Gasflammen an, Hans! Wir wollen uns dieſen Geiſt noch etwas näher betrachten.“

Es war eine äußerſt draſtiſche Wirkung, die mein unvermuthetes, gewaltſames Eingreifen hervorbrachte. Die Erſcheinung ſtieß einen gellenden Entſetzensſchrei aus, der durchaus nichts Ueberirdiſches mehr hatte, und nach einem vergeblichen Verſuch, ſich aus meiner unſanften Umſchlingung zu befreien, fiel ſie, anſcheinend ohnmächtig, ſchwer in meine Arme. In dem Kabinet hinter mir gab es ein Stolpern und Poltern, als ob Jemand in höchſter Angſt vergebens nach einem Ausweg ſuche — in dem Speiſezimmer aber lief es und rief es durcheinander, wie bei einem plötzlichen Feuerlärm, und in demſelben Augenblick, wo Bernheim's Streichhölzchen aufflammte, um das Gas des Kronleuchters zu entzünden, fiel mit lautem Krachen eine Thür in's Schloß.

Nun war der Schauplatz des aufregenden Ereigniſſes hell beleuchtet, und nun war mit einem einzigen Schlage die ganze klägliche Komödie unſeren Blicken offenbar. Das Geſpenſt in meinen Armen erwies ſich als ein von weißen Florgewändern umhülltes weibliches Weſen von vielleicht achtundzwanzig oder dreißig Jahren, deſſen natürliches fahlblondes Haar unter der von meiner Hand etwas ungalant entfernten Perrücke zum Vorſchein kam. Die auffallende Aehnlichkeit mit der Frau unſeres Oberſten aber erwies ſich als ein plumpes Blendwerk, deſſen überraſchende Wirkung wohl vornehmlich durch die ungewiſſe Beleuchtung herbeigeführt ſein mußte. Denn Schminke und Perrücke, alſo dieſelben Künſte, wie ſie jede Schauſpielerin in Charakterrollen anwendet, hatten die ganze Täuſchung herbeigeführt.

Von den Theilnehmern an der Geiſterbeſchwörung waren beim Aufleuchten der Flammen höchſt ſeltſamerweiſe nur noch drei vorhanden: mein Freund Bernheim, der junge Gerichtsaſſeſſor, den ich geſtern bei Herrn v. Dewitz getroffen hatte, und eine ältliche, wohlbeleibte, von Entſetzen gelähmte Dame, in der ich ohne Aufwendung beſonderen Scharfſinns die Frau Hofräthin Willegaſt vermuthen konnte. Alle Anderen waren verſchwunden, als ob die Erde ſie verſchluckt hätte, und wohl Keiner von uns war über die Beweggründe ihres eiligen Rückzuges im Zweifel.

„Möchten Sie nicht die Güte haben, mein Fräulein, aus Ihrer Ohnmacht zu erwachen?“ redete ich den Geiſt an, der noch immer mit geſchloſſenen Augen hingebend an meiner Bruſt ruhte. „Ich habe nicht die Abſicht, Ihnen irgend welche Unannehmlichkeiten zu bereiten, aber ich möchte ſehr gern einige belehrende Auskünfte von Ihnen erhalten.“

Das Belebungsmittel, welches ich da angewendet hatte, war von ausgezeichneter Wirkung. Die Erſcheinung ſchlug die Augen auf, ſtreifte mit einem furchtſamen Blick über

mich hin, richtete ſich dann unter tiefem Seufzen aus meinem Arm empor, um an der Seite der ältlichen Dame ſchluchzend in die Kniee zu ſinken. Mit funkelnden, weit geöffneten Augen ſah Bernheim auf die entlarvten Betrügerinnen, ſeine Fäuſte waren geballt, und an dem Zucken in ſeinem Geſicht ſah ich, daß ihn nur die Rückſicht auf ihr Geſchlecht abhielt, ſich auf ſie zu ſtürzen. Während ich mich ihm näherte, um ihn zu Ruhe und Mäßigung zu mahnen, hatte der gleichfalls zum Opfer auserſehene Aſſeſſor ſich in das geheimnißvolle Kabinet begeben, aus welchem er gleich darauf lachend in Begleitung einer anderen, am ganzen Körper zitternden jungen Dame zurückkehrte.

„Ich fürchtete ſchon, daß die erzürnten Geiſter uns das Medium entführt haben könnten," ſagte er vergnügt. „Es wäre jammerſchade geweſen um ſo viel Talent; aber die Sorge war glücklicherweiſe unbegründet."

Da die Damen wahrzunehmen glaubten, daß die Betrogenen anfingen, die Sache von der heiteren Seite zu nehmen, erholte ſich die Hofräthin allgemach aus ihrer Erſtarrung, und nun wurden uns unter vielen Thränen und Entſchuldigungen alle die Aufklärungen zu Theil, nach denen wir naturgemäß lebhaftes Verlangen trugen.

Man führte uns in das kleine Nebenzimmer, das zum Geiſterkabinet hergerichtet war, und in welchem zu unſerem Ergötzen die ferne überirdiſche Muſik noch immer weiter tönte. Das Geheimniß der ſüßen Klänge war bald entdeckt: eine Spieldoſe, über die mehrere wollene Decken gebreitet waren, hatte das geſpenſtige Orcheſter darſtellen müſſen. Daneben fanden wir auch den kleinen, einfachen Apparat zur Erzeugung des aus ganz proſaiſchen Waſſerdämpfen beſtehenden Nebels, die Laterne, mit deren Hilfe die magiſche Beleuchtung hervorgebracht worden war, nebſt einigen Ketten und eiſernen Topfdeckeln, in denen wir unzweifelhaft die ganz natürlichen Urſachen der verſchiedenen

unheimlichen Geräuſche zu erblicken hatten. Der in der Verwirrung umgeworfene Stuhl, an welchen Bernheim mit eigenen Händen das Medium gefeſſelt hatte, wurde wieder aufgeſtellt, und die junge Dame erklärte ſich bereit, uns zu zeigen, wie ſie es anfange, ſich ohne große Mühe von ihren Banden zu befreien.

Aber nur der Aſſeſſor hatte noch ein Intereſſe für dieſe Belehrung. Bernheim nahm meinen Arm und bat mich, mit ihm das Haus zu verlaſſen. Nachdem ich mir noch in aller Eile hatte beſchreiben laſſen, wo ſich der „Geiſt“, die ältere Schweſter des Mediums, bis zu ſeinem Erſcheinen verſteckt gehalten, und nachdem ich erfahren hatte, daß dieſe hoffnungsvolle Dame von Beruf Schauſpielerin ſei, leiſtete ich nach einer höflichen Entſchuldigung für die durch mich verurſachte Störung dem Verlangen meines Kameraden Folge, und wir traten in den ſternenloſen Abend hinaus.

Wohl fünf Minuten lang ſagte Bernheim kein Wort; dann aber blieb er plötzlich ſtehen und brach in ein Lachen aus, das ſeinen ganzen Körper ſchüttelte und das gar nicht aufhören wollte.

„Was für ein Eſel bin ich geweſen!“ brachte er puſtend hervor. „Was für ein jammervoller Eſel!“

Und ich antwortete ihm lakoniſch, daß ich keine Veranlaſſung hätte, dieſer Selbſterkenntniß zu widerſprechen.

— — — — — — — — — — — —

Herrn v. Dewitz hat man in unſerer Garniſon nie wieder geſehen, und lange blieb die Geſchichte jener Spiritiſtenſitzung ſelbſt unſeren Kameraden ein Geheimniß, denn wir fürchteten mit einigem Grund, daß mir die Frau Oberſt den Scherz mit ihrem Bilde übel nehmen könnte. Bei einem Liebesmahl aber, das wir Hans aus Anlaß ſeiner Vermählung mit Fräulein Hertha v. Boddien veranſtalteten, gab er ſelbſt die Erzählung zum Beſten.

Die Petroleuminduſtrie der Gegenwart.

Beitrag zur Geſchichte des Welthandels. Von **Fr. Berg.**

Mit 16 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Unter den großen, ſogenannten Weltinduſtrien iſt die Petroleuminduſtrie die jüngſte, denn es ſind erſt dreißig Jahre, daß das Erdöl im deutſchen Reiche ſowie in Oeſterreich-Ungarn Eingang und Verbreitung gefunden hat. Die Bedeutung dieſes Produktes im Welthandel und für die Volkswirthſchaft iſt aber eine ſo ungemein große, daß ein Blick auf die Entwickelung dieſer Induſtrie und ihren gegenwärtigen Stand und Umfang ſehr viel Intereſſantes bietet.

Das Erdöl, auch Petroleum, Steinöl oder Naphtha genannt, iſt bekanntlich eine in der Natur vorkommende entzündliche Flüſſigkeit, die den aus mancherlei Theerſorten hergeſtellten Mineralien ähnelt und gleich dieſen auch weſentlich aus flüſſigen Kohlenwaſſerſtoffen beſteht. Das rohe Erdöl, welches ſehr häufig von brennbaren Gaſen begleitet wird, iſt ſehr weit verbreitet und findet ſich in den verſchiedenſten Ländern, von denen jedoch für den Welthandel als Produzenten bisher nur Nordamerika und Rußland in Betracht kommen, von denen erſteres gegenwärtig jährlich in Hektolitern mehr als 64 Millionen, letzteres aber über 25 Millionen erzeugt.

Das Erdöl iſt nachweislich bereits den Alten bekannt geweſen, aber unſere heutige Petroleuminduſtrie datirt doch

erst vom 27. August 1859. An diesem Tage gelang es nämlich dem Direktor der ersten Rock-Oil-Company, E. L. Drake, nach Besiegung außerordentlicher Schwierigkeiten bei Titusville in Pennsylvanien die erste Oelquelle zu erbohren, welche das als höchst beträchtlich angesehene Quantum von 600 Liter täglich lieferte.

Schon vor der Ankunft der Europäer hatten im heu-

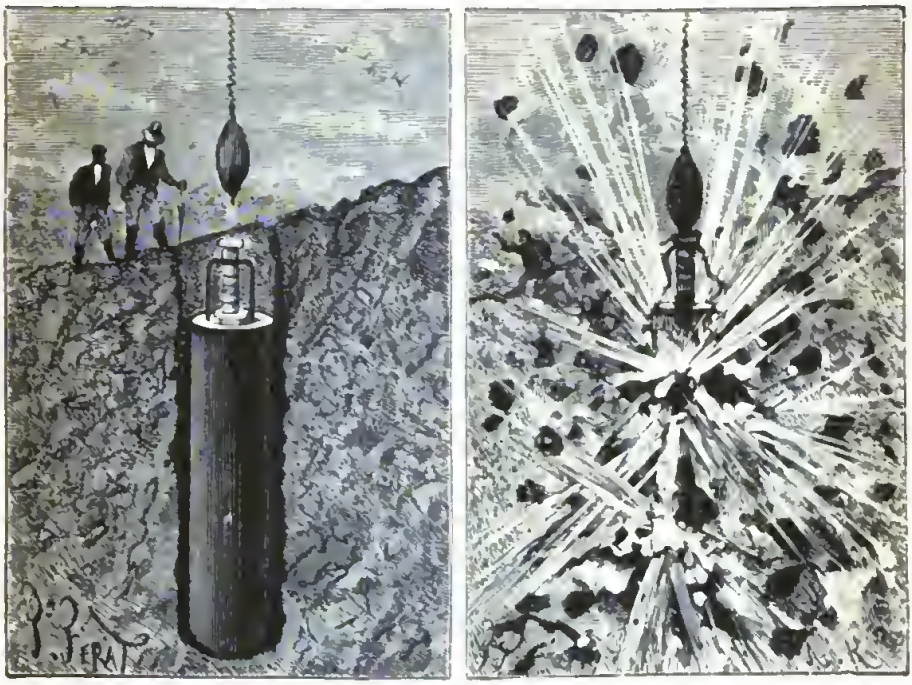
Eine von Salzsiedern und Apothekern ausgebeutete Erdölquelle in Pennsylvanien.

tigen Pennsylvanien und in Kanada die Indianer das Erdöl gekannt und gewonnen. Es diente vorwiegend zu medizinischen Zwecken und ward in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts in Nordamerika von schlauen Spekulanten unter verschiedenen Formen als eine Art von „Allheilmittel" in den Handel gebracht. Neben den Apothekern waren es damals nur noch die Salzsieder, welche die Erdölquellen und -Brunnen ausbeuteten, da das Petroleum fast stets mit Soole gemischt aus dem Erdinnern hervorkam.

Erst die Entwickelung der Theerindustrie lenkte die all-

gemeine Aufmerksamkeit auf die so lange vernachlässigten Naturschätze der nordamerikanischen Oelregion, deren wichtigste Zone sich von der Westgrenze Pennsylvaniens in nordöstlicher Richtung quer durch diesen Staat wie durch den Staat New-York an dessen Südgrenze zieht.

Seit jener vorher erwähnten ersten Bohrung einer Petroleumquelle steigerten sich Bedarf und Produktion



Der Roberts-Torpedo zum „Torpedoiren" von Petroleumquellen.

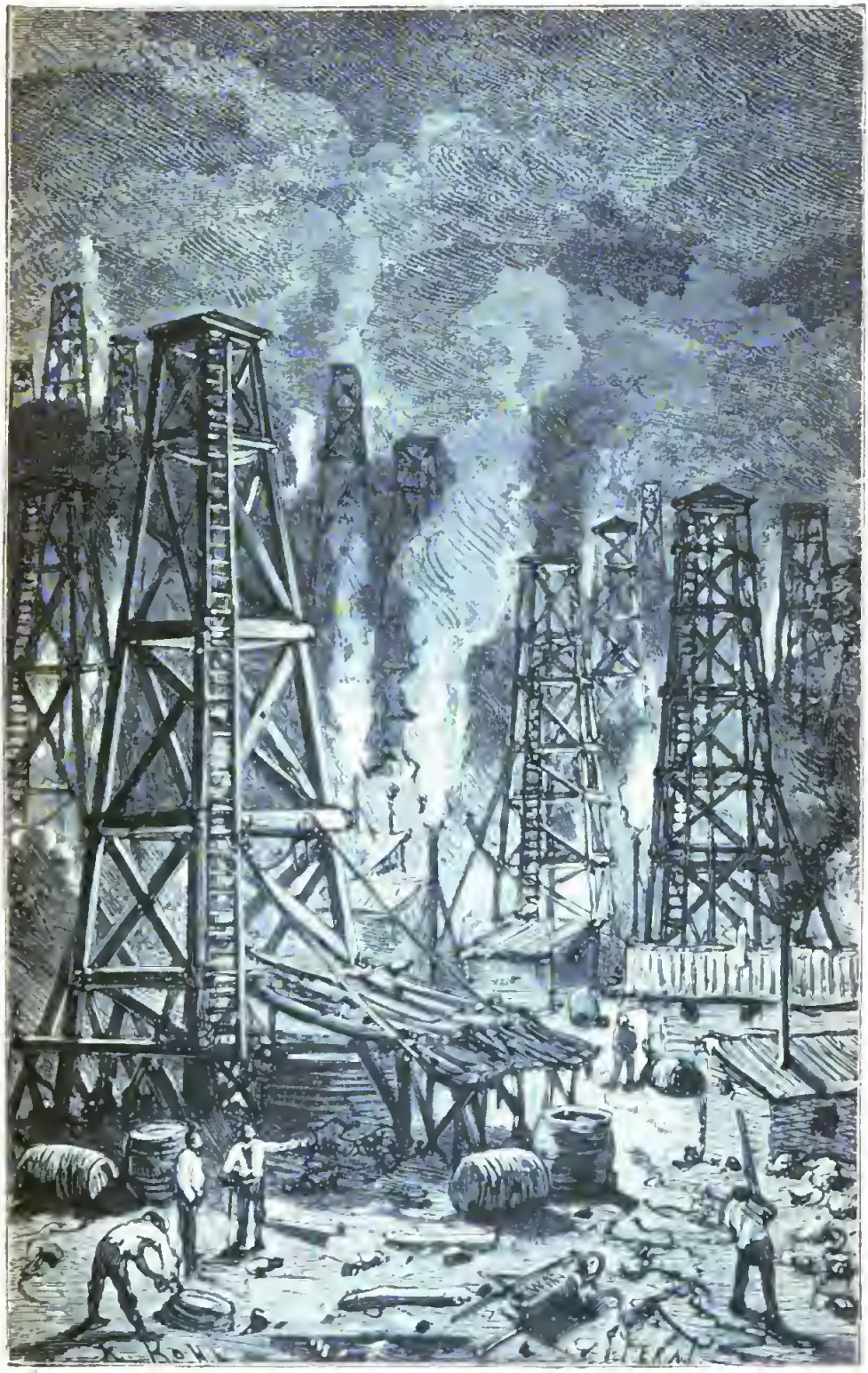
gleichmäßig mit solcher Geschwindigkeit, daß das übelriechende Oel binnen wenigen Jahren sich im wahrsten Sinne des Wortes die ganze Welt erobert hatte. Nach den Oeldistrikten strömten in Schaaren die Unternehmungslustigen, und es brach dort ein „Oelfieber" aus, das an Heftigkeit dem kalifornischen und australischen Goldfieber nichts nachgab. So waren denn bis Ende 1860 bereits gegen 2000 Bohrlöcher abgeteuft, von denen viele eine unglaublich reiche Ausbeute lieferten, manche aber die Hoffnungen der Unternehmer auch schmählich enttäuschten.

Man teuft im nordamerikanischen Oelbezirk behufs der Oelgewinnung einen 1½ bis 2 Meter weiten Schacht bis auf den anstehenden Fels ab und setzt in diesem das 8 bis 10 Centimeter weite Bohrloch an. Wenn dieses durch das nichtölhaltige Gestein bei 10 Meter, meist bei 20 bis 70 Meter Tiefe auf das Oel trifft, so treibt der Druck erst die Gase und dann das Oel mit enormer Triebkraft empor,

Von Pferden gezogenes Oelfloß auf dem Oil-Creek.

die jedoch mit der Zeit aufhört, worauf man das Oel durch eingesetzte Röhren mit Pumpen fördert.

Das technische Verfahren ist fast genau so wie beim Bohren artesischer Brunnen. Man errichtet über der zum Bohren ausersehenen Stelle einen entsprechend hohen Bohrthurm aus leichtem Holz, in dessen Nähe die Dampfmaschine in einem Schuppen aufgestellt wird. Diese Maschine treibt den aus vier einzelnen Eisentheilen bestehenden Bohrapparat, der an einem Tau befestigt ist, das über eine oben im Bohrthurme angebrachte Rolle läuft; ferner



Beleuchtung eines Oelfeldes durch Naturgas.

die Sandpumpe zum Reinigen der Bohrlöcher, den sogenannten Fischapparat zum Hervorholen eines etwa im Loche sitzen gebliebenen Stückes vom Gestänge, und schließlich, wenn es erforderlich ist, die Oelpumpe. Charakteristisch ist die vollständige Gleichmäßigkeit des Bohrwesens, welche es ermöglicht, alle Apparate in ganz bestimmten Abmessungen herzustellen und daraus eine in jedem Städtchen jenes Gebietes zu findende Handelswaare zu machen. Die Unkosten zur Herstellung eines Oelbrunnens betragen drei bis viertausend Dollar.

Wenn das Oel nach längerer oder kürzerer Zeit versiegt, dann muß man die Oeffnung tiefer bohren, was viel Arbeit und Geld erfordert. Man hat auch Versuche gemacht, rascher und billiger zum Ziele zu kommen, und einer der interessantesten darunter ist die Benützung des vom Colonel Roberts erfundenen Torpedos. Bei diesem sogenannten „Torpedoiren" einer Quelle läßt man eine mit Nitroglycerin gefüllte, mehrere Fuß lange Blechröhre bis auf den Grund des Bohrloches hinab, wo dann das Nitroglycerin zur Explosion gebracht wird, indem man von oben ein schweres Eisengewicht darauf fallen läßt. Dieses Kraftmittel soll mitunter von solcher Wirkung sein, daß alsbald ein riesiger, mit Sand und Erde gemischter Oelquell aus dem Bohrloch bis zu bedeutender Höhe emporsteigt. Auf unserer Abbildung S. 173 mußte aus räumlichen Rücksichten der Torpedo, um ihn in anschaulicher Größe darstellen zu können, dicht unter der Bodenoberfläche gezeichnet werden, während man sich ihn — wie vorhin gesagt — auf dem Grunde eines tiefen Bohrloches zu denken hat.

Bei der rapide ansteigenden Produktion, die 1873 bereits auf 7 Millionen Barrels (à 163½ Liter) gestiegen war, erhoben sich in dem damals noch halbwilden Lande, dem fast alle Verkehrsmittel fehlten, zuerst ungeheure

Zusammenstoß eines Petroleumzuges mit einem Vergnügungszug in den Vereinigten Staaten.

Schwierigkeiten für den Transport solcher Massen. Zuerst suchte man ihn mit Pferden und Wagen zu bewältigen, dann führte man das Oel in flachen Booten und von Pferden gezogenen Flößen den seichten Oil-Creek hinab

Durch Blitzschlag in Brand gerathene Petroleumreservoirs.

nach dem Alleghanyflusse. Es dauerte aber nicht lange, so entstanden zahlreiche Eisenbahnlinien, auf denen zuerst Cartanks oder Lastwagen mit je zwei großen hölzernen Petroleumbehältern und dann eiserne, mit Petroleum gefüllte Kesselwagen verkehrten.

Gegenwärtig wird das aus dem Brunnen fließende oder gepumpte Petroleum durch Röhren in ein in der

Nähe der Bohrthürme stehendes hölzernes Reservoir (tank) geleitet. Diese Tanks sind nun durch ein Röhrensystem verbunden, welches das Oel zunächst in riesige Eisenbehälter führt, aus denen es mittelst Dampfmaschinen in größere Röhren hineingetrieben und so direkt den großen Raffinirwerken in Pittsburg, Cleveland u. s. w. zugeführt wird.

Neuerdings hat man angefangen, das Naturgas, wel-

Erdölkrater auf der Halbinsel Taman.

ches manchen Bohrlöchern statt des Oels entströmt und natürlich an Ort und Stelle überall zur Beleuchtung dient, ebenfalls durch ein Röhrensystem nach weiter entfernten Orten zu leiten.

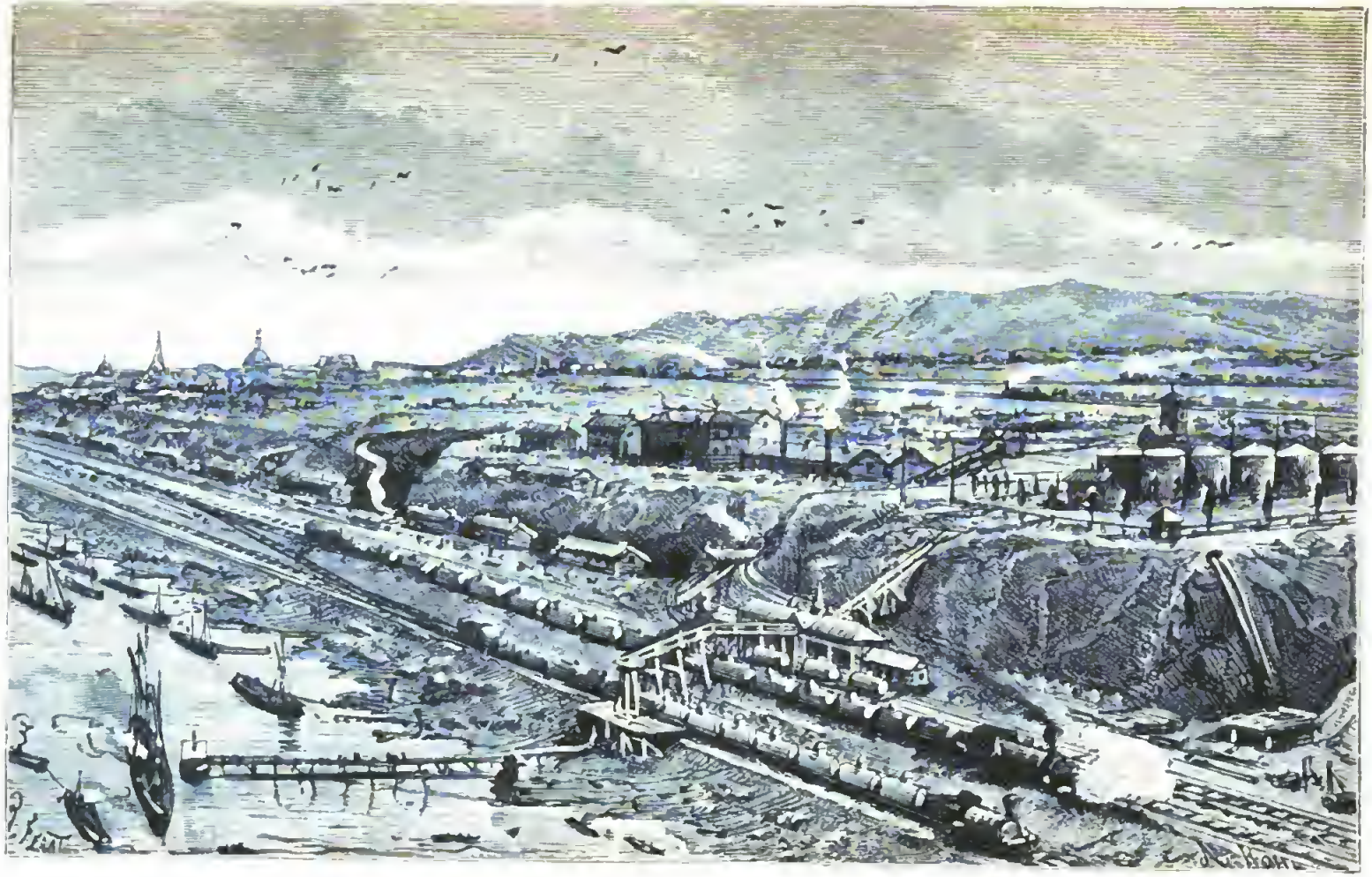
Unter den eisernen Oelreservoirs befinden sich solche, welche bis zu 40,000 Fässern aufnehmen können. Aus ihnen füllt man die Kesselwagen, die dann in langen Zügen nach allen Richtungen abgehen. Eine entsetzliche Katastrophe ist es, wenn ein solcher Petroleumzug, wie das mitunter vorkommt, auf einen anderen Zug stößt und

in Brand geräth. Gar nicht ſelten wird ein Tank durch Unvorſichtigkeit in Brand geſteckt; wiederholt iſt auch ſchon der Blitz hineingeſchlagen und hat das Petroleum entzündet.

In den letzten Jahren hat ein heftiger Kampf auf dem Weltmarkte zwiſchen dem amerikaniſchen und dem ruſſiſchen Petroleum geherrſcht. Rußland ſetzte alle Hebel in Bewegung, um die amerikaniſchen Petroleumlieferanten von den europäiſchen Märkten zu verdrängen und für die in neuerer Zeit aufgedeckten reichen Erdölſchätze am Kaſpiſchen Meere und im Kaukaſus auf den weſteuropäiſchen Märkten Abſatz zu finden. Mit einem Wettbewerb können die Abnehmer natürlich ſehr zufrieden ſein, da er das beſte Schutzmittel gegen die amerikaniſchen Spekulationsumtriebe bildet. Um ſo mehr würde es daher zu beklagen ſein, wenn ſich die in neueſter Zeit aufgetauchte Nachricht beſtätigen ſollte, daß ſich die ruſſiſchen Naphtha-Induſtriellen zu einem Kartell vereinigt hätten und mit dem amerikaniſchen Petroleum-Truſt (Bund, Ring) Vereinbarungen zu treffen beabſichtigten.

Die Rußland gehörige kaukaſiſch-kaſpiſche Petroleumzone beginnt öſtlich vom Kaſpiſchen Meere und ſetzt ſich fort über die Inſel Tſchaloken und die kleinen Inſeln in der Nähe der Halbinſel Apſcheron in das Gebiet von Baku; ſie zieht ſich von da längs des Kaukaſus über Tiflis, Ter und Noworoſſijsk auf die Tamanhalbinſel und bis in die Krim. Die beiden wichtigſten Becken liegen im Kurathal um Tiflis herum und auf der Halbinſel Apſcheron um Baku.

Die Erdölquellen von Baku gehören zu den am längſten bekannten und ihre Gaſe ſcheinen ſich ſchon in unvordenklichen Zeiten entzündet zu haben. Bereits im 9. Jahrhundert vor Chriſtus wurden dieſe „heiligen Feuer“ auf Apſcheron von den Parſen verehrt. An unzähligen Stellen quoll dort auch das Petroleum aus dem Boden

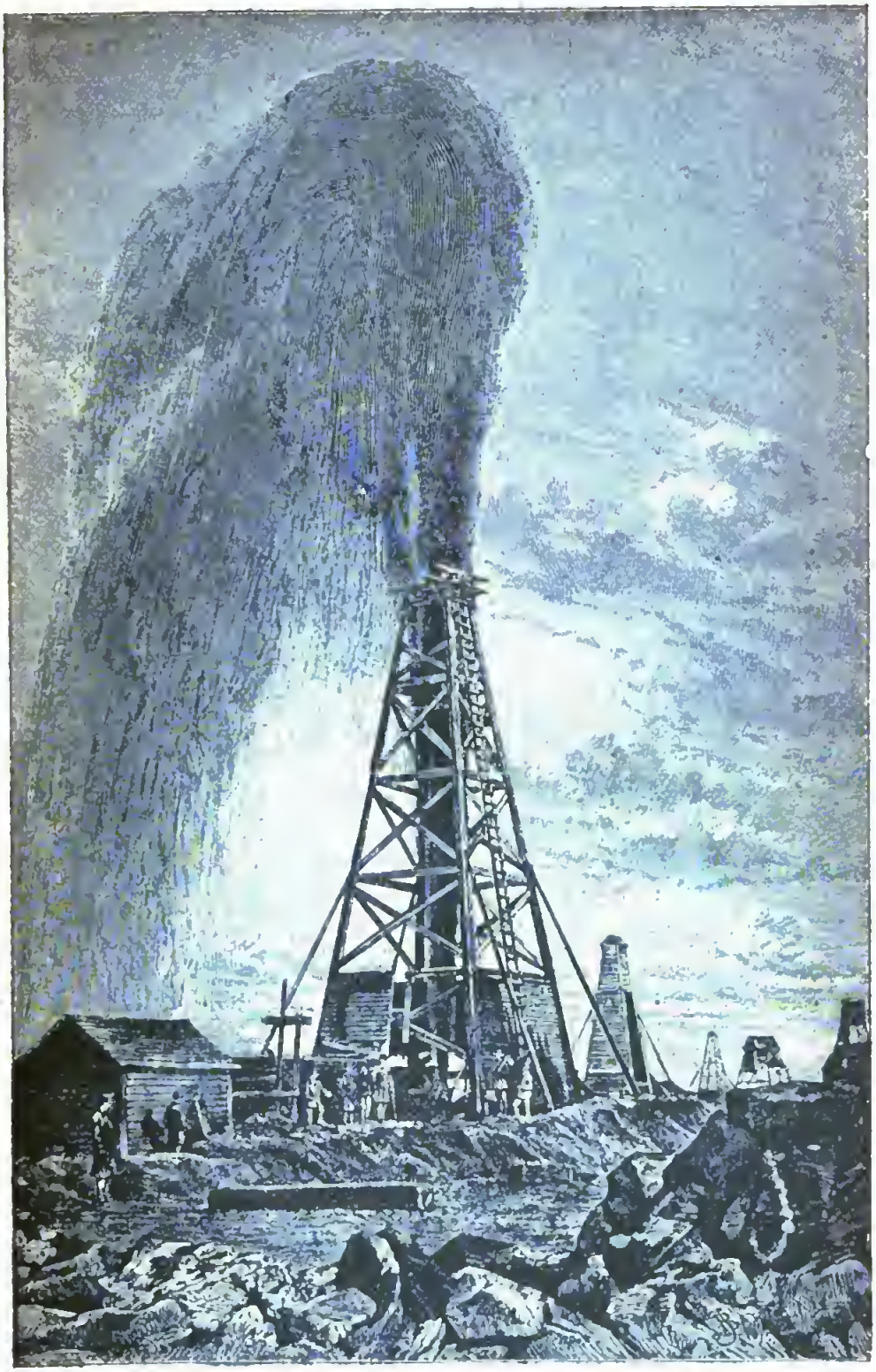


Petroleumreservoirs und Petroleumzüge bei Zarizyn.

hervor, ebenso auf der Halbinsel Taman aus ganz eigenartig gestalteten Kratern. Im Jahre 1806 kam das Gebiet von Baku dauernd an Rußland, das nun die Erdölgebiete als Kroneigenthum und die Erdölgewinnung als Staatsmonopol erklärte. Eben deswegen kam die Produktion aber auch nur sehr langsam vorwärts, so daß sie z. B. in der ganzen Zeit von 1836 bis 1860 jährlich nur etwa 3500 Tonnen betrug.

Erst nachdem das Monopol 1872 gefallen und 1877 auch die noch auf dem Petroleum lastende Abgabe beseitigt war, entwickelte sich die Industrie außerordentlich rasch zu ihrer heutigen Höhe, indem sie einerseits dazu überging, das vorher nur in einfachen brunnenartigen Gruben aufgesammelte Erdöl nach amerikanischer Art durch Bohrlöcher zu erschließen, und andererseits die verbesserten Transportsysteme der Gebrüder Nobel erst den eigentlichen Massenabsatz ermöglichten.

Die Schwefelsäure, die zur Petroleumraffinerie früher aus Moskau bezogen werden mußte, wird jetzt in einer Fabrik an Ort und Stelle erzeugt. Der Transport des Erdöles und der Naphthaprodukte geschah früher, abgesehen von geringen Mengen, die in Schläuchen auf Kameelen befördert wurden, in Fässern, die auf persischen Barken bis zur Wolga gingen, wo man sie auf Flußbarken umlud und stromaufwärts gehen ließ. Jetzt sind eiserne Dampfboote da, die in eisernen Behältern 6500 bis 8300 Metercentner (zu je 100 Kilo) Kerosin (gereinigtes Erdöl) aufnehmen können. Gewaltige Rohrleitungen führen das rohe Erdöl aus den Tanks nach den Raffinerien und von dort wieder in Einzelbehälter, in denen es nach Astrachan geht, wo flacher gehende Wolgadampfer es aufnehmen. In diesen geht das Oel dann bis zu einigen Hauptstationen an der Wolga, wo weitere Verladung in Aufbewahrungsbehälter oder auf die Bahn stattfindet.



Der Drujba-Springquell.

Die Firma hat Stationsbehälter in Astrachan zu 50,000 Metercentner, in Zarizyn (an der Mündung der Zariza in die Wolga und an der Wolga-Donbahn) zu 250,000, Saratow zu 180,000, Bobruisk zu 80,000,

Der große Petroleumsee bei Balakhani.

Nischny-Nowgorod zu 50,000 und Perm zu 25,000 Metercentner. Große eiserne Reservoirs, die mit den genannten Orten Eisenbahnverbindung haben und aus ihnen mittelst Cisternenwagen (zu je 100 Metercentner) immer neue Zufuhr erhalten, befinden sich im inneren Rußland in Moskau, Orel (650,000 Metercentner Fassungsraum), St. Petersburg, Riga, Kiew, Charkow, Rostow und Warschau.

Baku, aus der Vogelschau gesehen.

Für den Transport auf dem Kaspischen Meere und der Wolga ist eine ganze Flottille vorhanden; für den Bahntransport dienen 2000 Cisternenwagen.

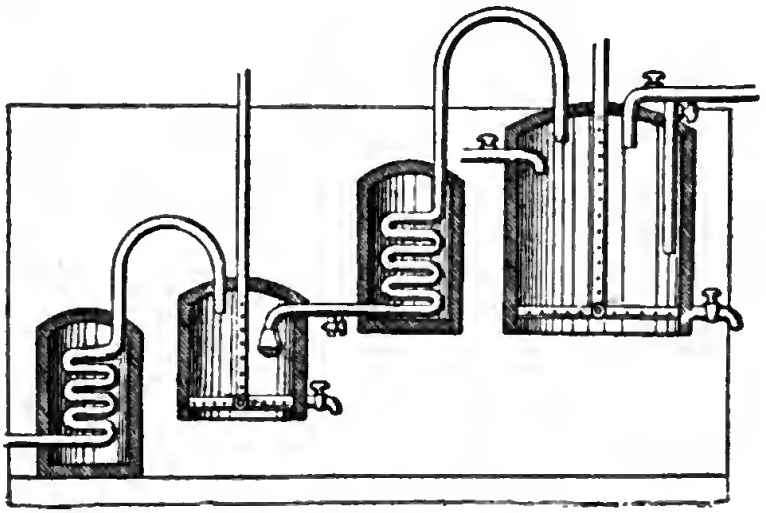
Der Reichthum des Bodens an Erdöl scheint in den oben bezeichneten Gebieten geradezu unerschöpflich zu sein.

Tatarischer Wasserverkäufer in Baku.

Seit man die Bohrlöcher nach amerikanischem System macht, sind wiederholt Springquellen erschlossen worden, aus denen das Erdöl mit großer Gewalt thurmhoch fontänenartig emporschießt. Die Drujba- (sprich Druschba-) Quelle gab zeitweise einen 90 Meter hohen Strahl, und das Oel trat ganz unerwartet in solchen Massen — bis zu 80,000 Metercentnern täglich — auf, daß in Ermange-

lung vorbereitender Arbeiten nicht nur das ganze Produkt verloren ging, sondern auch die ganze Umgegend durch Oel und Schlamm verwüstete. Bei Balakhani hat man einige umfangreiche Vertiefungen in dem felsigen Boden benutzt, um das in ähnlich massenhafter Weise zu Tage tretende Petroleum aufzufangen, und der dortige „große Petroleumsee" faßt gegen 30 Millionen Liter.

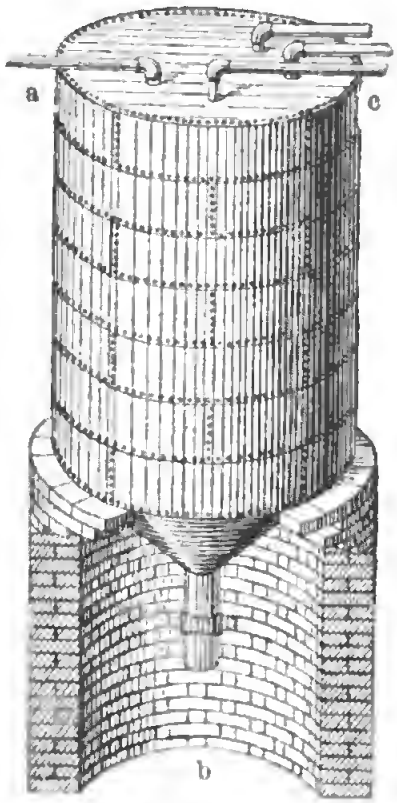
Den Mittelpunkt dieser gewaltigen Industrie bildet Baku, die über 40,000 Einwohner zählende Hauptstadt



Destillirkessel mit Kühlapparaten.

des gleichnamigen Gouvernements an einer Bucht des Kaspischen Meeres auf der Südseite der Halbinsel Apscheron. Die ziemlich weite Bucht ist stets dicht mit Segelschiffen und Dampfern bedeckt, und an den Quais herrscht reges Leben, da, abgesehen vom Petroleum, auch der Handel mit persischen und kaukasischen Landesprodukten, die theils über Batum, theils über Astrachan nach Europa gehen, sich bedeutend entwickelt hat. Der Boden ist hier überall förmlich mit Erdöl getränkt; die Stadt hat daher kein genießbares Quellwasser, weshalb man in allen Straßen berittene tatarische Wasserverkäufer gewahrt, die Wolgawasser in großen Thonkrügen feilbieten.

Unmittelbar vor dem Bahnhof liegt die sogenannte schwarze Stadt (Tschorni Gorod), welche immer in dichte Rauchwolken eingehüllt ist, so daß man sich in einen der großen englischen Industrieplätze versetzt glauben könnte. Hier befindet sich das eigentliche Fabrikviertel der Stadt, das gar keine Wohnhäuser, sondern lauter Petroleumraffinerien enthält.

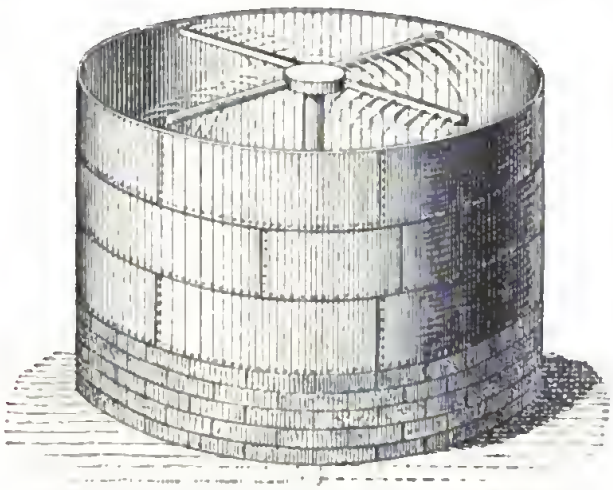


Eine 100,000 Liter fassende Schüttelmaschine.

Das rohe Erdöl ist sehr wenig zur Verwendung geeignet; man unterwirft es daher einer Reihe von Prozessen, in denen man zuerst leichte, dann schwere Oele und zuletzt Paraffin mit einem theerartigen Rückstand erhält. Man benutzt zur Destillation eiserne Kessel mit Kühlapparaten, die in größeren Fabriken stufenweise hintereinander folgen und bei immer geringeren Temperaturen destilliren. Die bei der Destillation erhaltenen leichten Oele werden einige Stunden mit 4 bis 10 Prozent Schwefelsäure zusammengerührt, worauf man sie sich 6 bis 8 Stunden absetzen läßt. Das von der mit allen Unreinigkeiten ausgeschiedenen Schwefelsäure getrennte Oel wird mit Wasser gewaschen; hierauf läßt man es abermals sich absetzen und behandelt nun das Oel wie vorhin mit 5 bis 10 Prozent Aetznatronlauge und dann mit Wasser.

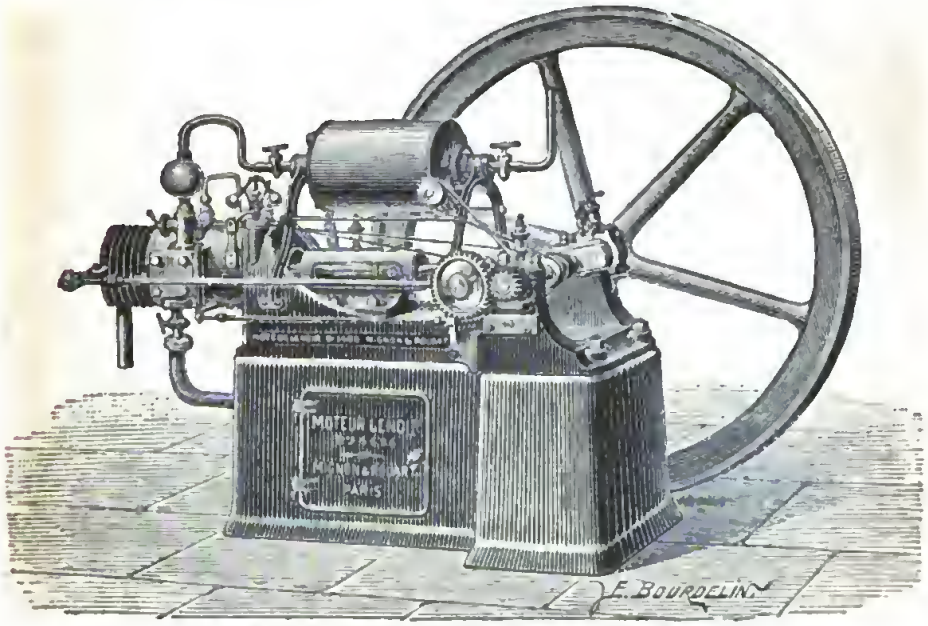
Um die Einwirkung der Schwefelsäure und der Aetznatronlauge möglichst zu befördern, bedient man sich in französischen Raffinerien einer Schüttelmaschine (Agitateur),

die mitunter 100,000 Liter faßt, wie die auf S. 188 dargeſtellte. Die Flüſſigkeit wird darin mit Hilfe eines ein-



Lüftungsapparat bei der Herſtellung von Naphthalin.

fachen Luftſtromes in der heftigſten Weiſe durcheinandergeſchüttelt; a iſt die Röhre, welche die Luft in die unteren



Mit Petroleum betriebene Lokomobile.

Theile des Behälters leitet, b ein Hahn zum Leeren des Behälters, und c ſind die Röhren, welche das Oel und die Flüſſigkeiten, mit denen es durch die in dem Apparat er-

zeugte Bewegung vermischt werden soll, zuleiten. — Nicht minder komplizirt, wie die Destillation des Erdöles, ist auch die Behandlung der Rückstände und Nebenprodukte, worauf wir hier nicht näher eingehen können. Von den dabei zur Anwendung kommenden Apparaten sei nur noch einer erwähnt, der bei der Gewinnung von Naphthalin aus Rückständen dazu benutzt wird, um durch ein ganz einfaches mechanisches Mittel die Verdunstung der Gase zu bewirken, welche in der Flüssigkeit noch enthalten sind. Ferner benützt man die als Rückstand verbleibenden schweren Kohlenwasserstoffe zur Herstellung von Paraffin, Vaselin und Schmierölen. Von den zahlreichen Nebenprodukten dient z. B. das Rhygolin als Lösungsmittel für Harze, Oele u. s. w., wie auch zur Erzeugung lokaler Anästhesie bei chirurgischen Operationen; das Benzin als Fleckwasser; das Gasolin zur Wollentfettung; das Ligroin zum Brennen in besonders konstruirten Lampen, ferner an Stelle des Terpentinöles in der Malerei. Die kaukasischen Oele liefern auch leicht zu gewinnende Produkte, aus denen Anilinfarben und Alizarin dargestellt werden können.

Petroleum dient auch zum Heizen von Kochapparaten, Oefen und Dampfmaschinen (namentlich auf Schiffen). Eine für landwirthschaftliche Zwecke bestimmte Lokomobile, die mit Petroleum betrieben wird, hat die französische Maschinenfabrik Rouart frères konstruirt. Die größte Merkwürdigkeit der Petroleumindustrie aber ist wohl ohne Zweifel das von dem französischen Professor de Millefleure erzeugte feste Petroleum in Form von Briquettes, die so fest sind, daß man sie mit dem Messer schneiden kann, die ferner beim Anzünden wie Holz langsam brennen und völlig explosionssicher sind, dabei aber eine dreimal höhere Hitze geben wie flüssiges Erdöl.

Ein Besuch beim Zahnarzt.

Heilwissenschaftliche Skizze von **Dr. Fr. Parkner.**

(Nachdruck verboten.)

Auch wer nicht wegen Ausfalls seiner Zähne auf einen künstlichen Ersatz angewiesen ist, hat wohl schon vor einem der zahlreichen Schaukästen gestanden, in denen die Zahnärzte die Erzeugnisse ihrer Kunst ausstellen, und im Stillen die Sauberkeit und Naturtreue der zahntechnischen Arbeiten bewundert. Die künstlichen Zahnersatzstücke, mögen sie nur aus einigen wenigen Zähnen bestehen oder ganze Gebisse darstellen, mögen sie mit Klammern oder Brücken versehen, aus Kautschuk oder Gold hergestellt sein, sie tragen alle den Stempel einer hohen Vollendung, und der Laie fragt sich wohl, wie eigentlich diese modernen Kunstwerke zu Stande kommen mögen. Aber auch wer selbst sich wegen eines künstlichen Zahnersatzes an den Fachmann hat wenden müssen, wird in der Regel nur wenig über die Arbeit erfahren, die nöthig ist, bis endlich das Ersatzstück allen Anforderungen entspricht, und aus diesem Grunde wollen wir unsere Leser heute einmal in das Atelier eines Zahnarztes führen.

Wir befinden uns in dem an das eigentliche Konsultationszimmer anschließenden Arbeitsraum und wollen die Zeit bis zum Beginn der Sprechstunde benutzen, um kurz alle die Instrumente und Geräthe in Augenschein zu nehmen, die der Zahnarzt zur Ausführung seiner Arbeiten

benöthigt. Treten wir zuerſt an den hohen Inſtrumentenſchrank heran, durch deſſen Glaswände uns die mannigfachſten Werkzeuge entgegenblicken. Wir ſehen da Zwickzangen von verſchiedener Konſtruktion, kleine Zahnſägen, die den ſogenannten Laubſägen ähneln, größere und kleinere Feilen, Bohrer und löffelartige Inſtrumente vor uns ausgebreitet, deren Zweck wir noch ſpäter kennen lernen werden. Neben dem Inſtrumentenſchrank ſteht eine Maſchine, die eine gewiſſe Aehnlichkeit mit einer Nähmaſchine hat. Es iſt dies die Schleifmaſchine zum Ausſchleifen der künſtlichen Zähne. Gehen wir ein Stück weiter, ſo erblicken wir auf einem Tiſch ein Inſtrument, das die Nachahmungen der Bewegungen des Kiefergelenks ermöglicht, der Artikulator, und das dazu dient, die Erſatzſtücke ſo auszuarbeiten, daß ſpäter die Zahnreihen genau in einander greifen.

Auf einem anderen Tiſch ſtehen gegen 9 Centimeter lange und faſt ebenſo breite viereckige und ovale Formbehälter aus Metall, die ſogenannten Cüvetten, in denen, wie wir ſehen werden, die einſtweilige Schablone für das Erſatzſtück eingegypst wird. Daneben ſteht ein kleiner, dreibeiniger Erhitzungsofen für Kautſchuk. Nicht weit von ihm erblicken wir einen Keſſelapparat, in dem der Kautſchuk erhärtet wird; ferner einen Löthapparat und eine Druckpreſſe zum Prägen von Goldplatten für den Gaumen.

Wenden wir uns jetzt nach einem Schrank mit zahlreichen Schubfächern, von denen wir das eine aufziehen. In demſelben bemerken wir in Schächtelchen verſchiedene Arten von künſtlichen Zähnen. Die künſtlichen Zähne werden jetzt durchgängig aus Porzellan hergeſtellt. England und Amerika ſind die beiden Länder, welche die beſten Erzeugniſſe liefern. Je nach der Art ihrer Verwendung ſind die Zähne entweder an der Zungenfläche abgeflacht

und tragen hier zwei Platinſtifte, mit denen ſie an der Goldplatte für den Gaumen befeſtigt werden, oder die vordere Seite wird durch einen kleinen Abſatz überragt, der den Kronentheil des Zahnes darſtellt, hinter dem ſich dann ebenfalls zwei Platinſtifte befinden, die an ihrem freien Ende einen Knopf tragen. Während man erſtere Zähne Flachzähne nennt, bezeichnet man letztere als Körperzähne; ſie werden an Gaumenplatten von Kautſchuk oder Celluloid befeſtigt.

Hinſichtlich der Form, Farbe und Dauerhaftigkeit laſſen die künſtlichen Zähne faſt nichts zu wünſchen übrig. Ueberblicken wir die ausgelegten Garnituren, ſo bemerken wir ganz kleine Zähne und ſolche bis zu 2 Centimeter Länge, die an ihrer Grundfläche noch ein Stück nachgeahmter Wurzel tragen, flache und ſtark gebauchte Zähne, mit Querfurchen durchzogene Exemplare und ſolche mit glatter Fläche. Außerdem ſind die verſchiedenen Formen für Schneide-, Eck-, Backen- und Mahlzähne vertreten. Selbſt Unregelmäßigkeiten in der Stellung iſt der Zahnarzt nachzubilden im Stande; ferner beſitzt er Exemplare, die kleine Höhlen haben, die mit Gold gefüllt werden können, ſo daß es ausſieht, als ob es natürliche, plombirte Zähne ſind. Bezüglich der Farben ſind alle Abſtufungen vertreten; wir ſehen Zähne von den hellſten, durchſcheinend bläulichweißen, bis zu den dunkeln mit tiefbraunem, faſt ſchwarzem Zahnſtein belegten, wie ſie zuweilen im Munde alter Raucher angetroffen werden, ſo daß dadurch eine hohe Gleichmäßigkeit der Farbe zwiſchen den noch vorhandenen und den künſtlichen Zähnen erzielt werden kann.

So lange natürliche Zähne noch vorhanden ſind, bieten dieſe die Anhaltepunkte für die Größe, Form, Farbe und oft auch für die Stellung der künſtlichen Zähne. Anders verhält ſich die Sache, wenn es der Zahnarzt mit einem vollkommen zahnloſen Munde, alſo mit der Anfertigung

eines ganzen Gebisses zu thun hat. Da muß dann das Gesammtaussehen der betreffenden Person maßgebend sein. Jüngeren, schlanken Individuen mit langer Oberlippe und ovalem Gesicht werden schmale, längliche Zähne gegeben werden; für Personen mit breitem, rundem Gesicht werden sich dagegen breite Zähne besser eignen. Bei vorgeschrittenem Alter erscheinen die Zähne durch Schwund des Zahnfleisches länger, weshalb für ältere Individuen auch längere Zähne gewählt werden müssen. Jüngere Personen haben gewöhnlich hellere, ältere Personen dunklere Zähne, ebenso sind für Frauen durchschnittlich hellere, für Männer, besonders für Raucher, dunklere Farben auszusuchen. Ferner passen für Personen mit hellem, in's Weißliche spielendem Teint weißblaue oder weißgelbe Zähne am besten; für Personen mit grauer oder gelblicher Haut aber sind graugelbe oder graublaue Zahnkronen geeigneter.

Alle diese Besonderheiten hat der Zahnarzt bei der Auswahl der künstlichen Zähne zu berücksichtigen, soll die größte Natürlichkeit erreicht werden.

Wir wollen jetzt in das Konsultationszimmer eintreten, wo wir eine ältere Dame auf dem Operationsstuhle sitzen sehen, die ein Zahnersatzstück für den Oberkiefer zu haben wünscht. Wie wir sehen, untersucht jetzt der Zahnarzt die Zahnreihe des Oberkiefers, da zuerst festgestellt werden muß, welche Zähne und Zahnreste noch gesund und welche bereits so erkrankt sind, daß sie entfernt werden müssen. Zunächst handelt es sich darum, die lockeren Zahnwurzeln zu beseitigen. Der Operateur stellt sich auf die rechte Seite der Dame, läßt den Kopf auf die Lehne des Operationsstuhls drücken und legt, um ihm einen noch festeren Stand zu geben, seinen linken Arm über denselben, hebt nun mit dem Zeigefinger der linken Hand die Oberlippe empor und schiebt die Backen der Wurzelzange, die er mit der rechten Hand erfaßt hat, so hoch als möglich unter das Zahn-

fleisch. Eine kurze Bewegung — und die Wurzel ist ausgezogen.

An einer anderen Stelle des Kiefers haben sich über einer Wurzel Zahnfleischwucherungen in Form von eckigen Lappen gebildet, die vorn und hinten herüberragen und beweglich sind. Mit wenigen Schnitten sind sie mit der Zahnfleischscheere abgetragen.

Nachdem sich die Dame mit einem antiseptischen Mundwasser den Mund gespült, und die Blutung nachgelassen hat, geht der Operateur dazu über, den noch stehen gebliebenen starken Kronentheil eines Zahnes zu entfernen. Das geschieht mit der Zahnsäge, die einer Laubsäge in verkleinertem Maßstabe gleicht. Der Zahnarzt legt die Säge möglichst nahe am Zahnfleischrand an und führt sie mit langen, gleichmäßigen Zügen gegen die andere Seite hin, während er mit der linken Hand theils die Lippe vor einer Verletzung schützt, theils das abzutrennende Kronenstück drückt, so daß die durch die Zahnsäge hervorgebrachte, ohnehin nur mäßige Erschütterung noch wesentlich herabgesetzt wird. Der größere Theil des Kronenstücks ist jetzt durchschnitten und kann nun leicht mit der Zwickzange abgebrochen werden.

Nun gilt es nur noch, die zurückgebliebenen kleinen Hervorragungen der Krone mit der Feile zu entfernen, damit eine möglichst glatte Grundfläche geschaffen wird, auf der später das Zahnersatzstück sicher und eben aufliegen kann. Auch das ist bald gethan.

Jetzt beginnt der zweite Theil der Arbeit des Zahnarztes, die noch vorhandenen festen Wurzeln, die als gute Unterlage für das Zahnersatzstück dienen können, zu füllen. Werden nämlich die Wurzelkanäle nicht geschlossen, so werden sie von fäulnißerregenden Flüssigkeiten erfüllt, die dann die Zahnbeinkanälchen durchtränken, so daß früher oder später eine Entzündung hervorgerufen wird. Zu-

nächst muß der Zahnnerv entfernt werden. Zu diesem Zweck ergreift der Zahnarzt ein pfriemenartiges Instrument, dessen feine Spitze gebogen und mit einem Widerhaken versehen ist, den Nervenextraktor. Der Nervenextraktor wird rasch längs der Wand des Wurzelkanals bis an die Wurzelspitze geschoben, dann werden einige drehende Bewegungen gemacht, durch die der Widerhaken den Zahnnerv faßt, ein vorsichtiger Zug folgt, und an der Spitze des Instruments sitzt, wie wir sehen, der herausgezogene Zahnnerv.

Um für die Füllung den geeigneten Hohlraum zu schaffen, muß der Wurzelkanal erst etwas erweitert werden. Nachdem sich der Zahnarzt noch einmal mit dem Mundspiegel und einer Sonde von der Sachlage überzeugt hat, ergreift er einen Bohrer, dessen Spitze er mit leichtem Druck gegen den Wurzelkanal stemmt und den er dann in eine drehende Bewegung versetzt. Nachdem so der Wurzelkanal erweitert worden ist, müssen noch die weicheren Zahnbeinschichten mit dem Exkavator, einem scharfen, hakenförmigen Instrument, herausgeschält werden. Ist auch diese Arbeit vollendet, so wird die Höhlung mittelst einer Glasspritze mit lauwarmem Wasser ausgespritzt.

Bevor nun zur eigentlichen Ausfüllung geschritten wird, muß noch die auszufüllende Höhlung sorgfältig ausgetrocknet werden, damit auch nicht eine Spur von Feuchtigkeit in ihr zurückbleibt, weil sonst die Füllmasse nur mangelhaft haften würde. Damit ferner nicht Speichel in die Höhlung dringt, wird zwischen dem Zahnfleisch und der Lippe eine kleine Watterolle geklemmt, die den Speichel in der Umgebung der Wurzel auffaugt und seinen Zufluß in die Höhlung verhindert. Schließlich wird nochmals die Höhlung mit einem Feuerschwammstückchen sorgsam ausgetrocknet.

Die Wurzel soll mit Cement gefüllt werden. Der

Zahnarzt läßt deshalb mehrere Tropfen Waſſer auf eine Glasplatte fallen, ſchüttet Cementpulver hinzu und knetet nun die Maſſe mit einem breiten Stahlſpatel kräftig durcheinander. Jetzt wird die kittähnliche Paſte mit einem ſchmalen Spatel aufgehoben, in die Höhlung geführt und feſt an die Zahnwände angedrückt. Darauf wird der Ueberſchuß abgeſtrichen. Schon nach fünf Minuten iſt die Maſſe genügend erhärtert, ſo daß ſie nun noch an der Oberfläche geglättet werden kann.

Für heute ſind die Vornahmen für die Dame beendet, da erſt einige Zeit verſtreichen muß, ehe die verurſachten kleinen Wundflächen verheilt ſind, und der Kiefer in dem Zuſtande iſt, daß er ſich für die Fortſetzung der Arbeit eignet.

Es nimmt jetzt ein älterer Herr in dem Operationsſtuhl Platz, für den ebenfalls ein Zahnerſatzſtück für den Oberkiefer angefertigt werden ſoll. An demſelben ſind bereits alle die Vorarbeiten ausgeführt worden, die wir ſoeben bei der Dame beobachtet haben, ſo daß wir nun die Fortſetzung des begonnenen Werkes verfolgen können. Es handelt ſich jetzt darum, daß von dem Oberkiefer des alten Herrn ein Abdruck hergeſtellt wird. Als Abdruckmaſſe kann Wachs, Guttapercha oder Gyps verwandt werden. In unſerem Falle wird letzterer Stoff benutzt. Der Zahnarzt rührt in einem Napf Gyps mit Waſſer an, bis das Gemiſch dickflüſſig geworden iſt. Nun ergreift er eine löffelartige Nickelſchale, den Abdrucklöffel. Der Abdrucklöffel entſpricht in ſeiner Form dem Oberkiefer, iſt alſo ungefähr hufeiſenförmig. Die Rinne, die nach dem Zahnbogen geſtaltet iſt, hat an der äußeren Seite einen hohen Rand, während von der inneren Seite, dem Gaumen entſprechend, ein flaches Gewölbe aufſteigt. Der Zahnarzt füllt die Rinne mit dem Gypsbrei an, tritt auf die rechte Seite des Herrn und führt mit der rechten Hand

den Abdrucklöffel ein, während er mit der linken Hand die Oberlippe zurückschiebt. Jetzt legt er die Finger beider Hände an die untere Fläche des Abdrucklöffels und drückt ihn langsam und auf beiden Seiten gleich stark in der Richtung der noch vorhandenen Zähne nach aufwärts, bis die Abdruckmasse über den Rand des Löffels zu treten beginnt. Nun wird der Abdrucklöffel noch eine Zeitlang ruhig gehalten, worauf er behutsam herausgenommen wird.

Betrachten wir jetzt den Abdruck, so bemerken wir, daß er ein umgekehrtes Bild des Oberkiefers zeigt. Die noch vorhandenen Zähne haben in dem Gyps eine Vertiefung hinterlassen, während die Zahnlücken, an deren Stelle die künstlichen Zähne treten sollen, durch die entsprechenden Gypshöcker dargestellt sind. Der Abdruck zeigt also das umgekehrte Bild des Kiefers. Nimmt man nun von dieser Abformung nochmals einen Abdruck, so gibt dieser letztere die natürlichen Verhältnisse wieder und stellt getreulich die Form des Kiefers dar.

Diesen zweiten Abdruck nennt man das Modell. Um es zu gewinnen, umgibt der Zahnarzt den ersten Abdruck mit einer schmalen nach oben überstehenden Pappleiste. Sodann bestreicht er die Oberfläche des Abdrucks mit Schellackfirniß und gießt langsam einen rahmähnlichen Gypsbrei über den Abdruck. Die tiefsten Stellen, welche die natürlichen Zähne bedeuten, füllen sich zuerst mit dem Gypsbrei. Hier werden deshalb, um den späteren, vereinzelt dastehenden Gypszähnen einen festeren Halt zu geben, kurze Drahtstückchen eingesteckt. Allmälig hat der Gyps die ganze durch die Pappleisten geschaffene Form ausgefüllt und bald ist er auch erstarrt. Nun muß das Modell von dem Abdruck abgelöst werden. Der Zahnarzt klopft daher mit einem Holzhammer auf verschiedene Punkte der Oberfläche des Modells und hilft außerdem noch durch einen kleinen Meißel nach, den er zwischen den Abdruck

und das Modell einschiebt. Sobald das Modell genügend gelockert ist, wird es vorsichtig abgehoben. Um ihm eine größere Widerstandsfähigkeit gegen Abnutzung zu geben, wird es noch in eine Lösung von kohlensaurem Natron gelegt, wodurch seine Oberfläche in härteren kohlensauren Kalk verwandelt wird.

Wir wollen jetzt an einem anderen Modell den Fortgang der Arbeiten beobachten. Wir sehen wieder ein Oberkiefermodell vor uns, das auf der Gaumenfläche mit einer Wachsplatte, der sogenannten Schablone, belegt ist. Die Wachsplatte hat die Größe des zukünftigen Ersatzstückes. Es gilt nun, in die Lücken des Modells die passenden künstlichen Zähne einzufügen, die bereits nach Form und Farbe ausgewählt sind. An unserem Modell soll zuerst ein Zahn an einer Stelle eingefügt werden, wo sich in Wirklichkeit eine glatt gefeilte Zahnwurzel befindet. Der Zahnarzt hält zuerst den Kunstzahn so gegen die, die Zahnlücke begrenzenden Gypszähne, die, wie wir wissen, noch vorhandene natürliche Zähne darstellen, daß er genau zu seiner Umgebung paßt und weder zu weit nach vorn, noch zu weit nach hinten steht. Es zeigt sich, daß der künstliche Zahn mit seiner Ecke zuerst aufstößt, so daß die übrigen Theile mehr oder weniger abstehen. Die hervorspringende Ecke muß daher entfernt werden. Zu diesem Zweck begibt sich der Zahnarzt zu der Schleifmaschine, die wie eine Nähmaschine mit dem Fuße in Bewegung gesetzt wird und oben eine kleine Schleifscheibe aus Stahl hat. Bald ist mit deren Hilfe der hervorragende Theil des Zahnes hinlänglich abgeschliffen, so daß er nun nochmals gegen das Modell gehalten werden kann. Jetzt paßt er vortrefflich. Er wird deshalb jetzt mit einem Tropfen flüssigen Wachses an die Platte geklebt. Ebenso wird mit den übrigen Zähnen verfahren. Hat sich herausgestellt, daß die künstliche Zahnreihe auch dem richtigen Schluß der

Zähne entspricht, so wird jeder einzelne Zahn noch einmal von der Schablone abgelöst, es werden die an ihm befindlichen drahtförmigen Stifte mit der Zange umgebogen, und nun wird der Zahn von Neuem mit Wachs an der Schablone festgeklebt.

Es handelt sich nun zuvörderst um Anfertigung des Oberkieferstückes, in das die ausgewählten Zähne eingesetzt werden müssen.

Auf einem Tisch sehen wir eine viereckige Kapsel aus Gußstahl liegen. Die Breite dieser Kapsel mag 8, die Länge 10 und die Höhe 5 Centimeter betragen. Diese Kapsel ist eine sogenannte Formflasche oder Cüvette und besteht aus drei Theilen, einem Deckel, einem ringförmigen Mittelstück und einem schalenartigen Boden. Der Zahnarzt nimmt zuerst den schalenartigen Boden der Cüvette, befeuchtet ihn mit Wasser und füllt ihn bis zu zwei Dritteln mit einem dünn angerührten Gypsbrei. In diesem wird nun das Modell mit der Schablone so eingebettet, daß wir es umgekehrt, wie in Wirklichkeit, vor uns liegen sehen. Die Gaumenfläche liegt also unten, und die Zähne ragen von unten nach oben in die Luft. Während der Gypsbrei das Modell deckt, sind die Schablone und die Zähne davon frei gelassen. Der Gyps ist bald erstarrt, und er wird deshalb an seiner Oberfläche mit Oel bestrichen. Jetzt wird das ringförmige Mittelstück auf den Untertheil der Cüvette gesetzt, worauf wiederum Gypsbrei bis zum Rand der Cüvette eingegossen wird, so daß nun auch die Schablone und die Zähne vom Gyps bedeckt werden. Nun wird die Cüvette durch den Deckel geschlossen.

Sobald der Gyps fest geworden ist, hebt der Zahnarzt den Deckel der Cüvette ab und nimmt auch das ringelförmige Mittelstück herunter. Dann wird die Schablone mit warmem Wasser erweicht, so daß sich sowohl der Gaumen der Schablone als auch das zwischen den Stiften der Zähne steckende

Wachs leicht wegnehmen läßt. Fügt jetzt der Zahnarzt den oberen und unteren Theil der Cüvette aufeinander, so sehen wir, daß sich an Stelle der Schablone ein Hohlraum gebildet hat, der nur ausgefüllt zu werden braucht, um die Gaumenplatte und den Oberkiefertheil für das Zahnersatzstück abzugeben.

Aus einem Nebenzimmer bringt ein Gehilfe des Zahnarztes eine Messingtrommel mit drei Füßen, auf deren oberen Fläche eine Porzellantafel liegt. Es ist dies ein Kautschukwärmekasten, der mit Spiritus geheizt wird. Auf der Porzellantafel liegen braunrothe Stücke von Kautschuk, die bereits passend geschnitten und erwärmt sind. Die einzelnen weichen Kautschukstückchen werden mit einem stumpfen Griffel herausgehoben und zuerst zwischen die Stifte der Zähne gestopft. Dann wird der Raum für das künstliche Zahnfleisch und darauf derjenige für den Gaumen ausgefüllt. Nun werden die beiden Cüvettenhälften aufeinander gesetzt, die Cüvette mit dem Deckel geschlossen, und dann unter eine Schraubenpresse gebracht. Durch die Pressung werden die eingelegten Stücke des Kautschuks zu einem Ganzen verbunden, und die weiche Masse wird in alle Vertiefungen des Schablonenraums hineingetrieben.

Der Kautschuk muß nun schließlich noch gehärtet werden. Dies geschieht in einem Vulkanisirungsapparat, wie wir ihn in der einen Ecke des Arbeitszimmers stehen sehen. Er gleicht äußerlich ungefähr einem Kanonenofen. Im Innern enthält er einen aus getriebenem Kupfer hergestellten Kessel, in dem die Cüvetten eingeschlossen werden. Der Kessel wird, nachdem die Cüvetten eingelegt worden sind, zur Hälfte mit Wasser gefüllt, dann geschlossen und darauf die Gasflamme, die den Apparat erhitzt, angezündet. Bei einer Temperatur von 180° C. ist der Kautschuk in ungefähr 15 Minuten erhärtet.

Nun wird die Cüvette zum Auskühlen in eine Wanne

mit kaltem Waſſer gelegt. Nach einer halben Stunde kann ſie heraus- und auseinander genommen werden. Wir erblicken jetzt das Gebißſtück in dem Gyps eingebettet. Der Gyps wird mit dem Meſſer zerſchnitten; noch anhängende Gypstheilchen werden mit einer harten Bürſte entfernt.

Das Zahnerſatzſtück iſt, wie wir bemerken, fertig. Nur hier und da haben ſich einige kleine Kautſchukknötchen gebildet, die mit der Feile weggefeilt werden. Dann iſt das Gebiß vollendet und kann in Gebrauch genommen werden.

Wir haben die Anfertigung eines Zahnerſatzſtückes in allen ſeinen Zwiſchenſtufen bis zu ſeiner Vollendung verfolgt, und können uns daher jetzt eine Darſtellung davon machen, wie viel Sorgfalt und Geſchicklichkeit dieſe Arbeit erfordert. Es gibt daher auch genug Stümper in dieſem Fache, gerade wie in allen anderen Fächern auch, und Zahnärzte und Zahntechniker von erprobter Tüchtigkeit haben gewaltigen Zulauf.

Denn ſchlecht gemachte künſtliche Zähne ſind für den Träger nicht nur nutzlos, ſondern eine wahre Qual; gute aber verſchönen nicht nur, indem ſie die häßlichen Lücken der Zahnreihen beſeitigen, ſondern dienen auch dem Wohlbefinden des Körpers, indem ſie die richtige Zerkleinerung der Speiſen ermöglichen und ſo zur geſundheitsmäßen Ernährung des Körpers beitragen.

Nordamerika's Birk- und Haselwild.

Natur- und Jagdbilder von H. Gerstner.

Mit 15 Illustrationen.

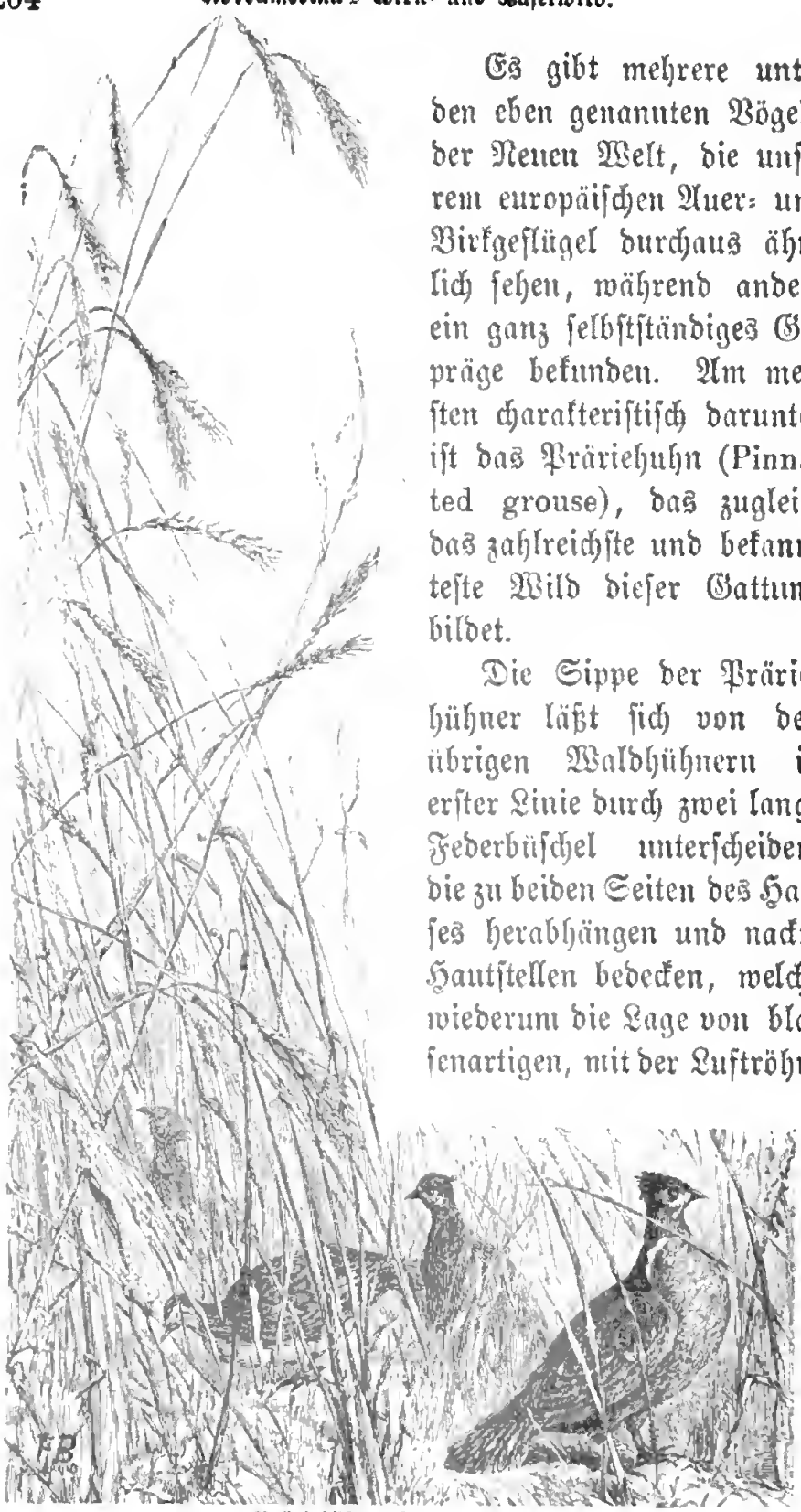
(Nachdruck verboten.)

Die Entwickelung der Thierwelt tritt in der Neuen Welt vor der großartigen Ueppigkeit des Pflanzenlebens weit zurück, namentlich soweit Nordamerika in Betracht kommt. Offenbar hat hier die Natur ihre höchste Kraft an die Bildung der niederen Thierwelt verschwendet, die an das Wasser und die Pflanzenwelt gebunden ist — die höhere Thierwelt ist dabei zu kurz gekommen. Was die Vögel betrifft, so sind diese in Mittel- und Südamerika allerdings so reich und charakteristisch vertreten, daß sich nichts in der Alten Welt damit vergleichen läßt. Bei Weitem dürftiger aber ist die Vogelwelt des Nordens, doch umfaßt sie immerhin 168 Gattungen von Landvögeln, wovon 54 als typisch für diese Region gelten dürfen.

Außerordentlich reich vertreten sind darunter die Waldhühner und namentlich die Unterfamilie der Rauchfußhühner, die theils in Waldungen, theils in den Prärien als Standvögel ihren Aufenthalt haben. Wir wollen dem Leser nicht alles gefiederte Wild aufzählen, das die weiten Ebenen und die Wälder des nördlichen Amerika dem Jäger als Beute zu liefern vermögen, sondern uns diesmal auf das dort heimische Birk- und Haselwild (grouse) beschränken und über dessen Lebensweise und Jagd berichten.

Es gibt mehrere unter den eben genannten Vögeln der Neuen Welt, die unserem europäischen Auer- und Birkgeflügel durchaus ähnlich sehen, während andere ein ganz selbstständiges Gepräge bekunden. Am meisten charakteristisch darunter ist das Präriehuhn (Pinnated grouse), das zugleich das zahlreichste und bekannteste Wild dieser Gattung bildet.

Die Sippe der Präriehühner läßt sich von den übrigen Waldhühnern in erster Linie durch zwei lange Federbüschel unterscheiden, die zu beiden Seiten des Halses herabhängen und nackte Hautstellen bedecken, welche wiederum die Lage von blasenartigen, mit der Luftröhre



Präriehühner im Kornfelde.

in Verbindung stehenden Hautsäcken bezeichnen. Im Leibesbau ähnelt das Prärihuhn dem Auerhuhn, doch ist der Schwanz, der aus achtzehn breiten zugerundeten Federn besteht, verhältnißmäßig kürzer. In seinen Bewegungen erinnert es vielfach an unser Haushuhn; seine Aesung be-

Eine Kampfscene zur Balzzeit.

steht sowohl aus Pflanzenstoffen, wie aus Heuschrecken und Kerbthieren aller Art. Was die Färbung betrifft, so sind die Federn der Oberseite schwarz, blaßroth und weiß, die der Unterseite blaßbraun und weiß in die Quere gebändert; der Bauch ist weißlich. Der Schnabel ist dunkel hornfarben, der Fuß orangegelb, so weit er nackt ist. An Größe übertrifft das Prärihuhn fast alle anderen Arten des amerikanischen Birk- und Haselwildes: die Länge beträgt 45 Centimeter, die Breite 75, die Fittiglänge 20,

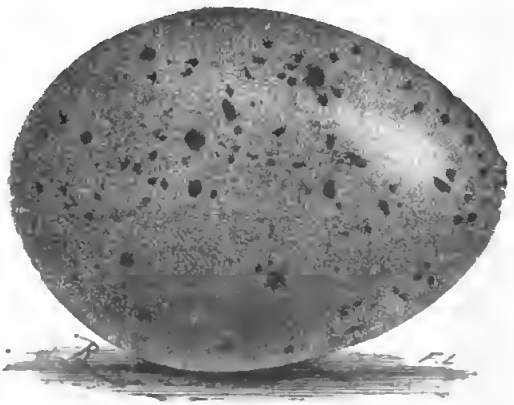
die Schwanzlänge 12 Centimeter. Gegen den Winter hin thun ſich die Präriehühner in große Flüge zuſammen, die ſich erſt wieder theilen, wenn der Schnee ſchmilzt und das neue Gras ſprießt. Immerhin bleiben auch dann noch Trupps von zwanzig Stück und mehr beiſammen, von denen ſich jeder einen beſonderen Platz erwählt, auf dem die Geſellſchaft täglich zuſammenkommt, um die im Frühjahr beginnenden Liebesſpiele und Tänze aufzuführen.

Während dieſer Balzzeit ſind die Hähne ſehr ſtreitſüchtig und kämpfen auf das Heftigſte mit den Nebenbuhlern, die ſich an jenen Plätzen einfinden. Wüthend gehen die Kämpen dann gegeneinander los, wobei ſie oft hoch vom Boden emporſpringen. Das Duell wird unter Begleitung ganz eigenartig rollender Töne, die durch Aufblaſen der oben erwähnten Luftſäcke entſtehen und ſich denen einer großen Trommel vergleichen laſſen, ſo lange fortgeſetzt, bis ein Theil unterliegt oder das Weite ſucht. Hat ſo der Hahn einen Gegner beſiegt, ſo ſucht er ſich einen neuen aus und fordert ihn zum Kampfe, bis das Feld geſäubert iſt, auf dem er dann ſtolz einherſchreitet.

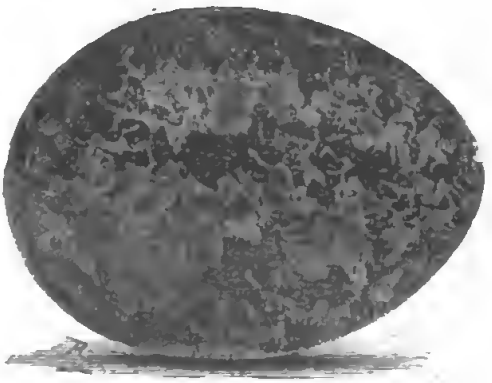
Von Anfang April bis Ende Mai — je nach der ſüdlicheren oder nördlicheren Lage des Standortes — legt das Weibchen zehn bis zwölf Eier, die bald mehr licht-, bald mehr dunkelbräunlich gefärbt und mit unregelmäßigen, dunkelbraunen Flecken bedeckt ſind. Das Weibchen bebrütet ſie hierauf in dem kunſtlos aus trockenen Blättern und Gräſern zuſammengebauten Neſte, das ſtets gut verſteckt angebracht wird, bis nach achtzehn oder neunzehn Tagen die Jungen ausſchlüpfen. Wenn das Präriehuhn ungeſtört bleibt, ſo brütet es nur einmal im Jahre; raubt man ihm aber die erſten Eier, ſo ſucht es dieſen Verluſt zu erſetzen, jedoch enthält das zweite Gelege ſtets weniger Eier als das erſte.

Die Mutter zieht ihre Jungen ganz ohne Beihilfe des

Männchens auf, wobei sie in ihrem Gebahren durchaus an unsere Haushennen mit ihren Küchlein erinnert. Sie bewacht sie mit großer Zärtlichkeit und Sorgfalt, atzt sie, so lange es nöthig, lehrt sie dann aber, sich selber die Nahrung zu suchen, und warnt sie durch einen besonderen Laut, sobald eine Gefahr droht.



Ei des Schneehuhns (lichtbraun).



Ei des Schneehuhns (dunkelbraun).

Gefangene Prärievögel sollen in Amerika sehr bald zahm werden und auch leicht brüten. „In unseren Thiergärten," bemerkt Brehm dazu, „haben wir uns bisher vergeblich bemüht, ein ähnliches Ergebniß zu erzielen. Wir haben die Prärievögel dutzendweise gekauft, ihnen das verschiedenste Futter vorgelegt, sie in verschlossenen oder freien Gelegen gehalten, immer aber erfahren müssen, daß sie absterben, ohne daß wir uns erklären konnten, warum. Diese Erfahrung haben wir nicht blos in Deutschland, sondern auch in England, Belgien und Holland machen müssen. — Gleichwohl zweifle ich nicht, daß wir Prärievögel bei uns eingewöhnen könnten; der Versuch müßte aber im Großen ausgeführt werden. Man sollte mindestens einige Dutzend kräftige Vögel an einer geeigneten Oertlichkeit freigeben und sie gänzlich sich selbst überlassen. Unter solchen Umständen würden sie wahr-

ſcheinlich gedeihen, ſo verſchieden unſere Haiden und die Prärien Amerika's auch ſein mögen. Jedenfalls iſt das Präriehuhn eines ſolchen Verſuches werth."

Bis um die Mitte Auguſt, wo in den meiſten weſtlichen

Brütendes Präriehuhn.

Staaten die Jagd auf das Präriehuhn eröffnet wird, haben die jungen Vögel gegen ſieben Achtel ihrer vollen Größe erreicht. Noch bleibt die Brut als Volk zuſammen, und man ſieht ſie oft genug gemeinſam auffliegen, bis ſie von den Jägern zerſprengt und einzeln abgeſchoſſen werden. Später im Jahre thun ſich dann die von mehreren Völkern

Uebriggebliebenen bis zu Ketten von fünfzig bis hundert Hühnern zusammen. Sie sind aber nun gleichzeitig sehr scheu und wachsam, so daß man selten anders als auf große Entfernungen zum Schuß kommt. Die einmal auf-

Präriehuhn mit Jungen.

gescheuchte Kette legt alsdann oft in einem einzigen Fluge eine Strecke von acht bis zehn englischen Meilen zurück, so daß es dem Jäger natürlich unmöglich ist, sie weiter zu verfolgen.

Die beliebteste und erfolgreichste Art der Jagd auf Präriehühner geschieht mit einem leichten Jagdwagen, der langsam über die weite Fläche dahinrollt, während rechts

und links die Hunde das Gelände abſuchen. Sobald einer von ihnen „ſteht", verlaſſen die Jäger raſch den Wagen; wenn ſie nahe genug herangekommen ſind, ſpringen die gut dreſſirten Hunde ein, und ſichere Schüſſe fallen auf die aufgehenden Hühner. Meiſtens erfolgt dies Aufgehen erſt nach und nach, zumal die alten Hühner bleiben beſonders lange liegen, und während die geſchoſſenen Stücke eingeſammelt werden, pflegt häufig noch ein nachträglich aufſliegendes vereinzeltes Huhn dem ſicheren Schützen als Beute zuzufallen. Der Wagenführer muß ſich inzwiſchen

Ein aufgeſcheuchtes Volk junger Präriehühner.

genau die Stellen merken, wo die zerſtreuten Hühner eingefallen ſind, deren weitere Verfolgung dann ohne Säumen aufgenommen wird. Ob ſie erfolgreich iſt, kommt in erſter Linie auf die Ausdauer und Schnelligkeit der Hunde und ihre Fähigkeit an, lange ohne zu ſaufen in der waſſerloſen Prärie arbeiten zu können.

In den Staaten Illinois, Jowa und Wisconſin iſt dieſes geſchätzte Wild gegenwärtig noch am zahlreichſten zu finden. Ein geübter Schütze vermag daher in der erſten Zeit nach der Eröffnung der Präriehühnerjagd an einem einzigen Tage gegen ſechzig oder achtzig Stück zu erlegen, ſo daß der ihn als Träger begleitende junge Burſche an dieſer Jagdbeute rechtſchaffen zu ſchleppen hat.

Im Allgemeinen aber haben ſich die Präriehühner ſchon

Auf der Suche.

ſtark vermindert und ſind aus vielen Staaten, in denen ſie vor ſiebzig Jahren noch maſſenhaft vorkamen, bereits gänzlich verſchwunden — wie die Büffel und die Rothhäute haben ſie ſich immer weiter zurückgezogen. Der Naturforſcher John Audubon, der im Jahre 1810 zuerſt nach Kentucky kam, um die Vögel des weſtlichen Amerika kennen zu lernen, erzählt, daß dort damals das Prärihuhn noch ſo häufig war, daß ein richtiger Waidmann es verſchmähte, darauf Jagd zu machen. „Man ſah dieſe Hühner mit derſelben Mißgunſt an, wie in anderen Theilen der Vereinigten Staaten die Krähen, und zwar wegen der Verheerungen, die ſie auf Fruchtbäumen und in Gärten während des Winters oder auf den Feldern im Laufe des Sommers anrichteten. Die Bauernkinder oder die Negerbuben waren vom Morgen bis zum Abend beſchäftigt, mit Hilfe von Klappern die unwillkommenen Gäſte zu vertreiben, und allerhand Fallen und Schlingen wurden gebraucht, um ſie zu fangen. In jenen Tagen geſchah es häufig, daß zur Winterzeit Prärihühner in die Gehöfte kamen und dort mit den Hühnern fraßen, daß ſie ſich auf den Häuſern niederließen oder in den Straßen des Dorfes umherliefen.“ Jetzt gibt es längſt kein einziges Prärihuhn in ganz Kentucky mehr, auch von Long-Island, aus New-Jerſey und Maryland ſind ſie verſchwunden, und wo ſie überhaupt in den öſtlichen Staaten noch vorhanden ſind, iſt dies nur den Jagdgeſetzen zu danken, die man zu ihrem Schutze erlaſſen hat.

Auch unter der Thierwelt hat das wehrloſe Prärihuhn zahlreiche Feinde, von denen der gefährlichſte der Prärewolf oder Coyote, ein Mittelglied zwiſchen Wolf und Fuchs, iſt, der namentlich gern das Neſt anſchleicht und dann neben der ihm zur Beute fallenden Bruthenne auch noch die Eier zerſtört. Aber auch Füchſe, Marder und Stinkthiere, Falken und Eulen fangen manches Huhn weg.

Besonders schlimm ist die Winterszeit für die Prärie-hühner, die, um nicht Hungers zu sterben, dann näher an

Jagdbeute.

die menschlichen Wohnstätten sich heranwagen, wo sie massenhaft mit Schlingen gefangen werden. So liegt die Gefahr vor, daß auch dieses schöne und nützliche Wild mit der

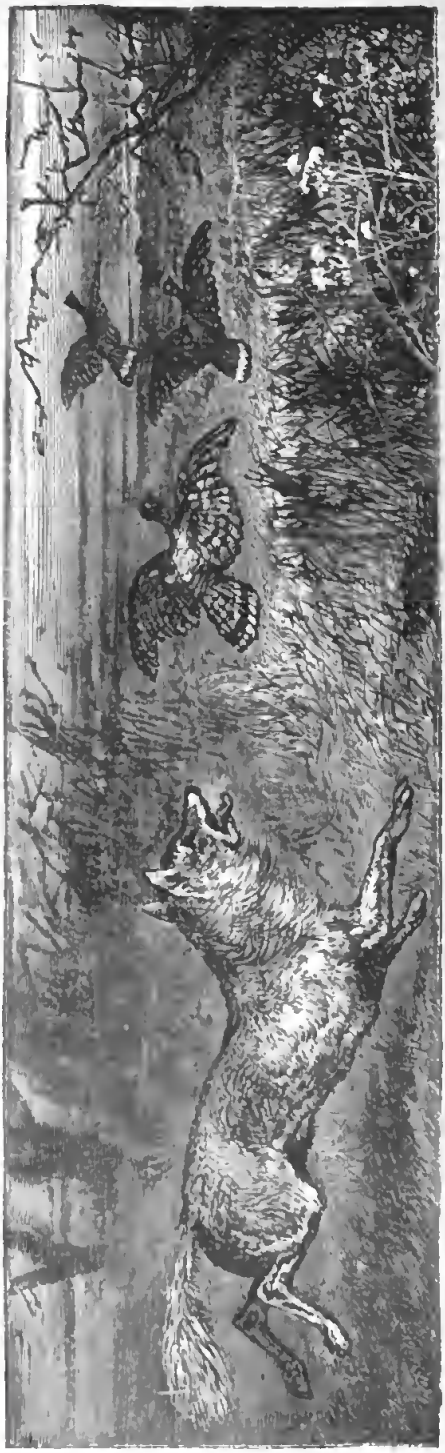
Zeit ganz ausgerottet wird, was um so mehr zu bedauern wäre, als es dem beobachtenden Forscher und Naturfreunde den Einblick in manche ganz eigenartige Züge und Gewohnheiten eröffnet.

Höchst interessant sind namentlich die abendlichen Versammlungen von Prärichühnern während der Herbstmonate, die man beobachten kann, wenn man sich vorsichtig an ein „Volk" heranschleicht. Sie kommen offenbar zur geselligen Belustigung zusammen, und ihr Hüpfen, Verbeugen und Kullern dabei macht durchaus den Eindruck eines nach bestimmten Regeln aufgeführten Tanzes. Die Hähne balzen, indem sie dabei die Luftsäcke zu beiden Seiten des Halses aufblasen, kämpfen auch wohl untereinander, ohne daß jedoch das allgemeine Einvernehmen dadurch gestört wird. Bestimmte Ketten sollen derartige Zusammenkünfte wiederholt auf demselben Platze abhalten, wofür auch die dort im niedergedrückten Grase deutlich sichtbaren Fährten sprechen, die solchen Stellen in der Jägersprache die Bezeichnung „Chickens stamping ground" (der Küchlein Tummelplatz) eingetragen haben. —

Eine recht begehrte Jagdbeute bildet auch das Birkhuhn mit Halskrause (ruffed grouse), das seinen Namen von einem halben Dutzend schwarzer, glänzender Federn auf jeder Seite des Halses hat, die sich von dem übrigen, theils dunkel-, theils rothbraunen oder aschgrauen Gefieder scharf abheben. Diese Krause, wie auch den schwachen Federkamm können die Vögel nach Belieben emporspreizen oder glatt anlegen. Man findet sie fast auf der ganzen Nordhälfte des amerikanischen Festlandes, von Neubraunschweig bis zu den Prärien des Westens und von Kanada bis zu den Südstaaten. Sie dürfen wohl als die edelste Abart des Birkwildes bezeichnet werden; der ganze Bau wie die Kopfhaltung deuten auf große Ausdauer im Laufen und Fliegen, während die kurz abgerundeten Fittige und

die kurze, energische Bewegung derselben eine große Fluggeschwindigkeit anzeigen.

Das Birkhuhn mit der Halskrause ist scheu und hält sich am liebsten an steilen Berghängen auf, oder in den sogenannten „Swamps" — sumpfigen Niederungen, die mit einer hohen Schicht von Moos und Laub bedeckt sind und in ihren Dickichten von Schierlingstannen und amerikanischen Fichten Deckung und Nahrung gewähren.



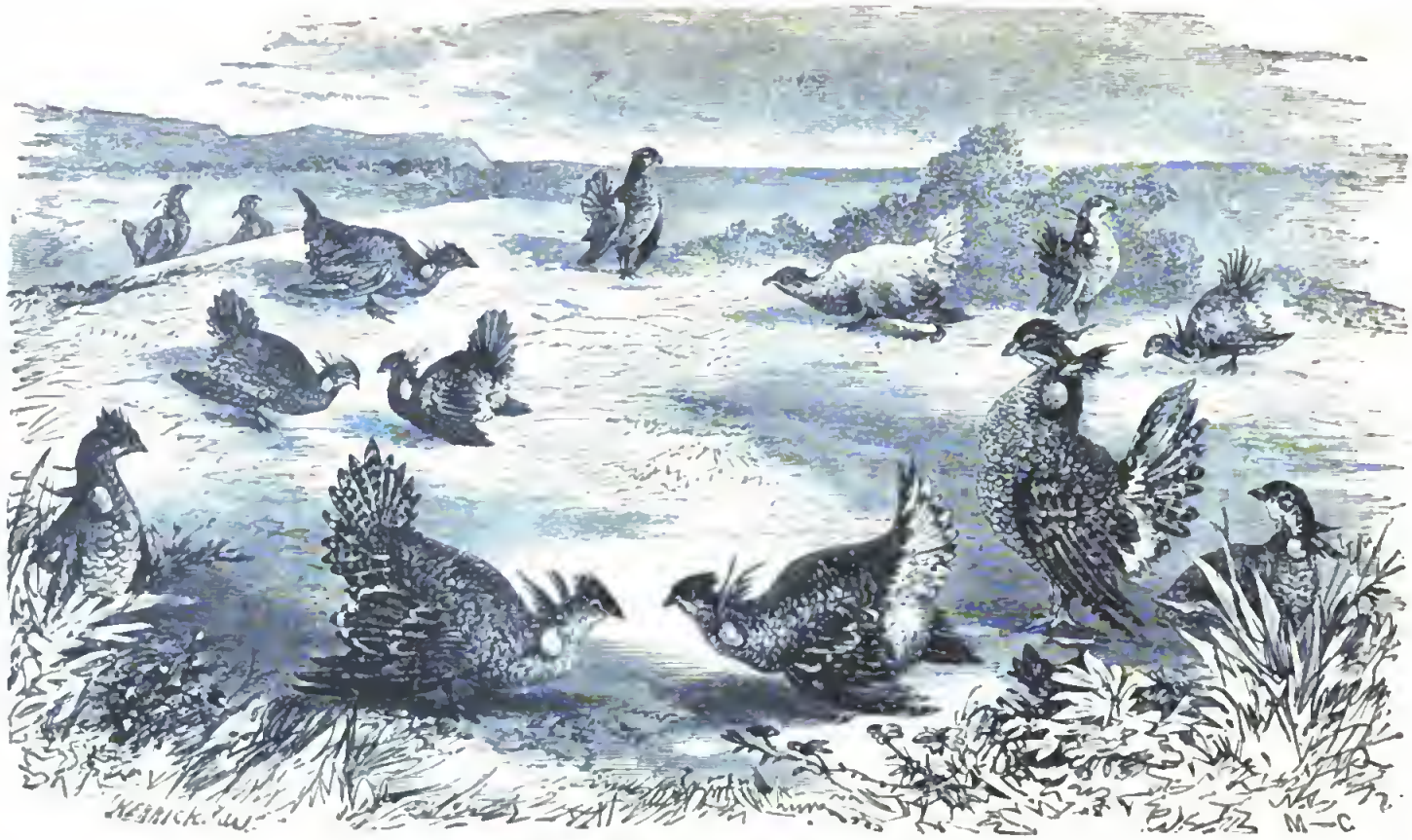
Prärielwolf auf der Jagd nach Hühnern.

Für die Balzzeit sucht sich der Hahn einen möglichst versteckt liegenden, trockenen Platz aus. Bei seiner Liebeswerbung bläht er sich wie ein Puter, der in Zorn geräth, breitet seinen runden Schweif zum Fächer aus und schleift mit den niedergeschlagenen Flügeln auf dem Boden. Dazu läßt er einen dumpfen, trommelartigen Lockruf erschallen, der ganz langsam und unregelmäßig anhebt, um dann in immer raschere und lautere Schläge überzugehen und mit einem langgezogenen Rollen zu endigen. Wenn ein anderer Hahn sich auf diese weithin ver-

nehmbare Herausforderung als Nebenbuhler einstellt, so kommt es, wie bei den Prärichühnern, zum Kampfe, der mit großer Erbitterung geführt wird und über den Besitz der Henne entscheidet.

Ihr Nest macht die Henne auf ebenem Boden an versteckter Stelle aus Reisern und Grashalmen und legt dann bis zu einem Dutzend gelblichbraune Eier hinein. Meist kriechen die Jungen im Juni aus und haben dann bis Anfang Oktober ihre volle Größe erreicht. Die Henne zeichnet sich durch zärtlichste Liebe und Sorgfalt für ihre Jungen aus; mit großer Umsicht weiß sie das Futter für die Kleinen herbeizuschaffen und im Falle einer Gefahr entwickelt sie eine wahrhaft erstaunliche Kühnheit. Bemerkenswerth ist vor Allem die oft beobachtete Art und Weise, wie sie den Jäger oder sonstige Verfolger von ihren Jungen wegzulocken versteht. Zunächst läßt sie einen eigenthümlichen Warnungsruf erschallen, worauf sich die Kleinen im Grase oder Gestrüpp eng zusammen ducken und regungslos stehen bleiben, während die Mutter anscheinend flügellahm auf der Erde fortkriecht. Um sie zu haschen, folgt ihr der Jäger, den sie durch diese List möglichst weit von dem Versteck der Jungen zu entfernen sucht. Immer näher läßt sie ihn herankommen, schon streckt er die Hand aus, um das vermeintlich kranke Wild zu ergreifen — da fliegt dieses plötzlich davon, und er sieht zu spät ein, daß er der Gefoppte ist.

Die warmen Herbsttage bilden die beste Jagdzeit für dies scheue Wild, dessen Erlegung ein rasches Auge und eine sichere Hand erfordert. Meist gehen die Birkhühner im Anfange schon weit vor dem Hunde auf, allein der Jäger schießt dennoch, wenn die Entfernung zum Treffen auch viel zu groß sein sollte, und wiederholt das, indem er den eingefallenen Vögeln folgt. Nach zwei oder drei erfolglos gefallenen Schüssen pflegen diese nämlich nicht



Abendliche Versammlung von Prärichühnern.

mehr aufzufliegen, sondern suchen sich zu verstecken, wobei jedoch die scharfe Nase des Hundes sie bald entdeckt. Dicht vor dem einspringenden Hunde erst streicht dann das Birk-

Birkhühner in der Balzzeit.

huhn ab, um nun des Jägers sichere Beute zu werden.

Gefährlicher als der regelrechte Waidmann werden diesem Wilde die Schlingen- und Fallensteller. Im Winter, wenn tiefer Schnee liegt, werden auch manche von den „Waldläufern" gefangen, wenn sie sich vor dem fallenden

Schnee in irgend eine Furche oder sonst geschützte Stelle ducken.

Eine kleinere Abart des Birkhuhns mit der Halskrause bildet das kanadische Huhn (Canada- oder spruce grouse), dessen Verbreitungsbezirk in Kanada bis zur Baffinsbai nach Norden reicht; auch findet man es im Staate New-

Schlingensteller.

York und überhaupt nördlich vom Mohawkfluß. Der Hahn ist braun oder dunkelgrau mit schwarzen Punkten und hat als besonderes Kennzeichen auf der Brust einen größeren, schwarzen, eckigen oder halbmondförmigen Fleck. Die einfarbig rothbraune Henne nistet auf dem Boden und legt 15 bis 20 röthliche, braungesprenkelte Eier.

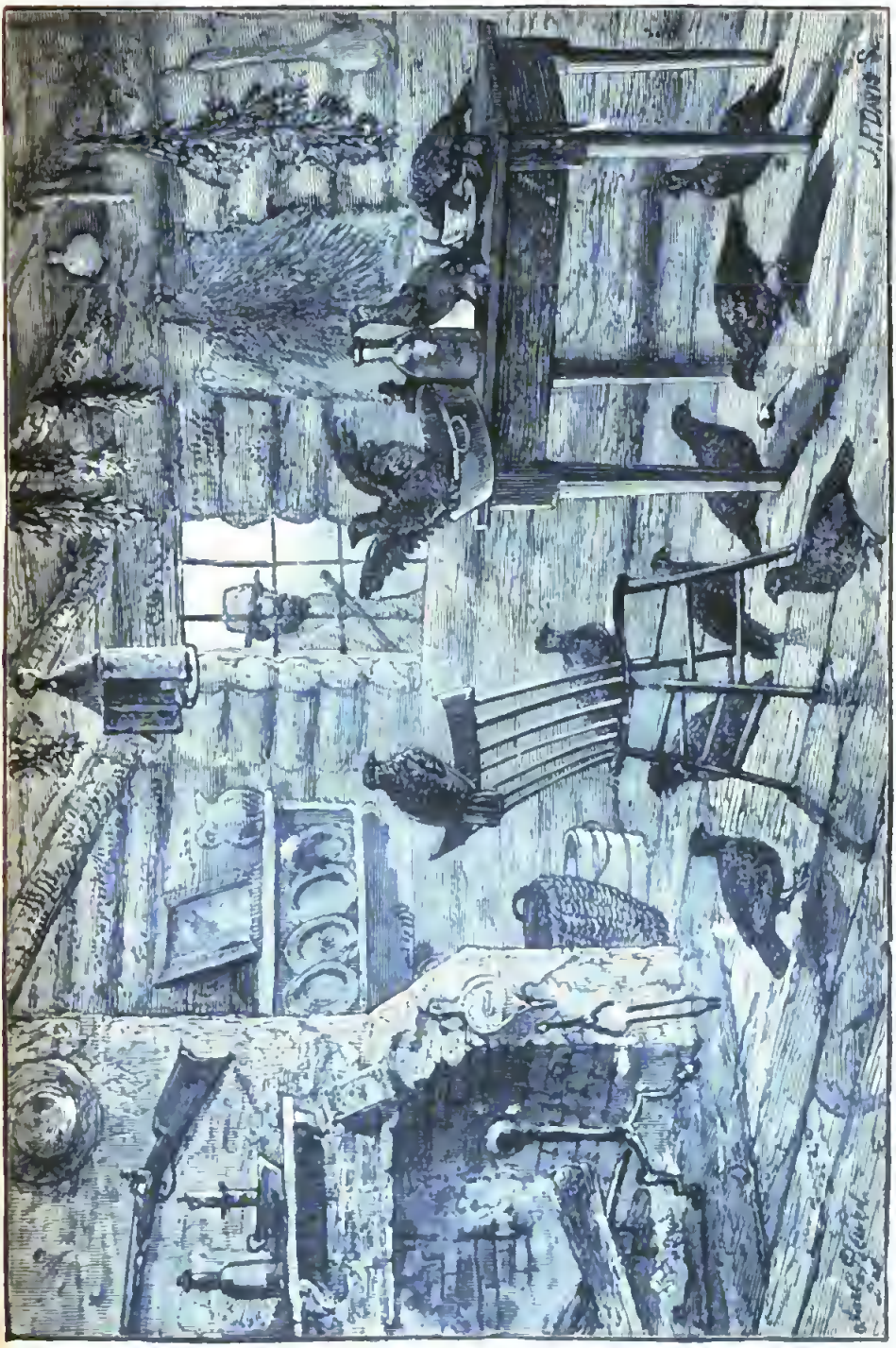
Gleich dem Birkhuhn mit der Halskrause sind auch die kanadischen Hühner im Allgemeinen sehr scheu. Nur im Winter, wenn der Schnee tief liegt, nähern sie sich in ihrer Hilflosigkeit den menschlichen Wohnstätten. Sie kommen

bis zu den Waldhütten der Jäger und zu einſam gelegenen Gehöften, und man hat mitunter beobachtet, daß ein ganzes „Volk" kanadiſcher Hühner in eine von den Bewohnern zeitweilig verlaſſene Behauſung räuberiſch eindrang und die Speiſereſte verzehrte, die ſie dort vorfanden.

Der kanadiſche Jäger und Farmer wird in einem ſolchen Falle den Vögeln niemals etwas zu Leide thun, da er ihr Eindringen für ebenſo glückbringend hält, wie das abendliche Erſcheinen der kleinen, grauen Feldmaus, die durch das Gemach huſcht, um die zur Erde fallenden Brodkrumen zu verzehren.

In den Rocky Mountains oder Felſengebirgen iſt das ſchwärzliche Huhn (dusky grouse) häufig, deſſen ſchwarzes oder blauſchwarzes Gefieder ſtets mit einzelnen weißen Punkten durchſetzt iſt, und das ein delikates Wildpret liefert. Mit dem ſchottiſchen Birkhuhn, dem es überhaupt am meiſten ähnelt, ſoll es die Eigenthümlichkeit gemeinſam haben, daß ſich auf ſeiner Bruſt zweierlei Arten Fleiſch, weißes und dunkles, vereinigen. In dem Kaskadengebirge, der nördlichen Fortſetzung von der Sierra Nevada Kaliforniens, herrſcht die blauſchwarze Farbe bei dieſem Wilde vor, weshalb es hier das blaue Huhn (blue grouse) geheißen wird. Zur Winterszeit hauſen die Thiere mit Vorliebe in den Gipfeln der höchſten Tannen, wo ſie in dem jahraus jahrein mit dichtem Grün bekleideten Geäſt vor den Unbilden der Witterung wie vor dem ſpähenden Jäger gleichmäßig geſchützt ſind, während ihnen die vorhandenen Beeren und Knospen ausreichende Nahrung liefern.

Am meiſten nördlich von allem Birk- und Haſelwild iſt das Schneehuhn zu finden, das den Norden des feſtländiſchen Amerika bewohnt, wie Grönland, die Gebirge Nordaſiens und alle höheren Berggipfel von Skandinavien und Island. Wir finden drei verſchiedene Arten des Schneehuhnes vor: das weiße, das weißgeſchwänzte und

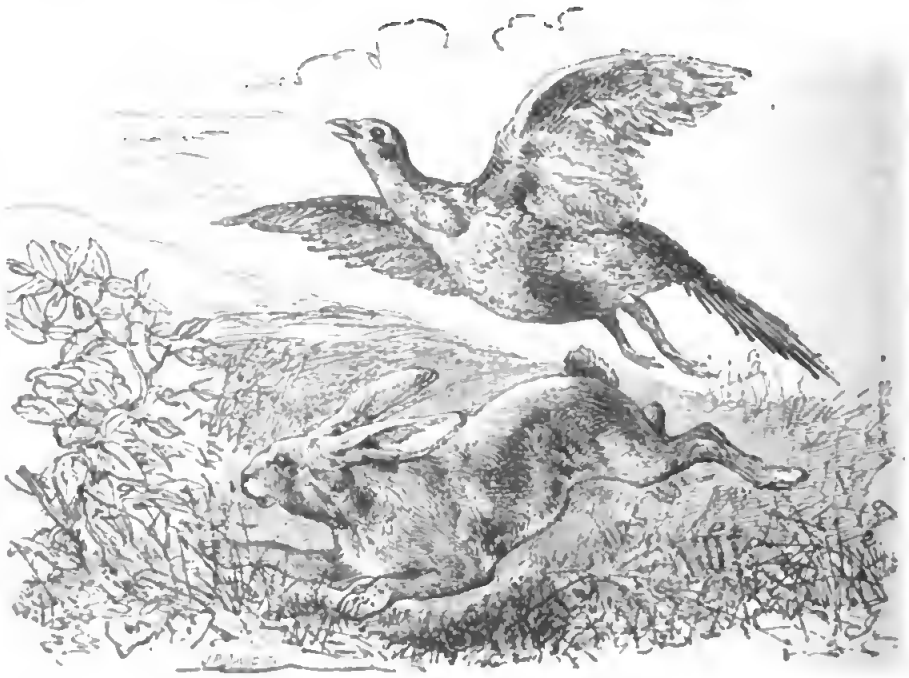


Kanadische Hühner auf einem Raubzug.

den ausschließlich den arktischen Regionen angehörenden Felsenptarmigan. Das Merkwürdigste an diesen Vögeln des Nordens ist, daß die Farbe ihres Federkleides mit der

Jahreszeit wechſelt. Im Winter ſind ſie faſt ganz weiß, ſo daß ihr Gefieder auf der hellen Schneedecke nicht auffällt, während es im Sommer ziemlich genau der Farbe des Bodens entſpricht, auf dem ſie ſich dann vorwiegend aufhalten.

Zum Schluß ſei noch das Salbeihuhn (sage-hen) er-



Salbeihuhn (Sage-hen) und Präriehaſe.

wähnt, das am meiſten auf den ausgedehnten Steppen im Oſten der Rocky Mountains zu finden iſt. Die Färbung ſeines Federkleides iſt hellgrau; charakteriſtiſch ſind die langen Schweiffedern, welche dem Vogel, der die ungefähre Größe eines Truthahns beſitzt, einige Aehnlichkeit mit dem Faſan geben. Das Weibchen brütet auf ebener Erde in einem roh zuſammengetragenen Neſte ſeine 12 bis 16 dunkelbraunen, chokoladefarbig geſprenkelten Eier aus.

Dieſe Vögel ſind ſehr ſcheu; ſie haben ihren Namen von den Beeren des Salbeiſtrauches, die in erſter Linie ihre Nahrung bilden, zugleich aber ihr Fleiſch auch ſo un-

angenehm bitter machen, daß selbst der hungrige Trapper in den meisten Fällen auf seinen Genuß verzichtet. Wer das weiß, wird sicher kein Salbeihuhn schießen, was bei seinem raschen Fluge auch nicht ganz leicht ist. Im Uebrigen ist das Auffliegen des Vogels in der einsamen Prärie dem Jäger doch nicht unwillkommen, da das harte Geräusch der kurzen Flügelschläge beim Aufgehen gar nicht selten einen Präriehasen aus seinem sicheren Versteck aufscheucht, der seinem Verderben nicht entgeht, wenn er in den Schußbereich des Waidmannes gelangt.

Damit wären wir am Ende unserer Uebersicht über das nordamerikanische Birk- und Haselwild angelangt, und es erübrigt nur, die Merkmale anzugeben, welche alle Gattungen des von uns beschriebenen Wildes gemeinsam tragen. Als solche sind zu bezeichnen in erster Linie ein federloser, lebhaft, aber verschieden gefärbter Strich über dem Auge und die befiederten „Ständer", dann aber auch die Scheuheit, das geräuschvolle Flügelschlagen beim Aufgehen und der überaus rasche Flug beim Abstreichen. Der Schuß wird dadurch nicht leicht gemacht, aber um so werthvoller wird auch das erlegte Wild als Jagdtrophäe.

Die Rechte und die Linke.

Eine alte Streitfrage. Von **Gottfried Pfeuffer.**

(Nachdruck verboten.)

Thatsachen lassen sich nicht aus der Welt schaffen, und so ist es sicherlich kein Zufall, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern die bevorzugte rechte Hand über die bescheidene linke triumphirt hat, mit einem Worte, daß der Mensch rechtshändig ist, d. h. bei den mit der Hand vollzogenen Thätigkeiten und Bewegungen vorzugsweise der rechten Hand sich bedient. Obwohl die Linkshändigkeit durchaus keine so große Seltenheit ist, wie es Manchem scheinen möchte, so darf doch der vorzugsweise Gebrauch der rechten Hand als eine allgemeine anthropologische Thatsache betrachtet werden. Stets hat man der rechten Hand ein Vorrecht vor der linken eingeräumt, wie man auch der rechten Seite eine höhere Weihe als der linken zuerkannte.

Im Deutschen bezeichnen wir ja ganz besonders diese bevorzugte Hand als die rechte, die richtige, die zu Recht geltende, wie im Französischen, während die englische Sprache die linke Hand als left, die Verlassene, kennzeichnet. Schon der sprachliche Ausdruck also beweist, daß die Bevorzugung der Rechten seit unvordenklichen Zeiten und jedenfalls früher bestand, als die Sprache selbst. Denn diese ist ja ursprünglich nur eine Instinktbewegung, wie das Wort ursprünglich Interjektion, Geberde war, in welcher die Empfindung des Naturmenschen zum Ausdruck kam; und wenn auch die Sprache in allmäligem Ueber-

gange sich bald auf jene Stufe erhob, wo der Laut zum Symbol gewisser Vorstellungen und Gefühle, das, was zuerst unmittelbar Naturlaut war, zum Zeichen, zum eigentlichen Worte wurde, so mögen doch Jahrtausende verstrichen sein, ehe jene letzte Stufe erreicht wurde, wo auf Grund und mit Hilfe der gewonnenen Wurzeln der Sprache ein das Bedürfniß weit überragender Wortschatz geschaffen und die feinen Unterscheidungen im Ausdruck für die Welt der Empfindungen und Anschauungen ermöglicht waren.

Es ist gar nicht zweifelhaft, daß der Naturmensch schon auf der ersten Stufe der Sprachentwickelung mit der Vorstellung „rechts" diejenigen des „Lobenswerthen", „Guten", „Gerechten", „Günstigen", „Glücklichen" u. s. w., mit der Vorstellung „links" aber diejenigen des „Tadelnswerthen", „Bösen", „Ungünstigen", „Nachtheiligen" u. s. w. verknüpfte, daß die Vorstellungen des Linkischen, Verkehrten, Ungünstigen einerseits, sowie die des Rechten, Angemessenen, Günstigen andererseits denjenigen der reinen Verhältnißbegriffe „links" und „rechts" in der Entwickelung der Sprachen vorangegangen sind. Der französische Gelehrte Louis Jobert hat unlängst ein Werk über die sogenannten „Linkser", d. h. diejenigen Menschen, welche sich bei ihren Thätigkeiten vorwiegend der linken Hand bedienen, veröffentlicht und als Resultat seiner Forschungen gefunden, daß eine reine Linkserrasse nirgends anzutreffen sei, wenn auch verschiedene Volksstämme verschiedentlich zur Anwendung der linken Hand hinneigen; so gebrauchen beispielsweise 80 Prozent der Einwohner des Pandschab mit Vorliebe die linke Hand, und auch der größere Theil der Hottentotten und Buschmänner bedient sich derselben häufiger als der rechten. Der Arzt Marro hat als Ergebniß seiner Studien an Verbrechern gefunden, daß 14 bis 22 Prozent der Verurtheilten „Linkser" waren, während er sonst unter Leuten aus allen Bevölkerungsklassen nur 9 Prozent

ſolcher Ausnahmemenſchen fand. Die Linke iſt ſo vernachläſſigt, daß faſt Alles, was ſie unternimmt, „linkiſch“ erſcheint. Das „Linksſein“ gilt geradezu für einen Mangel ſowohl an Geſchicklichkeit, wie an Bildung und Erziehung. Nennt man doch ſogar die Rückſeite eines Stoffes verächtlich die linke Seite. Freilich nennen die Engländer die linke Seite zuweilen ſehr ſtolz „sword-side“ (Schwertſeite), wahrſcheinlich nur, weil Heine von ihnen behauptete, daß ſie „auf beiden Seiten links“ ſeien.

Iſt nun aber der Vorzug, den man gewöhnlich der rechten Hand als Werkzeug der Thätigkeit gibt, Naturtrieb oder Gewohnheit? Man hat eine Reihe der verſchiedenſten Antworten auf dieſe Frage gegeben und zur Löſung dieſes intereſſanten Problems der Anthropologie eine Unzahl von Hypotheſen aufgeſtellt, ohne daß es bisher gelungen wäre, die Erſcheinung unzweideutig zu erklären. Die Erklärungsverſuche zerfallen in zwei Kategorien: die Einen ſuchen die Gründe in dem Menſchen ſelbſt, in der Anatomie des Körpers oder gar in einem Akte des Bewußtſeins, die Anderen in ſeinen Wechſelbeziehungen zur Außenwelt.

Der Umſtand, daß alle Völker den Vorzug der rechten Hand anerkennen, iſt allerdings ein ſtarker Beweis für eine Natureinrichtung; wie wäre ſonſt eine derartige Uebereinſtimmung unter Völkern zu erklären, die durch Zeit und Raum getrennt und durch Lebensgewohnheiten ſo verſchieden ſind? Die Chineſen und einige andere Völker betrachten zwar die linke Seite als die Ehrenſeite, aber noch kein Kulturvolk hat den Gebrauch der linken Hand zu praktiſchen Zwecken vorgezogen. Gegen den natürlichen Vorzug der rechten Hand hat man unter Anderem eingewendet, daß, wenn dieſelbe begründet wäre, ſich etwas Aehnliches bei den Thieren finden müße. Man finde aber nicht, daß z. B. Pferde auf der rechten Seite ſtärker ſeien, und bei den Thieren, deren Vorderfüße gleichſam als Hände

dienten, gebe es nicht nur eine Gleichheit zwiſchen beiden, ſondern oft einen Vorzug der linken Hand, wie bei den Eichhörnchen und den Affen. Aehnliches zeige ſich bei dem Papagei, der häufiger mit der linken, als mit dem rechten Fuße die Nahrung nehme. Dagegen aber läßt ſich einwenden, daß die eigenthümliche Beſtimmung des Menſchen in dieſem wie in anderen Fällen eine beſondere Einrichtung erfordert, die bei den Thieren nicht nöthig iſt. Diejenigen, die den Vorzug der rechten Hand nur für die Folge der ſeit der Kindheit erlangten Gewohnheit halten, nehmen an, daß beide Hände, auf gleiche Weiſe geübt, gleiche Geſchicklichkeit erlangen würden. Niemand hat dies anziehender dargeſtellt, als Benjamin Franklin.

„Wir ſind zwei Schweſtern," führt er die linke Hand redend ein, „und die beiden Augen des Menſchen können ſich nicht ähnlicher ſein, noch in beſſerem Verſtändniſſe miteinander leben, als meine Schweſter und ich, aber die Parteilichkeit unſerer Eltern hat den kränkendſten Unterſchied zwiſchen uns gemacht. Von meiner Kindheit an hat man mich gewöhnt, meine Schweſter als ein höheres Weſen zu betrachten. Ich mußte ohne allen Unterricht aufwachſen, während bei der Erziehung meiner Schweſter nichts geſpart wurde. Sie iſt im Schreiben, in der Muſik, im Zeichnen unterrichtet worden, aber wenn ich mir etwa einfallen ließ, einen Bleiſtift, eine Feder, eine Nadel anzurühren, ſo bekam ich ſtrenge Verweiſe, und oft bin ich geſchlagen worden, weil ich ungeſchickt und unbeholfen wäre. Es iſt zwar wahr, daß meine Schweſter bei einigen Verrichtungen meinen Beiſtand annahm, aber ſie war dabei die Anführerin und rief mich nur, wenn ſie mich brauchte, oder wenn ich an ihrer Seite figuriren ſollte."

So gewiß es aber auch bei der Erziehung wichtig iſt, die linke Hand nicht weniger zu üben als die rechte, ſo iſt doch die Frage ſelbſt durch die Bemerkungen des engliſchen

Anatomen Bell in sehr anschaulicher Weise dargelegt worden. „In Hinsicht auf Lebensbequemlichkeit," sagt er, „und um uns behende und gewandt zu machen, kann wohl gar nicht die Frage sein, welche Hand gebraucht oder welcher Fuß vorgesetzt werden muß. Hat man uns dies gelehrt, oder hat uns die Natur dazu geführt? Es ist zu bemerken, daß auf der ganzen rechten Seite des Körpers ein Unterschied sich findet, und daß die linke Seite schwächer ist, sowohl hinsichtlich der Muskelkraft als der Lebensthätigkeit überhaupt. Die Entwickelung der Organe der Thätigkeit und Bewegung ist stärker auf der rechten Seite, wie man sich leicht durch das Maß oder durch das Zeugniß des Schneiders oder des Schuhmachers überzeugen kann. Allerdings ist diese Ueberlegenheit das Ergebniß einer häufigeren Uebung der rechten Hand, aber die Eigenheit erstreckt sich auf die ganze Leibesbeschaffenheit, und Krankheiten treffen die linke Seite öfter als die rechte. Ballettänzer machen die schwierigsten Künste mit dem rechten Fuße, aber sie müssen den linken Fuß, eben weil er schwächer ist, doppelt so viel üben, als den rechten, um bei ihren Kunstleistungen nicht ungewandt zu erscheinen. Werden solche Uebungen versäumt, so wird der rechten Seite ein Vorzug gegeben, der die Anmuth der Bewegungen stört. Gehen wir hinter Jemand her, so werden wir selten eine ganz gleichmäßige Bewegung bemerken; wir werden finden, daß der linke Fuß nicht so fest auftritt als der rechte, und daß die Zehen desselben mehr einwärts stehen, als an diesem. Bei dem eigenthümlichen Bau der Frauen und bei der Elastizität ihres Schrittes, die mehr durch die Bewegung der Knöchel als der Hüften entsteht, zeigen sich Gebrechen des linken Fußes, wenn sie vorhanden sind, auffallender in ihrem Gange. Kein Knabe hüpft auf dem linken Fuße, wenn er nicht links ist. Der Reiter setzt den linken Fuß in den Steigbügel und schwingt sich mit dem rechten auf. Die

natürliche Beschaffenheit des Körpers gibt der rechten Hand den Vorzug, der keineswegs willkürlich ist. Wer links ist, fühlt am meisten die Vorzüge dieser Einrichtung von dem Oeffnen einer Zimmerthüre bis zum Oeffnen eines Federmessers."

Der Vorzug, den man überall der rechten Hand zuerkannte, entspringt jedenfalls daraus, weil man sie für die kräftigere hielt; mit derselben werden die wichtigsten Handlungen vorgenommen, man schreibt mit derselben, man deutet mit derselben, man greift mit derselben und man kämpft mit derselben. Der Wilde wirft mit ihr seinen Speer, wie der Römer mit ihr das Schwert führte, und wie unsere Küraſſiere mit ihr den Säbel handhaben. Woher kommt aber diese Einstimmigkeit? Wohl daher, weil es dem Menschen von Kindesbeinen auf angewöhnt worden ist, vorwiegend seine rechte Hand zu benützen; durch diese Gewöhnung ist sie mit der Zeit kräftiger und geübter geworden. In einer angeborenen Schwäche der linken Hand dürfte kaum der Grund liegen, daß sie weniger in Gebrauch genommen wird. Daß die linke Hand gleicherweise geübt werden kann, dafür ist z. B. der Maler Jouvenet ein Beweis, dessen rechte Hand, als er 69 Jahre alt war, gelähmt wurde, und der seine linke Hand so übte, daß er dann noch mit dieser das Magnificat im Chore von Notre-Dame zu Paris malte.

Die Thatsache, daß wir die rechte Hand vorzugsweise gebrauchen, weil sie zu den meisten Verrichtungen die geschicktere ist, suchte man vielfach aus anatomischen Verhältnissen zu erklären. Die rechte obere Extremität werde reichlicher von Blut durchströmt; weil ihre Arterie als besonderer Zweig von der Aorta abgehe, und die linke Hirnhälfte, welche die Nervencentren für die rechte Körperhälfte enthält, sei mächtiger entwickelt als die rechte. Nach Ch. Debierre's Untersuchungen sind jedoch diese Erklärungen

nicht richtig, vielmehr seien wir rechts-, beziehungsweise linkshändig nur durch Erziehung und Gewohnheit. Debierre wog die Gliedmaßen von kurz nach der Geburt gestorbenen Kindern und fand keinen Unterschied in der Entwickelung der beiderseitigen Extremitäten. Der Säugling benütze auch bei seinen ersten Versuchen, Gegenstände zu ergreifen, gleichmäßig die rechte und die linke Hand. Der Unterschied in der Entwickelung komme erst später durch die ungleiche Verwendung zu Stande; deshalb finde man auch bei den unteren Ständen, welche durch die Erziehung weniger beeinflußt werden, häufiger Linkshändigkeit, als in den wohlhabenden und gebildeten Kreisen der Gesellschaft, in denen dem Gehaben der Kinder mehr Aufmerksamkeit geschenkt werde. In neuester Zeit hat in der „Revue Scientifique" ein Herr Mazel eine Hypothese aufgestellt, welche davon ausgeht, daß die nervösen Organe für die Ausdrucksbewegungen (wozu auch die Sprache gehört) in der linken Gehirnseite sitzen, welche den physiologischen Thatsachen zufolge der gegenüberliegenden Körperseite zugeordnet sei. Dieser Thatsache verdanke die rechte Hand eine frühere Uebung, eine raschere Entwickelung, eine größere Stärke, eine besondere Geschicklichkeit, da sie der direkte Korrespondent des Gehirns, der ausschließliche Dolmetsch der entstehenden Vorstellung sei. Unzweifelhaft werden die Bewegungen jedes Gliedes von der entgegengesetzten Hirnhälfte geleitet; das Uebergewicht der linken Hemisphäre ist sicher nicht anerzogen; von ihr allein geht z. B. das bewußte Sprechen aus, bei dem wir Rechtser und Linkser nicht zu unterscheiden vermögen; bei linkshändigen Menschen soll übrigens das Sprachcentrum rechts liegen. Gegen die Mazel'sche Theorie erhob sich sofort ein Herr de Leuze und erklärte seinen Vorgänger für einen Sophisten, der Ursache und Wirkung verwechselt habe. Denn die Lokalisirung der Ausdrucksbewegungen im Gehirn sei die Folge des Gebrauches

der rechten Hand, ebenso wie die Hirnzellen erst dann dem sprachlichen Ausdruck dienten, als der Mensch zu sprechen angefangen hätte. Die Rechtshändigkeit sei die Folge der Lage der Eingeweide und der Stellung unseres Körpers. Ein natürlicher Instinkt nöthige den Menschen, zunächst die gröberen, fleischigen oder knochigen Parthien des Körpers einer Gefahr preiszugeben. Da er aufrecht stehe, so müsse er naturgemäß dasjenige Organ vor Allem vertheidigen, dessen Gefährdung für sein Leben die bedenklichsten Folgen habe, nämlich das Herz, und zu diesem Zwecke müsse er diejenige Seite vor Allem preisgeben, welche von dem links gelegenen Herzen am weitesten entfernt sei, nämlich die rechte Seite, d. h. speziell die zur Abwehr und Vertheidigung am besten geeignete rechte Hand.

Im Zusammenhange mit obigen Ausführungen steht, was Herr Dr. O. Ankel in der jüngsten Zeit über den in Rede stehenden Gegenstand veröffentlicht hat. „Die Präponderanz der rechten Hand ist nichts uranfänglich Gegebenes, sondern eine Errungenschaft der Kultur, ein Resultat der fortschreitenden körperlichen und geistigen Differenzirung und Arbeitstheilung. Als der Mensch zum Menschen ward, als der Bau seines Körpers ihn befähigte und zwang, aufrecht zu gehen, hatte die rechte Hand wohl dieselbe Bedeutung wie die linke. Während den Beinen und Füßen, als den Organen der Fortbewegung, gleiche Rechte und Pflichten bis heute zukommen, schied sich die zu reicherer Entfaltung bestimmte Thätigkeit der Arme und Hände in der Weise, daß der linken Hand mehr die passive, haltende, schützende, der rechten die aktive, zufassende, angreifende Rolle zufiel. Die Präponderanz der rechten Hand dürfte von Hause aus sogar eine sekundäre Erscheinung sein: die Nothwendigkeit, im Kampfe gegen Mensch und Thier den edelsten Theil des Körpers, das Herz, durch die bewehrte oder unbewehrte Linke zu schützen, wurde auf allerniedrigster

Kulturstufe die Veranlassung, Keule und Beil, Messer und Spieß in die Rechte zu nehmen. Diese Gewohnheit übertrug sich auf friedliche Beschäftigungen. Seit jenen Tagen beginnenden Menschenthums hat sich, auch nachdem die primäre Ursache größtentheils weggefallen, das Uebergewicht der rechten Hand durch Vererbung und Erziehung unter den Kulturvölkern immer mehr herausgebildet und befestigt. Bei Naturvölkern dagegen tritt diese Differenzirung zuweilen noch heute weniger deutlich hervor, wie denn auch zum Theile bei denselben die Scheidung der vorderen von den hinteren Gliedmaßen minder scharf durchgeführt ist. In ähnlicher Lage befinden sich unsere Kinder, die zum Gebrauche und zur konventionellen Höherwerthung der Rechten geradezu erzogen werden müssen. In letzter Linie bildet also die Organisation des menschlichen Körpers, die Lage des Herzens, vielleicht auch mitwirkend die Beschaffenheit der Aorta, verbunden mit Beziehungen des Menschen zur Außenwelt, die primäre Veranlassung zur kräftigeren Entwickelung des rechten Armes, zur größeren Geschicklichkeit der rechten Hand."

Eine neue Hypothese hat vor Kurzem Herr Dr. F. Rosenberger aufgestellt; derselbe bringt das Uebergewicht der rechten Hand in Zusammenhang mit der scheinbaren Bewegung der Gestirne, dem Orientirungsbedürfniß der Menschen im Raume und die daraus sich ergebende Nothwendigkeit der künstlichen Scheidung des Körpers in zwei asymmetrische Hälften: eine linke, negative und eine rechte, positive; ferner mit dem Umstande, daß der nach vorn ausgestreckte rechte Arm des (zwecks Orientirung nach der Sonne schauenden) Bewohners höherer Breiten der nördlichen Halbkugel besser in der Lage ist, Rotationsbewegungen im Sinne des Sonnenganges auszuführen, als der linke. Es ist hier nicht der Ort, die eben kurz skizzirte Hypothese eingehend zu erörtern. Abgesehen von anderen Unwahr-

ſcheinlichkeiten ſcheinen Roſenberger's Vermuthungen ſchon aus dem einfachen Grunde Zweifel hervorzurufen, weil für die der nordhemiſphäriſchen Rechtshändigkeit nothwendig entſprechende Linksablenkung auf der ſüdlichen Halbkugel keine Beweiſe vorliegen.

Mit all' den vorſtehenden Erklärungsverſuchen ſcheint der Kern der Sache nicht vollſtändig getroffen zu ſein; vielleicht dürfte die folgende Hypotheſe, welche zugleich als eine Ergänzung der Ankel'ſchen Theorie ſich darſtellt, etwas mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich haben. So alt wie das Menſchengeſchlecht iſt der Kampf der Menſchen gegen einander; die Hand wurde früher im Kampfe geübt, als ſie den Griffel zu führen verſtand, früher noch, als ſie ſich Werkzeuge zu bereiten im Stande war. Zu den älteſten Werkzeugen gehört aber die Waffe, die den Feind treffen ſollte, welcher das Beſitzthum oder die Perſon des Anderen bedrohte. Als der Menſch nun erfahren, wo er den Feind am ſicherſten tödtlich treffen konnte, als er ſeinen Lebensquell entdeckt hatte, richtete er dorthin ſeinen Angriff. Aber mit der Rechten konnte er am ſicherſten und ſchnellſten das Herz des ihm gegenüberſtehenden Feindes treffen, und ſo mußte dieſe Hand für den Kampf geübt werden. So hat ſich die Menſchheit daran gewöhnt, ganz beſonders die rechte Hand ſtreitbar zu machen, und ſie iſt die bevorzugte Hand geblieben, als es galt, ſie in den Dienſt der Arbeiten des Friedens zu ſtellen.

Daß gerade die größere Kraft, Geſchicklichkeit und Ausbildung im vorwiegenden Gebrauche der Rechten der ganzen rechten Körperſeite mehr Muskulatur und dem ganzen Menſchen ein ſchiefes Anſehen und gerade etwas Linkiſches in ſeinem ganzen Benehmen gibt, ſcheint nur Wenigen aufzufallen, und zwar wohl deshalb nicht, weil das Auge ſich an dieſes geläufige und allgemein vorherrſchende Uebel längſt gewöhnt hat. Vor Jahren plaidirten in franzöſiſchen und

italieniſchen Fachzeitſchriften einmal einige Aerzte für gleichmäßigere Ausbildung der rechten und linken Hand und verlangten, daß man die Kinder ſchon von den erſten Lebensjahren an in dieſem Sinne erziehen ſollte; der franzöſiſche Arzt Brown-Séquard bewies ſogar umſtändlich, daß die Ausbildung der rechten Hand auf Koſten der linken unfehlbar auch geiſtige Nachtheile inſofern zur Folge hätte, als das Gehirn einſeitig ſchwächer bleibe und infolge deſſen nicht in dem Maße leiſtungsfähig ſein könne, wie ein gleichmäßig entwickeltes; und doch ſieht man heutzutage allerorts auch in dem Sinne in der Beſchränkung den Meiſter, daß man bei Kindern die Neigung, links zu werden, mit allen Mitteln zu unterdrücken und auszurotten ſucht, anſtatt für eine gleichmäßige Ausbildung beider Hände Sorge zu tragen. Erfahrung und Wiſſenſchaft haben vollauf beſtätigt, daß die phyſiſche Ausbildung der rechten Hand auf Koſten der linken in Kraft und Geſchicklichkeit nicht nur thöricht, ſondern ſogar ſchädlich und ungeſund iſt und im Lebenskampfe ſich auch als kindiſche Unbeholfenheit höchſt unangenehm bemerkbar machen kann, ſobald die Rechte einmal den Dienſt kündigt; denn wir könnten in dieſem Falle kaum die gewöhnlichſten Verrichtungen vornehmen und müßten, gerade wenn wir ſie am nothwengigſten brauchten, die eigene Linke links liegen laſſen. Dagegen iſt ſchließlich für den Vorzugsgebrauch der Rechten noch in's Feld zu führen, daß alle höhere Entwickelung ein Differenzirungsprozeß iſt, und daher praktiſch die höchſten Leiſtungen nur erreicht werden, indem man eine Hand auf Koſten der anderen vorzugsweiſe übt. Daß es nun aber gerade die Rechte und nicht die Linke iſt, der dieſer Vorzug zu Theil wurde, und warum dies geſchah, dafür hat man nach allen dieſen Unterſuchungen im Grunde doch nur mehr oder weniger zutreffende Vermuthungen, und der Streit der Gelehrten wird auch in der Folge noch fortdauern.

Mannigfaltiges.

Elternstreue bei Vögeln. — Vor einigen Jahren wurde auf der Insel Rügen in der Nähe des Ostseeufers ein Brunnen erbaut. Um den geeigneten Platz zu gewinnen, war es nöthig, von dem vom Ufer herabhängenden Gesträuche etwas wegzuhauen, wobei die Arbeiter in einem Haselbüschchen ein Goldammernest mit 4 Eiern fanden. Da der Strauch so stand, daß er allenfalls stehen bleiben konnte und die Arbeiter das Nest auch nicht gern zerstören mochten, so ließen sie ihn stehen. Die Angst und Unruhe des Vögelchens, das sein Nest in Waldesstille erbaut und bewohnt hatte und sich nun auf einmal an die freie Luft gesetzt sah, kann man sich leicht vorstellen, zumal drei Arbeiter fortwährend genöthigt waren, ihre Hacken und Schaufeln ganz in der Nähe seines Nestes zu schwingen. Ein Beobachter, dem das ängstliche Vöglein leid that, nahm das Nest und setzte es einige Schritte weiter abwärts an einen geeignet scheinenden Platz. Das Thierchen fand nun zwar bald sein Nest wieder, setzte sich auch einen Augenblick darauf, flog aber sogleich wieder davon und begab sich auf den alten, jetzt leeren Platz, wobei es in einem fort ängstlich klagte.

Das Weibchen ließ sich durch nichts bewegen, sein Nestchen wieder in Besitz zu nehmen, sondern es flog immer nur auf dem leeren Platz hin und her. Man ergriff daher in seiner Abwesenheit das Nest und versetzte es rasch auf seinen früheren Platz zurück. Es währte auch nicht lange, so kam es in Begleitung seines Männchen zurück. Dieses flog auf einen oberhalb des Nestes herabhängenden Ast, reckte sich mit langem Halse etwas herab und fing an zu zwitschern, als ob es nach der Aeußerung

eines Arbeiters sagen wollte: „Wat wist du denn, dat is jo all in Ornung.“ Kaum hatte das Weibchen diese beruhigenden Töne vernommen, so flog es wieder zum Neste und verhielt sich von jetzt ab viel ruhiger und flog nur noch selten herunter, obgleich die Arbeiter oft kaum einen Fuß vom Neste entfernt arbeiteten. Doch konnte man dem Thierchen die Angst in den weitgeöffneten, schwarzglänzenden Aeuglein ordentlich ablesen, und um demselben nach Möglichkeit Erleichterung zu verschaffen, bauten die Arbeiter aus Grashalmen einen kleinen Schirm vor das Nest.

Am übernächsten Morgen war ein Junges ausgeschlüpft, und die besorgte Mutter schien sich nun schon mehr an ihre Lage gewöhnt zu haben. Der vierte Tag war ein Sonntag, an dem nicht gearbeitet, und der Vogel also in keiner Weise beunruhigt wurde. Am folgenden Morgen waren zwei Vögelchen ausgeschlüpft. An diesem Tage aber begann für das alte Vögelchen eine neue harte Prüfung. In der Grube war man nämlich auf mehrere große Steine gestoßen, die ohne Sprengung nicht entfernt werden konnten. Dieselben wurden durch drei kanonenschußartige Detonationen zersprengt. Bei jedem Donner verschwand die Vogelmutter aus dem Neste; sobald sich aber der Pulverdampf verzogen hatte, kehrte sie wieder dahin zurück. Die guten Thierchen mochten die Lage für ihre Jungen doch für zu gefahrvoll halten; denn am sechsten Morgen waren alle auf einmal aus dem Neste verschwunden. Wahrscheinlich hatte das Männchen ein anderes Nest zurecht gemacht und die Kleinen mit der Mutter dahin in Sicherheit gebracht. Hsch.

Ein Napoleonsbewunderer. — Unter den deutschen Kleinfürsten gab es bekanntlich nicht wenige Napoleonsanbeter. Ein solcher war auch der komische Herzog Emil August von Gotha. Wie sein hoher Verwandter, der Kaiser Alexander I. von Rußland, war der Gothaer Herzog unerschöpflich in Ausrufen der Bewunderung Napoleon's, „des großen Frankenkaisers, wie die Welt seit Karl dem Großen keinen auf dem Thron erblickt habe“.

Als nach der Schlacht von Jena der Kaiser den Herzog an den Wagenschlag kommen ließ und ihn fragte: „Wie groß, Monsieur de Gotha, ist denn Ihr Land?“ gab dieser deutsche Herzog zur Antwort: „So groß, wie Eure Majestät es befehlen!“

Und als bei einer Mittagstafel während des Kongresses zu Erfurt, im Jahre 1808, auf welchem Deutschland verschachert wurde, der Herzog dem Kaiser in stummer Bewunderung, ohne irgend eine Speise zu berühren, gegenübersaß und dieser bemerkte: „Eh bien! Monsieur de Gotha, Sie leben wohl von — die Luft?" entgegnete Emil August: „Verzeihen Eure Majestät, ich lebe von den Strahlen der Sonne!" —k.

Leuchtendes Fleisch. — Es ist eine den Fleischern bekannte Erscheinung, daß das Fleisch geschlachteter Thiere mitunter ein eigenartiges phosphorähnliches Leuchten im Dunkeln zeigt, ähnlich, wie man vielfach bei faulem Holze, bei Fischgräten, Krebsschalen u. dergl. beobachten kann. Man hatte früher angenommen, daß es sich hierbei um eine Lichtentwickelung handle, welche durch langsame Oxydation des faulen Körpers — welche im Grunde genommen nichts Anderes, als eine allmälige Verbrennung ist — erzeugt werde. Mit Hilfe des Mikroskops hat man aber nachgewiesen, daß das Leuchten derartigen Fleisches durch zahllose kugelige und längliche bewegliche Bakterien veranlaßt wird, welche die Eigenschaft des Selbstleuchtens besitzen. In einem Fall, wo solche Mikroorganismen sich gebildet hatten, war das Fleisch so hellleuchtend, daß man dabei die Ziffern einer Uhr erkennen konnte. Das Fleisch selbst erschien frisch und gesund, ohne irgend eine Spur von Fäulniß. Die Erscheinung verschwand vielmehr mit dem Eintritt der Fäulniß, gewöhnlich am sechsten oder siebenten Tage. Dieselbe Erscheinung hat man neuerdings auch bei gekochten Kartoffeln wahrgenommen. Das grünliche Licht verschwand im erhellten Raume, in dem sich die Kartoffeln gebräunt und auch farbig zeigten. Nach vier Tagen beschränkte sich die Lichterscheinung auf einzelne Punkte, die mit erbsengroßen und kleineren grünen funkelnden Perlen übersäet erschienen; im Innern der Frucht konnte nichts Aehnliches beobachtet werden. Auch hier sind Bakterien im Spiele. H. Th.

Käseverbrauch der Welt. — Den stärksten Käseverbrauch von allen Ländern hat England, wie es auch den bei Weitem stärksten Fleischkonsum aufzuweisen hat. Von der jährlichen Einfuhr von Käse aller europäischen Länder von etwa 240 Millionen Kilogramm erhält England allein über 180 Millionen, also beinahe

70 Prozent. Frankreich ist mit 31,5, Deutschland mit 20 Millionen Kilogramm daran beteiligt. Dabei führt England kaum 2 Millionen Kilogramm aus, es konsumirt also auch noch den bei Weitem größten Theil seiner eigenen, nicht unbedeutenden Produktion, Deutschland führt über 20 Millionen Kilogramm, Frankreich dagegen nur 8 bis 9 Millionen Kilogramm aus. Die Ausfuhr aus der Schweiz beläuft sich auf 43, diejenige aus Holland auf 56 Millionen Kilogramm jährlich. —dn—

Ein Geschenk der Rachel. — Die berühmte französische Schauspielerin Rachel erhielt einst ein Diadem von Gold mit sechs Edelsteinen, die so geordnet waren, daß ihre Anfangsbuchstaben wie beim Akrostichon sowohl den Namen der Künstlerin, als auch ihre vornehmsten Rollen andeuteten. Die Reihenfolge war diese:

Rubin	Roxane
Amethyst	Ameneide
Cornalin	Camille
Hemalit	Hermione
Emeraude (Smaragd)	Emilie
Lapis Lazuli	Laodice

Die Huldigung war sicher ebenso originell wie sinnig! P. Zunk.

Von den amerikanischen Eisenbahnpostbeamten. — Durch ein ganz besonderes Gedächtniß müssen sich die nordamerikanischen Eisenbahnpostbeamten auszeichnen, indem man ihnen zumuthet, 15,000 bis 20,000 Postämter des Landes zu kennen, sowie deren Lage und mit welcher Bahnlinie sie am schnellsten zu erreichen sind. Der Eisenbahnpostbeamte hat daher eine ziemlich harte Schule durchzumachen. Das Examen, welches er bei seinem Eintritt abzulegen hat, ist freilich nicht schwer und hält keinen Vergleich aus mit den Anforderungen, wie man sie beispielsweise in Deutschland stellt. Besteht der Examinand, so wird er als „Substitut" ohne Gehalt angestellt, kann jedoch bald, wenn er sich brauchbar erweist, zu Vertretungen bezahlter Beamten verwendet werden. In der Hauptsache aber besteht seine Beschäftigung in der Beförderung der Postsäcke aus dem Wagen und in denselben, und Verbringung derselben nach dem Bahnpostamt. Somit bleibt ihm bei dieser Arbeit Zeit genug, sich für etwas

Besseres vorzubereiten, und seine Sache ist es, dieselbe auszunutzen.

Jeden Monat findet eine Prüfung statt, in welcher der Substitut Karten, welche mit den Namen der für einen bestimmten Theil einer Bahnlinie in Betracht kommenden Postämter bedruckt sind, in die vorgeschriebenen Fächer zu legen hat. Dies heißt mit anderen Worten: er muß jetzt etwa 900 bis 1500 Postanstalten im Gedächtniß haben und wissen, ob dieselben an der Hauptlinie oder abseits von derselben liegen und an welcher Station die für die letzteren bestimmten Postsachen auszugeben sind. Besteht der Substitut die erste derartige praktische Prüfung, so wird er bei vorkommender Vakanz mit einem Gehalt von 800 Dollars — etwa 3250 Mark — angestellt. Jedes nächste Examen umfaßt weitere Sektionen der Bahnlinien; der Fahrpostbeamte muß sich daran so lange betheiligen, bis seinem Gedächtniß die Tausende von Plätzen geläufig sind.

Von dem Ausfall dieser Prüfungen, der Tüchtigkeit im Dienste und der moralischen Führung des Eisenbahnpostbeamten hängt seine Beförderung in eine höhere Gehaltsstufe ab, deren es im niederen Postdienst — von diesem spreche ich hier nur — fünf gibt und von denen die höchste ein Jahreseinkommen von 1300 Dollars — etwa 5300 Mark — bezieht. Man ersieht hieraus, daß diese Beamten, von denen hauptsächlich ein gutes Gedächtniß und eine mehr oder weniger mechanische Thätigkeit verlangt wird, nicht schlecht dafür honorirt werden. v. B.

Der Koch als Musiker. — Jeder Komponist, möchte man sagen, trägt eine gewisse Fülle von Melodien in sich selbst umher; ist diese erschöpft, so vertrocknen mit der Tinte auch die Gedanken, und Musiker, die sich ausgeschrieben haben und jener Mahnung, rechtzeitig aufzuhören, nicht achten, werden matt, wiederholen sich und schaden ihrem früheren Rufe.

Monsigny, der Leibkoch Ludwig's XV., ist ein merkwürdiges Beispiel dieser Art. Er fühlte plötzlich eine musikalische Ader in sich entstehen, schrieb und komponirte Tag und Nacht, und nachdem er etwa ein Dutzend Opern hervorgebracht, legte er die Feder nieder und kehrte zu seiner früheren Beschäftigung zurück. Wie in einer Goldmine war die Ader erschöpft, doch lebt

sein Name fort in der Tonwelt, und einige seiner Werke, wie der ungemein liebliche „Deserteur", werden noch immer gerne gehört. —k.

Das älteste Gasthaus. — Den Ruhm, das älteste Gasthaus in Deutschland zu sein, soll „Der Löwe" in dem sächsischen Städtchen Adorf bei Plauen im Voigtlande besitzen. Sollte irgendwo noch ein älteres Gasthaus existiren, so hat sicher „Der Löwe" den unbestrittenen Vorzug, daß wohl kein Gasthaus der Welt sich rühmen kann, so lange in dem Besitze einer und derselben Familie zu sein. Nachweislich ist seit dem Jahre 1440 die Familie Klarner die Besitzerin des Adorfer Löwen. Dr. W.

Eine unterbrochene Vorlesung. — Der Dichter Legouvé, Mitglied am College de France zu Paris, wo er den Virgil erklärte († 1812), schrieb einst zum Preise der Damen ein Gedicht in mehreren Gesängen, betitelt: „Das Verdienst der Frauen." Ehe er dieses Gedicht drucken ließ, wollte er einem Freunde den ersten Gesang vorlesen. Kaum hatte er jedoch zu lesen begonnen und war bis zu dem Verse gekommen, welcher beginnt: „Wie soll das Glück des Ehemanns ich schildern!" als seine Frau draußen nach ihm rief.

Er antwortete: „Sogleich!" begann aber wieder zu lesen: „Wie soll das Glück — —"

Ein verstärkter Ruf der Gattin, sofort zu kommen, unterbrach ihn jedoch auf's Neue. Nichtsdestoweniger begann er aber zum dritten Male: „Wie soll das Glück —"

Jetzt ward die Frau jedoch bitterböse und rief ihren Befehl mit so gellender Stimme durch die Thür, daß er endlich die Fassung verlor und ausrief: „Weib! Du ärgerst mich noch zu Tode."

Dennoch wollte er noch einmal die unglückliche Zeile wieder anfangen, aber sein Freund brach in ein unendliches Lachen aus und Legouvé mußte mitlachen. So schloß die Vorlesung.

—dn—

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Schatzkästlein
des guten Rats.

Sechste vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Dieses Hausbuch gibt auf alle möglichen Fragen, die das tägliche Leben mit sich bringt, ausführliche Antwort. Der Inhalt gliedert sich in folgende Abteilungen:

Unser Haus. — Die Gesundheit. — Die Haushaltung. — Am Schreibtisch. — Unsre Tiere als Hausfreunde. — Der Hausgarten. — Die gute Lebensart. — Erziehung und Berufswahl. — Unser Recht. — Spiele;

also ein reichhaltiger Stoff, der unendlich viel des Wissenswerten und Nützlichen bietet. — Ein genaues Register erleichtert das Nachschlagen ungemein.

In den meisten Buchhandlungen zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganzes.

Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen.

Herausgegeben von

C. Falkenhorst.

12 elegant in Ganzleinwand gebundene Bände.

Preis eines Bandes M. 2.50.

Das Werk bietet in seinen zwölf Bänden folgenden reichen und interessanten Inhalt:

Bd. 1. Emin Paschas Vorläufer im Sudan.
„ 2. Emin Pascha, Gouverneur von Hatt-el-Estiwa.
„ 3. Henry M. Stanleys Forschungen am Kongo und Nil.
„ 4. Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gründung einer deutschen Kolonie.
„ 5. Auf Bergeshöhen Deutsch-Afrikas.
„ 6. Durch die Wüsten und Steppen des dunklen Weltteils.
„ 7. In Meerestiefen. Geschichte der Erforschung und Eroberung der Meere.
„ 8. Prschewalskis Reisen in Centralasien.
„ 9. Nordpolfahrten.
„ 10. Luftfahrten.
„ 11. Weltentdecker und Weltumsegler.
„ 12. Amerikanische Staatenzerstörer und Staatengründer.

} Jubelschriften zur Feier der Entdeckung Amerikas.

Die Verlagshandlung hat sich bei Herausgabe dieser Bibliothek die Aufgabe gestellt, den Bedingungen einer echt populären Darstellung gerecht zu werden. Die Darstellungen sind so kurz gehalten, daß jedermann Zeit finden kann, sie zu lesen; dennoch enthalten sie das Wichtigste, was zur Orientierung über eine der bewegenden Fragen nötig ist, in einer Form, die nicht ermüdend, sondern anregend wirkt. Die schmucken Bände sind eine Zierde für jede Hausbibliothek und verdienen zur Anschaffung dafür wärmstens empfohlen zu werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Bildersaal
der
Welt-Litteratur
von
Johannes Scherr.

3 Bände in Lex.-Format. Eleg. brosch. M. 18.—,
in 3 Halbfranzbänden M. 24.—

Bildersaal der deutschen Litteratur
von Johannes Scherr.

Separat-Abdruck aus dem Bildersaal der Welt-Litteratur.

Elegant broschiert Mark 8.—,
schön gebunden
Mark 10.—

In den meisten Buchha